Heft 1, März 2017 / 97. Jahrgang E 1459

Badische Heimat

Mein Heimatland
ISSN 0930-7001
Zeitschrift für Landes- und Volkskunde,
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

IMPRESSUM

Herausgeber
Landesverein Badische Heimat e. V.
Hansjakobstr. 12
79117 Freiburg

Landesvorsitzender:
Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Chefredakteur:
Heinrich Hauß, Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe
Tel.: (07 21) 75 43 45
Fax: (07 21) 92 13 48 53

Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24, Fax (07 61) 7 07 55 06
Geschäftszeiten: Mo., Di., Do. 9.00–12.00 Uhr
Internet: www.badische-heimat.de
E-Mail: info@badische-heimat.de

Zahlstellen des Landesvereins:
- Postbank Karlsruhe
  IBAN: DE33 6601 0075 0016 4687 51
  BIC: PBNKDEFF
- Sparkasse Freiburg – Nördlicher Breisgau
  IBAN: DE48 6805 0101 0002 0032 01
  BIC: FRSPDE66XX

Gesamtherstellung:
Rombach Verlag
Unterwerkstraße 5
79115 Freiburg i. Br.
E-Mail: heftredaktion@badische-heimat.de

Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 9 gültig.

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Jahrespreis für Einzelmitglieder 32,– €. Preis des Heftes im Einzelverkauf für Nichtmitglieder 11,50 €. Nachbestellung von bis zu 2 Heften für Mitglieder 8 €. Weitere Exemplare zum Einzelverkaufspreis erhältlich..

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Die Herausgabe dieser Zeitschrift wird vom Land Baden-Württemberg, vertreten durch das Regierungspräsidium Freiburg, unterstützt.

Titelbild: Das Melanchthonhaus wurde 1897 an der Stelle des 1689 abgebrannten Geburtshauses des Reformators im spätgotischen Stil errichtet. Der Grundstein wurde am 16. Februar 1897 gelegt, dem 400. Geburtstag Melanchthons. Der Bau wurde 1903 feierlich eingeweiht. Daneben der ursprüngliche Bauplan des Melanchthonhauses von 1897. (Foto: Melanchthonhaus Bretten)

Inhalt

EDITORIAL

Editorial
Sven von Ungern-Sternberg 4

Zu diesem Heft
Heinrich Hauß 5

Grußwort des Oberbürgermeisters Martin Wolff
Martin Wolff 6

AUFSÄTZE: SCHWERKUNKT BRETTEN

Viel Steine gab's und wenig Brot
Grundzüge der Brettener Stadtgeschichte
Peter Bahn 7

»ein beschlüßiges Küstlein, worin die Bürgermeisterschriften in Verwahrung geleget werden«
Zur Geschichte des Stadtarchivs Bretten
Alexander Kipphan 16

Die Täufer und die Reformation im Kraichgau
Martin Schneider 20

Vom Mittelalter über den Stadtbrand 1689 bis in Gegenwart und Zukunft?
Brettens historische Bauwerke
Christopher Retsch 29

Philipp Melanchthon als Reformator und Humanist
Günter Frank 44

Die Ortsgruppe Bretten im Landesverein Badische Heimat e. V., Freiburg
Heidemarie Leins 58

Auch Diedelsheim begeht ein 1250-jähriges Jubiläum
Erste urkundliche Erwähnung des heutigen Brettener Stadtteils im gleichen Jahr wie die Kernstadt
Peter Bahn 64

Bretten: schön gelegen, gut angebunden
Markus Klohr 68

AUFSÄTZE

Heimat ist Vielfalt – Karlsruhe lebt die Vielfalt
Michael Hölle 70

Ein schreckliches Gedicht
Wie Heinrich Vierordt in die Weltliteratur geriet
Johannes Werner 76

Eine Facette der national-sozialistischen »Machtergreifung«
Die Karlsruher Polizei und die »Deutsche Erhebung in Baden« 1933
August Greiner 80

Ein rätselhafter Todesfall
Reiner Haehling von Lanzenauer 93

Johann Baptist Kirner – Badischer Hof- und Genremaler der Biedermeierzeit
Mona Djabbarpour 99

Ein Prunkkamm für den Fürsten
Katharina Siefert 111

AUSSTELLUNGEN IN BADEN

Schwarzwald Bilder. Kunst des 19. Jahrhunderts
Ein »spannender Auftakt für die Heimattage 2017«
Der Blick von der Residenz auf den Schwarzwald
Heinrich Hauß 118

GEDENKTAGE BADISCHER GESCHICHTE

21. Februar 2017: Der 50. Todestag von Kunigunde Fischer (10.11.1812–21.2.1967)
Führend in der sozialdemokratischen Frauenbewegung
»Eine wichtige Rolle in der Geschichte der Stadt Karlsruhe«
Heinrich Hauß 121

Heinrich Johann Jung-Stilling
(12. September 1746–2. April 1817)
200. Todestag Johann Heinrich Jung-Stillings am 7. April 2017
Heinrich Hauß 122

250 Jahre Goldstadt Pforzheim
6. April 1767: Geburtsurkunde des Pforzheimer Unternehmertums
Heinrich Hauß 124

GESCHICHTSVEREINE IN BADEN

Geschichts- und Museumsverein Mosbach e. V. und Große Kreisstadt Mosbach
Mosbacher Jahreshefte, Jahresheft 2017, 26. Jahrgang
Heinrich Hauß 127

AUS DEM LANDESVEREIN

Wozu ein Landesverein Badische Heimat?
Ein Weckruf
Kurt Andermann 129

Erwiderung
Heinrich Hauß 132

Veranstaltungen des Landesvereins: Die Badische Heimat bei den Baden-Württembergischen Heimattagen 2017 in Karlsruhe 134

Regionalgruppe Bretten: Zur Geschichte der Regionalgruppe Bretten
Michael Ertz 135

Dank und Anerkennung für Otto Bickel / Bretten
Adolf Schmid 136

AKTUELLE INFORMATIONEN

Redaktion: Heinrich Hauß

Verleihung des 35. Landespreises für Heimatforschung
Volker Kronemayer 137

Schloss und Garten Schwetzingen 2016
Ein Rückblick
Volker Kronemayer 140

»Schwetzingen dreht am Rad« RADKULT(O)UR SCHWETZINGEN
Volker Kronemayer 141

Astronomie in der Kurpfalz
Tagung in Schwetzingen am 19. März 2016
Volker Kronemayer 143

Aufruf an die Leser
Virtuell im Netz vereinigt – historische Ausgaben des Lahrer Hinkenden Boten
Ludger Syré 145

JAHRESRÜCKBLICKE

Regionalgruppe Freiburg 147
Regionalgruppe Karlsruhe 147
Regionalgruppe Mannheim 149
Regionalgruppe Rastatt 151
Regionalgruppe Schwetzingen 153

Buchbesprechungen 156

Editorial

Meine sehr geehrten Damen und Herren,
liebe Freunde der Badischen Heimat!

Das vorliegende Heft knüpft an die erfolgreichen Hefte mit einem Städte-Schwerpunkt an. Das Stadtjubiläum von Bretten ist ein schöner Anlass, diese mittelbadische Stadt mit einer langen geschichtlichen Tradition in den Mittelpunkt zu stellen. Ich danke der Stadt Bretten, allem voran ihrem Oberbürgermeister Martin Wolff und besonders Peter Bahn für die exzellente Zusammenarbeit sowie allen Autoren für gelungene und informative Beiträge.

Auch allen anderen Autoren des Heftes sei gedankt.

Der Beitrag von Prof. Dr. Kurt Andermann »Wozu ein Landesverein Badische Heimat?« (Seiten 129–133) fügt sich in die Reihe der Diskussionsbeiträge um unsere Bodman-Tagung am 21./22. Juni 2016 ein. Wie schaffen wir es, angesichts des Mitgliederschwundes und zu wenig ehrenamtlich engagierter einzelner Personen die Weichen für die Zukunft richtig zu stellen? Es ist kein Trost, dass es den meisten Kulturvereinen ähnlich ergeht. Sorgen bereitet dem Landesverein ebenso die Auflösung einzelner Regionalgruppen.

Umso mehr danke ich denen, die sich aus Überzeugung und mit Engagement einbringen. Einerseits teile ich voll und ganz den leidenschaftlichen Appell von Kurt Andermann. Sein Weckruf ist leider angebracht. Anderseits ist aber nicht Pessimismus und Resignation, sondern Zuversicht und zupackender Optimismus das einzige Mittel, neue Mitglieder für unsere Arbeit zu interessieren und zu begeistern.

Unsere Vierteljahreszeitschrift ist weiterhin »das Flaggschiff« dessen Qualität sehr geschätzt wird. Insbesondere unserem Chefredakteur Herrn Heinrich Hauß und Gräfin Anna zu Stolberg sei hierfür herzlich gedankt.

Ihnen allen wünsche ich Freude an der Lektüre.

Dr. Sven von Ungern-Sternberg,
Landesvorsitzender

Zu diesem Heft

Erfreulicherweise hat die Stadt Bretten darum gebeten, zum 1250. Jubiläum der Stadt im Jahre 2017 einen Schwerpunkt mit verschiedenen Aufsätzen in unseren Heften vorzusehen. Die Redaktion dankt besonders Herrn Dr. Peter Bahn für die Koordinierung und Betreuung der Aufsätze.

Besonders hinweisen möchte ich auf die Aufsätze von Günther Frank »Philipp Melanchthon als Reformator und Humanist« und auf Martin Schneiders »Reformation im Kraichgau«, da beide Artikel als Beitrag zum Reformationsjahr in unserer Publikation gelten können.

Die Regionalgruppe Bretten hat sich vor 16 Jahren nach einer Kooperation mit dem Museums- und Geschichtsverein e. V. Bretten nach 79 Jahren aufgelöst. Im Zusammenhang mit der früheren Regionalgruppe weisen wir mit einem Wiederabdruck einer Würdigung der Verdienste Otto Bickels für Bretten und die BH von Adolf Schmid hin (P. Bahn / E. Jeck (Hg.): Festschrift zum 90. Geburtstag von Otto Bickel, 2003).

Prof. Dr. Kurt Andermann hat im Anschluss an die Mitgliederversammlung im November 2016 dem Vorsitzenden und der Redaktion einen Aufsatz zugehen lassen, der den Landesverein in Freiburg mit allem Nachdruck in Form eines »Weckrufes« an die eigentliche Aufgabe, der Pflege der badischen Identität, erinnert.

In der Auseinandersetzung mit dem Aufsatz Andermanns, bin ich inzwischen zu dem Schluss gekommen, dass eine badische Identität nach 65 Jahren Baden–Württemberg nur mehr als kulturelle Identitäten der badischen Regionen am Rhein verstanden werden kann. Der Schwäbische Heimatbund folgt meiner Ansicht nach mit dem Anliegen, das er in seinen Heften vertritt, nämlich »Württembergische Landeskultur« abzubilden, einem ähnlichen Konzept. Der Unterschied zur Badischen Heimat liegt allerdings darin, dass wir nicht auf eine »Landeskultur«, sondern nach dem Zerfall Badens in seine früheren Teile realistischerweise nur auf regionale badische Kulturen rekurrieren können. Da das so verstandene Identitätskonzept kulturell regional orientiert ist, ist eine Kooperation mit andern »Kulturträgern« in Baden zwingend notwendig. Baden-Identität und Baden-Bewusstsein lebendig zu erhalten, das schafft ein (privater) Verein nicht mehr allein! Das Konzept kultureller badischer Identitäten macht auch die Anschlussfähigkeit an korrespondierende urbane und lokale Marketings leichter möglich. So ist denn Kooperation auch ein wichtiges Anliegen des vorgesehenen Reformkonzepts der Badischen Heimat. Auch werden in Zukunft die Regionalgruppen innerhalb dieses Konzepts eine neue wichtige Rolle spielen. Beide Anliegen sollten umgehend vom Landesverein in Angriff genommen werden.

Den Regionalgruppen, die für das Jahr 2016 ausführliche »Jahresrückblicke« eingereicht haben, danke ich herzlich. Heimat ist Heimat vor Ort, urban oder regional. *Heinrich Hauß*

Grußwort des Oberbürgermeisters Martin Wolff

In diesem Jahr feiert Bretten ein stolzes Jubiläum. 1250 Jahre ist es her, dass unsere Stadt erstmals urkundlich erwähnt wurde. Diese Ersterwähnung im Codex des Klosters Lorsch sagt allerdings noch nichts über das tatsächliche Alter der Dauersiedlung auf unserer Gemarkung. Wie Grabungsfunde belegen, dürfte die kontinuierliche Besiedelung noch rund 270 Jahre weiter zurückreichen, bis zur fränkischen Landnahme um 500.

Aus diesen frühen Anfängen hat sich ein zwar auf Schritt und Tritt geschichtsträchtiges, aber auch modernes, dynamisches und leistungsstarkes Gemeinwesen entwickelt. Als attraktives Mittelzentrum an der Nahtstelle zwischen Kraichgau und Stromberg, als Schul- und Einkaufsstadt und als Wirtschaftsstandort mit großer Branchenvielfalt nimmt die Große Kreisstadt Bretten heute wichtige Funktionen für ein weites Umland wahr. Die Ausstrahlung Brettens auf kulturellem Gebiet ist eng mit dem Namen des hier geborenen Reformators und Humanisten Philipp Melanchthon verbunden, aber auch mit dem alljährlichen Peter-und-Paul-Fest, das als ältestes südwestdeutsches Heimat- und Volksfest alljährlich Besucher aus der ganzen Bundesrepublik und aus dem europäischen Ausland anlockt.

Ich freue mich, dass der Landesverein Badische Heimat als traditionsreiche und angesehene Vereinigung für Landesgeschichte und Volkskunde sich bereit erklärt hat, anlässlich des Brettener Stadtjubiläums ein Schwerpunktheft seiner Vierteljahreszeitschrift Badische Heimat unserer Stadt zu widmen. Beiträge verschiedener Autoren beleuchten darin Aspekte der facettenreichen Geschichte Brettens, dabei stets mit offenem Blick für die Gegenwart und die Zukunft. Ich wünsche allen Lesern der Badischen Heimat eine spannende und interessante Lektüre und lade Sie herzlich ein, an den zahlreichen Jubiläumsaktivitäten teilzunehmen, die Bretten in diesem Jahr für die Bürger und für auswärtige Besucher anbietet.

Martin Wolff
Oberbürgermeister der Stadt Bretten

Viel Steine gab's und wenig Brot

Grundzüge der Brettener Stadtgeschichte

Peter Bahn

Im Jahr 2017 begeht die Stadt Bretten das 1250-jährige Jubiläum ihrer urkundlichen Ersterwähnung im Codex des Klosters Lorsch. Im Laufe der seither belegbaren Stadtgeschichte erlebte Bretten unterschiedliche Landesherrschaften sowie zahlreiche Höhen und Tiefen bei seiner Entwicklung. Zu den Konstanten der Stadtgeschichte gehörte die Verarbeitung zahlreicher Belagerungen, Eroberungen und Zerstörungen, was mit dazu beitrug, dass die Bevölkerung allem, was von außen kam, lange Zeit mit großer Skepsis gegenüber stand.

Der Brettener Boden ist nicht sehr steinig – vielmehr verleiht eine Löß-Lehmschicht unterschiedlicher Dicke gemeinsam mit einem relativ milden Klima der Gegend um Bretten eine Fruchtbarkeit, die man sich andernorts durchaus wünschen würde. Wenn im Titel dieses Aufsatzes dennoch von »vielen Steinen« die Rede ist, so liegt darin eine gewollte Metaphorik: die »Steine« verweisen auf die oft unsäglichen Mühen der Bewohner von Bretten, sich trotz der hervorragenden naturräumlichen Verhältnisse im Verlauf der Geschichte zu behaupten. Und wenn mit Blick auf Bretten auch noch von »wenig Brot« die Rede ist, dann erinnert das an die zahlreichen Hungersnöte und Phasen des Elends, die – überwiegend kriegsbedingt und damit menschengemacht – die Stadtgeschichte durchzogen.

Geburt aus Blut und Tränen

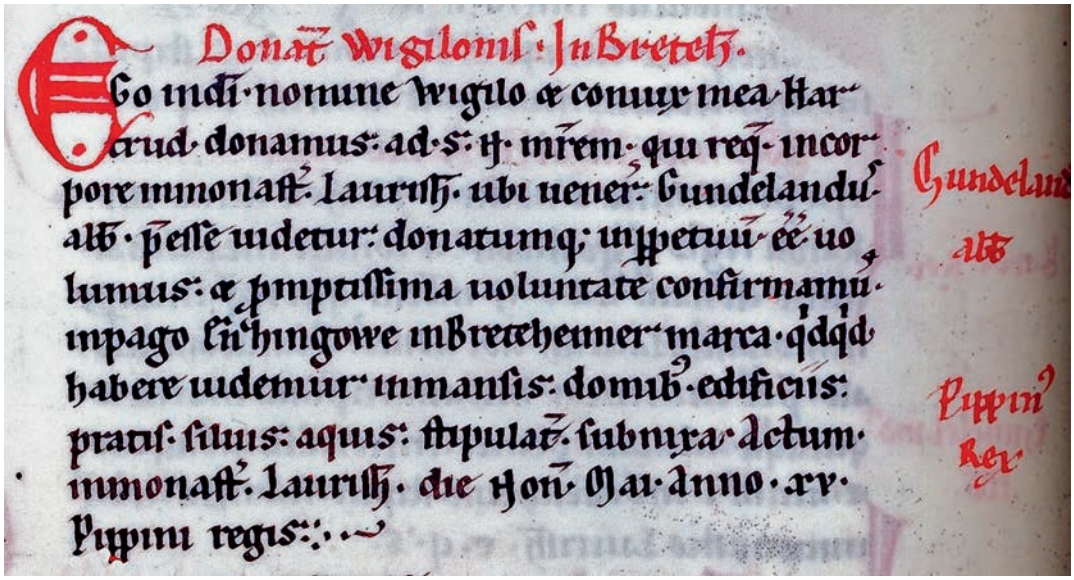
Boden und Klima begünstigten schon vor rund 9000 Jahren die ersten Ansiedlungen von Menschen im Brettener Raum. Die ältesten Siedlungsspuren stammen aus der Zeit um 7000 v. Chr. Aus den entsprechenden Grabungsfunden lässt sich allerdings noch keine kontinuierliche Besiedelung ableiten, vielmehr ließen sich Stämme und Völkerschaften ganz unterschiedlicher Herkunft für kürzere und längere Zeiträume auf der Gemarkung des heutigen Bretten nieder, zogen irgendwann weiter oder wurden vertrieben. Seit dem 1. nachchristlichen Jahrhundert gibt es Hinweise auf eine römische Besiedelung, und über das Gebiet, auf dem später einmal Bretten entstehen sollte, verlief eine Römerstraße vom Rhein in Richtung des östlich gelegenen Limes. Doch all dies ist »Scherbenkunde«

und gibt noch keinen Aufschluss über die aus schriftlichen Quellen belegbare kontinuierliche Geschichte Brettens.

»Geboren« wurde die Stadt in der Zeit der Völkerwanderung, nach der Vertreibung der Römer durch germanische Stämme. Es war eine Geburt aus Blut und Tränen. Anzunehmen, aber nicht konkret belegbar, ist für das 4. und 5. nachchristliche Jahrhundert eine zeitweilige Besiedlung des Brettener Raumes durch die Alemannen. Älteste Spuren einer dauerhaften Besiedelung der Gemarkung (in Form mehrerer fränkischer Reihengräber im Gewann Husarenbaum und nahe des späteren Gottesackertors) stammen aber erst aus der Zeit um 500. Sie verweisen darauf, dass die Ortschaft Bretten eine fränkische Gründung ist. Voraussetzung der fränkischen Landnahme im Raum Bretten und im umgebenden Kraichgau waren zwei blutige Schlachten, bei denen die fränkischen Heere 496 bei Zülpich und 506 bei Straßburg die Alemannen besiegen und nach Süden hin abdrängen konnten. Aus den folgenden rund 270 Jahren allerdings liegen keine weiteren Zeugnisse zur Geschichte von Bretten mehr vor – schon gar nicht solche in schriftlicher Form.

767: Bretten wird getauft

Vor dem Hintergrund der früheren Bodenfunde und vor allem angesichts der Tatsache, dass bereits ab der Zeit um 500 die Existenz einer dauerhaften Siedlung auf dem Gebiet der heutigen Brettener Altstadt anzunehmen ist, kann man das Dokument aus dem Jahr 767, in dem Bretten erstmals urkundlich und mit Namen erwähnt wird, keinesfalls als »Geburts«- sondern allenfalls als »Taufurkunde« der Stadt ansehen. Hierauf wies der Historiker Alfons Schäfer bereits 1977 in seinem Standardwerk »Geschichte der Stadt Bretten« ausdrücklich hin, indem er formulierte: »Die Siedlung Bretten ist bedeutend älter, als dieses früheste schriftliche Zeugnis ihrer Existenz.«[1] In der besagten Urkunde aus dem berühmten Codex der Klosters Lorsch, die das Da-



Ersterwähnung Brettens im Codex Laureshamensis, Ausschnitt

tum vom 7. Mai 767 trägt und als Ausgangspunkt für das 1250-jährige Stadtjubiläum im Jahr 2017 angesehen wird, bezeugen die Lorscher Mönche eine Schenkung des fränkischen Adeligen Wigilo an ihr Kloster. Wigilo und seine Ehefrau Hartrud übereigneten ihnen »um ihres Seelenheiles willen« demnach »Hufengüter, Häuser, Gebäude, Wiesen, Wald und Wasser« in »Breteheimer Mark«[2], d. h. auf Brettener Gemarkung. Die Urkunde ist außerordentlich aufschlussreich, denn sie ist nicht nur das erste Schriftzeugnis, das von der Existenz der Siedlung Bretten Auskunft gibt, sie auch ein deutlicher Hinweis auf das theozentrische Weltbild des Mittelalters, in dem alles Denken und Handeln auf Gott und das künftige Seelenheil hin ausgerichtet war.

Zugleich markiert die Urkunde auch den Beginn des klösterlichen Einflusses und Grundbesitzes im Brettener Raum: in den folgenden sieben Jahrhunderten und damit das gesamte Mittelalter hindurch sind es mit Hirsau, Weißenburg, Herrenalb, Maulbronn und Frauenalb (um nur die wichtigsten zu nennen) nicht wenige weitere Klöster, die in und um Bretten durch Schenkungen, Erbschaften und Käufe Grundbesitz, wirtschaftliche Bedeutung und z. T. auch politischen Einfluss gewinnen. Nicht hoch genug eingeschätzt werden kann dabei das Wirken der Mönche und Nonnen bei der Erschließung und Urbarmachung des Landes: vornehmlich die Klöster waren es, die die Rodung von Waldstücken zur Anlage neuer Ackerflächen veranlassten, der heutige Brettener Stadtteil Ruit z. B. entstand im 13. Jahrhundert aus von den Maulbronner Klosterbrüdern vorgenommenen Rodungen. Die Klöster legten Fischteiche an, führten den nach dem Ende der Römerzeit vergessenen Weinbau wieder ein und pflegten über ihre Amtshöfe und Grangien (Hofgüter) zu ihrer Zeit »moderne« landwirtschaftliche Anbaumethoden.

All dies kam auch der Siedlung Bretten zugute, die sich im frühen und hohen Mittelalter kontinuierlich weiter entwickelte. Im Jahre 1149 wird in einer Maulbronner Urkunde erstmals eine Zahlung in »Brettener Münze« erwähnt, was auf die (zumindest kurzzeitige) Existenz eines eigenen Münzrechtes für die Siedlung Bretten schließen lässt. Da das Münzrecht jedoch fast nie ohne das gleichzeitige Bestehen eines Marktrechtes verliehen wurde, kann man mit Blick auf Bretten auf ein seit mindestens seit 1149 vorhandenes Marktrecht schließen. In einer von den Herren von Eberstein 1254 ausgestellten Urkunde wird Bretten dann schließlich erstmals als »*oppidum*« bezeichnet. Es ist noch nicht von einer »*civitas*« die Rede, was im damaligen Sprachgebrauch so viel wie »Stadt« im umfassenden Sinne bedeutet hätte, auch handelt es sich bei der Urkunde um keine Stadterhebung oder Stadtgründung. Doch weist die Bezeichnung Brettens als »*oppidum*« darauf hin, dass es sich bereits um eine Siedlung von gewisser Bedeutung handelte, die sich deutlich von den umliegenden rein dörflichen Gemeinwesen abhob. Die Existenz eines Marktes trug hierzu sicherlich in wesentlicher Weise bei. In den folgenden Jahrzehnten traten relativ rasch (noch vor Ende des 13. Jahrhunderts) weitere wichtige Merkmale für eine Siedlung städtischen Typs hinzu, so z. B. die Anlage einer ringförmigen Stadtbefestigung mit mehreren Türmen und Toren.

1349 erfolgte der Übergang Brettens von der Herrschaft der Ebersteiner an die Kurpfalz – bei dieser Landeszugehörigkeit sollte es nun über mehr als viereinhalb Jahrhunderte bleiben. Bretten entwickelte sich in der Folgezeit zu einem wichtigen Verkehrsknotenpunkt, an dem sich die Fernhandelsstraßen von Paris über Straßburg nach Prag, von

Der Simmelturm um 1912, ein Teil der mittelalterlichen Stadtbefestigung von Bretten zu der auch der Pfeiferturm gehört

Köln über Speyer nach Zürich und von Venedig über Augsburg nach Frankfurt kreuzten – mit außerordentlich positiven Auswirkungen auf das örtliche Marktgeschehen. 1492 verlieh Kurfürst Philipp von der Pfalz (1448–1508) Bretten das Recht, zusätzlich zum Wochenmarkt alljährlich auch noch vier Jahrmärkte abzuhalten, die nicht nur von den Bauern der Umgebung, sondern auch von überörtlichen Händlern beschickt wurden. Umgekehrt bauten Brettener Händler Fernhandelsbeziehungen bis zur Frankfurter Messe auf. In der Stadt gab es um 1500 bereits ein vielfach ausdifferenziertes Textil- und Ledergewerbe (Leinen- und Wollweber, Rot- und Weißgerber, Sattler usw.), deren Produkte auch außerhalb von Stadt und Region gefragt waren. Als Sitz eines kurpfälzischen Oberamtes hatte Bretten zudem eine wichtige Mittelpunktfunktion, die (mit Einschränkungen) auch in der badischen Zeit nach 1803 noch Bestand hatte und mit der Ausweisung Brettens als landesplanerisches Mittelzentrum bis heute noch spürbar ist.

Die Blütezeit

Die Zeit um 1500 war sicherlich eine Blütezeit Brettens: Gewerbe und Fernhandel florierte, Bretten war nebst Heidelberg die bedeutendste Stadt im rechtsrheinischen Teil der Kurpfalz und als Oberamtssitz nahe der seinerzeit bereits umstrittenen Grenze zum Herzogtum (bis 1495: Grafschaft) Württemberg genoss Bretten die besondere Aufmerksamkeit durch den kurfürstlichen Landesherren. 1497 schließlich wurde am Brettener Marktplatz Philipp Schwartzerdt (später: Melanchthon) als Sohn eines kurpfälzischen Rüstmeister und Enkel des wohl reichsten Brettener Großkaufmanns geboren. Doch gerade in jener Zeit mehrten sich die Zeichen eines europaweiten und schließlich global wirksamen Umbruchs, einer Zeitenwende bisher nicht gekannten Ausmaßes. Keine fünf Jahrzehnte vorher hatte Johannes Gutenberg in Mainz den Buchdruck mit beweglichen Lettern erfunden, was eine geradezu explosionsartige Verbreitung von Wissen ermöglicht hatte. Dieses Wissen wurde auch aus neuentdeckten Quellen gespeist, denn kurz vor der Eroberung Konstantinopels 1453 durch die Türken waren viele Schriftrollen, die in Europa lange vergessene antike Aufzeichnungen enthielten, nach Italien in Sicherheit gebracht worden. Sie lösten neue kulturelle Impulse aus, die Renaissance und den Humanismus. Das Weltbild begann, sich zu verändern, das theozentrische Denken des Mittelalters wurde durch das anthropozen-

trische der Neuzeit abgelöst. Die Entdeckung Amerikas durch Kolumbus 1492 und des östlichen Seewegs nach Indien durch Vasco da Gama 1498 veränderten in ganz Europa die Wirtschaftsbeziehungen und Handelsströme. Das Erstarken des städtischen Bürgertums und der Bedeutungsverlust der Ritterschaft brachten die althergebrachte Ständeordnung ins Wanken, zugleich wuchs die Macht der Territorialfürsten zuungunsten der zentralen kaiserlichen Macht. Kurzum: die Zeit um 1500 war eine Epoche bewegender Umbrüche und Veränderungen.

Auch an Bretten ging diese Umbruchszeit nicht spurlos vorüber. Spätestens mit dem Landshuter Erbfolgekrieg des Jahres 1504 machten sie sich in der Stadt massiv bemerkbar. Im Rahmen dieses Krieges, der den gesamten süd- und südwestdeutschen Raum erfasste und dessen Schauplätze sich vom Elsass bis in die heutige Oberpfalz sowie von Mittelrhein und Nahe bis Tirol erstreckten, wurde Bretten im Sommer 1504 durch ein Heer des Herzogs Ulrich von Württemberg belagert. Zwar konnte die Belagerung durch einen Ausfall zurückgeschlagen werden, doch waren die negativen Auswirkungen für die Stadt gravierend. Teile der Stadtmauer (Weißhofer Tor, Pfeiferturm) wurden zerstört oder stark beschädigt und es dauert Jahre, bis sie mit hohen Kosten wiederhergestellt waren. Die Kurpfalz verlor die Schirmherrschaft über das nunmehr württembergische Maulbronn, Knittlingen, Gölshausen und einige weitere Dörfer, das Oberamt wurde in seiner Ausdehnung beschnitten. Die württembergische Landesgrenze verlief jetzt unmittelbar östlich der Stadt, diese Grenzlage hatte noch bis ins 19. Jahrhundert hinein Auswirkungen auf Zoll, Währung, Maße und Gewichte. In landesplanerischer Hinsicht wirkt sie bis in die Gegenwart fort.

Weitere Kriege, bei denen der Brettener Raum tangiert wurde, folgten: zunächst der Bauernkrieg und knapp 100 Jahre später der Dreißigjährige Krieg, in dem die Stadt insgesamt achtmal von Truppen der unterschiedlichen Konfliktparteien angegriffen, eingenommen und besetzt wurde. Bemerkbar machte sich inzwischen die für die Neuzeit charakteristische Tatsache, dass durch das Erstarken der Territorialfürstentümer und rasche Verbesserungen auf dem Gebiet der Waffentechnik die Fähigkeit zur Führung flächendeckender Kriege enorm gestiegen war. Für Bretten brachten diese in immer kürzerer Folge das Land überziehenden Kriege lange Phasen der Not und des Hungers sowie immer gravierendere Störungen der zuvor für die Stadt so ertragreichen Fernhandelsbeziehungen. Zugleich ermöglichte die immer effizientere Verwaltung des neuzeitlichen Territorialstaates eine Verschärfung des herrschaftlichen »Durchgriffs« auf die Bevölkerung mit exakten Regulierungen bis tief ins Alltagsleben hinein; als typisches Beispiel hierfür kann der Erlass der »Churfürstlich-Pfältzische Landtsordnung« von 1582 angesehen werden.

Katastrophe, Stagnation und neuer Aufschwung

Das zu Beginn des 16. Jahrhunderts noch blühende Gemeinwesen Bretten befand sich somit bereits in einer Phase der Schwächung und des Niedergangs, als im Sommer 1689 ein Ereignis eintrat, das der Stadt den Todesstoß zu versetzen drohte. Im Rahmen des Pfälzer Erbfolgekrieges wurde Brettern von Truppen des französischen »Sonnenkönigs« Louis XIV. eingenommen, vollständig ausgeplündert und schließlich in systematischer Weise fast komplett niedergebrannt. Ein Großteil jener Be-

Das Gasthaus Schweizer Hof vor 1910, ein typisches Zeugnis für die Architektur der Wiederaufbauzeit Brettens nach dem großen Stadtbrand von 1689

wohner, die dieses für Bretten katastrophale Ereignis überlebt hatten, floh aus der Gegend, die Einwohnerzahl sank zeitweilig auf 80 Personen ab, die für mehrere Jahre in den Kellern ihrer abgebrannten Häuser unterkommen mussten. Unter den wenigen Verbliebenen brach eine Hungersnot aus. Erst nach dem Friedensschluss von Rijswijk, der den Pfälzer Erbfolgekrieg 1697 beendete, konnte mit dem Wiederaufbau der Stadt begonnen werden – einem Wiederaufbau, der sich nicht zuletzt infolge von Geldknappheit und Holzmangel über gut fünf Jahrzehnte hinzog. Auch weitere Kriegsereignisse, die Bretten zu Beginn des 18. Jahrhunderts tangierten (u. a. der Spanische Erbfolgekrieg) hemmten durch Einquartierungen und Kontributionen den Neuaufbau. Noch gut 150 Jahre später prägte der Stadtbrand Wesen und Gesicht der Stadt. So schrieb der badische Oberamtmann Philipp Emil Flad 1851 in einem Visitationsbericht über Bretten:

»Sie [die Stadt Bretten] war in früheren Jahrhunderten weit größer, bedeutender und reicher, als in der Neuzeit, wo sie zu einem gewöhnlichen Landstädtchen mit Amtssitz […] herabgesunken ist. Sie wurde einmal von einem schrecklichen Brandunglück heimgesucht und dabei zum größten Teile eingeäschert. Von jenem Brandunglücke erholte sich die Stadt nie mehr.«[3]

Gewisse Konstanten wirkten aber auch über die Katastrophe des Stadtbrandes hinaus weiter. Dies galt insbesondere für die ackerbürgerliche Wirtschaftsweise Brettens, bei der fast alle Bürger (Handwerker, Kaufleute usw.) zusätzlich zu ihrem in der Stadt selbst betriebenen Erwerb noch landwirtschaftlichen Tätigkeiten draußen vor der Stadt nachgingen. Es galt gleichermaßen für die mit zäher Hartnäckigkeit ausgetragenen Konflikte zwischen Reformierten, Lutheranern und Katholiken. Und es galt auch für die absolutistische Herrschaft der pfälzischen Kurfürsten, die mit ihren Erlassen immer wieder reglementierend in das städtische Leben eingriffen, was 1767 gar zur Aufhebung der kommunalen Selbstverwaltung durch Abschaffung des Rates führte. Bretten war nun, wie es der Historiker Alfred Straub in seiner »Geschichte der Stadt Bretten in neuerer Zeit« formulierte, für eine lange Periode der Geschichte eine »Landstadt in der Stagnation«.[4]

Daran änderte auch der 1803 erfolgte Übergang der Stadt an das Kurfürstentum (später: Großherzogtum) Baden erst einmal nichts. Zwar war Bretten bis 1936 Sitz eines badischen Bezirksamtes und behielt dadurch in administrativer Hinsicht eine gewisse Mittelpunktfunktion für das unmittelbare Umland. Die wirtschaftliche Entwicklung jedoch

stagnierte. Dies führte zu Abwanderungen (nach Mannheim und Karlsruhe, wo durch die beginnende Industrialisierung Arbeitsplätze entstanden) und zu Auswanderungen (nach Übersee). Erst als Bretten 1853 an das Eisenbahnnetz (Linie Stuttgart–Heidelberg) angeschlossen wurde, setzte eine zaghafte eigene Industrialisierung ein. Zu einem wirklich spürbaren Aufschwung kam es aber erst, als 1879 die Kraichgaubahn von Karlsruhe über Bretten und Eppingen nach Heilbronn durchgängig fertiggestellt und Bretten damit Eisenbahnknotenpunkt geworden war.

Dies führte zu einem Aufschwung Brettens, der rund vier Jahrzehnte – bis zum Ende des Ersten Weltkrieges – andauerte. Gekennzeichnet war diese Epoche durch eine Reihe industrieller Betriebsgründungen (zu nennen sind hier u. a. die Unternehmen Mellert, Kühlapparate-Schmidt, Harsch und – zunächst noch als Handwerksbetrieb – Carl Neff), eine entsprechende Mehrung des Wohlstandes und eine Vielzahl von bürgerlichen Vereinsgründungen und kulturellen Initiativen, unter denen die Errichtung des Melanchthon-Gedächtnishauses zwischen 1897 und 1903 sicherlich die bemerkenswerteste ist. In jener Phase der Stadtgeschichte entstand mit dem Industriebürgertum auch eine neue städtische Elite, hinter der bezüglich Ansehen und Einfluss die meisten »alten«, noch von Landwirtschaft und traditionellem Handel geprägten Familien ins »zweite Glied« zurücktreten mussten.

Der Erste Weltkrieg leitete ein allmähliches Ende dieser Aufschwungsepoche Brettens ein. Die Stadt hatte 260 Tote und Vermisste zu beklagen, das entsprach etwa 10 % der Gesamtbevölkerung. Wichtige Handelsbeziehungen Brettener Unternehmen waren durch den Krieg gestört worden, die bald folgende Inflation vernichtete die Guthaben der Sparer. Nicht zuletzt vor diesem Hintergrund trat im

Das Gerberhaus, das älteste noch erhaltene (aus dem Jahr 1585 stammende) Wohngebäude in Bretten; Aufnahme von 2007

Laufe der 1920er Jahre in immer extremerer Weise eine weitere stadtgeschichtliche Konstante zutage, die in Bretten schon seit langem immer wieder einmal spürbar war: die tief verwurzelte Abneigung gegen alles »Fremde«.

Die Brettener und das »Fremde«

Als Ende des 16. Jahrhunderts reformierte Glaubensflüchtlinge aus dem damals noch schweizerischen Veltlin nach Bretten kamen – die Familien Paravicini, Gillardon, Cattanäus und einige weitere – wurden sie noch freundlich aufgenommen und konnten rasch Einfluss im Rat, im Stadtgericht und in den Zünften gewinnen. Die schnelle Akzeptanz dieser Gruppe lag nicht zuletzt daran, dass ihre Angehörigen wohlhabend waren und Geld in die Stadt brachten. Schon gut ein Jahrhundert später, 1699, änderte sich das Bild. Seinerzeit kamen, gerufen vom württembergischen Herzog, einige hundert Waldenser, gleichfalls reformierte Glaubensflüchtlinge aus Piemont, in das östliche Umland von Bretten. Als man

Deportation jüdischer Bürger nach Gurs, Frankreich am 22.10.1940 (Fotos: Stadtarchiv Bretten)

eine kleinere Anzahl von ihnen vorübergehend in das Dorf Gölshausen, einem heutigen Brettener Stadtteil, einwies, weil eine eigene Waldenser-Siedlung in der Nachbarschaft (das heutige Großvillars) erst noch gebaut werden musste, kam es in Gölshausen zu massiven Ausschreitungen.

Im 19. Jahrhundert traten diese fremdenfeindlichen Züge noch deutlicher hervor. Die bürgerlich-demokratische Revolution von 1848 begann in Bretten mit einem Pogrom gegen in der Stadt ansässige jüdische Händler. Später, im Kaiserreich, wurde Bretten zu einer Hochburg der sogenannten »Antisemiten-Parteien«. Eine von ihnen, die »Deutsch-Soziale Reformpartei«, gründete im November 1891 ihren Brettener Ortsverein und gewann innerhalb mehrerer Wochen einige hundert Mitglieder. In der Weimarer Republik erzielte dann die NSDAP in Bretten weit überdurchschnittliche Ergebnis: bei der Reichstagswahl 1930 erhielt sie in Bretten 28,3 % der Stimmen, während es reichsweit 19,3 % waren. Die späteren Judenverfolgungen in der Stadt – 18 jüdische Mitbürger aus Bretten wurden 1940 in das Lager Gurs deportiert, die meisten von ihnen starben später in Auschwitz – wären ohne das engagierte und sicherlich auch überzeugte Mittun der von NSDAP-Mitgliedern durchsetzen Stadtverwaltung kaum in dieser Form möglich gewesen.

Die Auseinandersetzung mit Fremden ging in Bretten auch nach 1945 weiter. 1945/46 kamen fast 3000 Vertriebene und Flüchtlinge aus Schlesien, der Tschechoslowakei, Ungarn und Slowenien in die Stadt Die amerikanische Soziologin Benita Luckmann schrieb gut 20 Jahre später über deren Aufnahme:

»Die Flüchtlinge scheinen lange Zeit eine Art Ghetto-Existenz in Bretten geführt zu haben. Sie wurden bei ihrer Ankunft in Baracken untergebracht, in denen vorher die russischen Zwangsarbeiter gelebt hatten. Dies trennte sie von vornherein und ›sichtbar‹ vom Rest der Bevölkerung. Gleichzeitig wurden sie allein dadurch auf die niedrigste Rangstufe der Brettener Gesellschaft gestellt. Die Flüchtlinge waren fast ausschließlich katholisch, sprachen einen fremden Dialekt, aßen andere Speisen, trugen Kleider, die den Brettenern seltsam vorkamen. Kurzum, die Flüchtlinge erschienen den Brettenern fremd, unverständlich, vor allem aber lästig.«[5]

Als dann ab Mitte der 50er Jahre mit den sogenannten »Gastarbeitern« der nächste Zuzug von Fremden erfolgte, wiederholten sich entsprechende Verhaltensmuster. Benita Luckmann schrieb hierzu:

»Man will nichts mit ihnen zu tun haben, fürchtet sich vor ihnen, wenn man nachts auf

den menschenleeren Straßen der Stadt begegnet und hält sie für die unterste Schicht der Gesellschaft. (Zitat eines Bretteners): Nach dem Krieg, wenn da etwas wegkam, dann hieß es, es seien die Flüchtlinge. Und so ist es heute mit den Gastarbeitern.«[6]

Dass xenophobe Haltungen bis in die Brettener Gegenwart hinein nicht völlig verschwunden sind, zeigte sich z. B. bei den öffentlichen Diskussionen über den Standort einer Asylbewerberunterkunft 2013/14 und über den Neubau einer Moschee 2014/15. Für derartige Einstellungen bei der eingesessenen Bevölkerung gibt es verschiedene Erklärungen, die wiederum auf bestimmte Grundzüge der Stadtgeschichte verweisen. So war der Raum Bretten immer ein Realteilungsgebiet, bei dem jeder einzelne Erbe streng darauf achtete, dass keiner der Miterben auch nur ein Quäntchen mehr erhielt, als ihm formal zustand – eine derartige Denkweise beförderte Neid und Missgunst in hohem Maße. Die strengen konfessionellen Abgrenzungen und Konflikte zwischen Reformierten, Lutheranern und Katholiken taten ein Übriges, um ein Klima des ständigen Misstrauen gegen den jeweils »anderen« zu schüren. Und schließlich trat das von außen kommende »Fremde« in der Stadtgeschichte seit dem 16. Jahrhundert häufig in Gestalt von auswärtigem Kriegsvolk auf, das einzuquartieren sowie zu verpflegen war und als Plage empfunden wurde. Vor diesem Hintergrund ist die fast schon reflexartige Ablehnung des »Fremden« zumindest in Teilen der Brettener Bevölkerung durchaus historisch erklärbar – entschuldbar ist sie nicht.

Fazit: Was gibt es zu feiern?

Wenn die Stadt Bretten nun 2017 das 1250-jährige Jubiläum ihrer urkundlichen Ersterwähnung begeht, gibt es keinen Grund für ein unkritisches Abfeiern und Bejubeln der eigenen Geschichte. In den 1250 Jahren Brettener Stadtgeschichte waren Not, Hunger, Armut, Seuchen und Elend sowie Verfolgung und Unterdrückung aus religiösen, ethnischen oder politischen Gründen über jeweils lange Zeitabschnitte hinweg keineswegs eine Seltenheit, sondern – vor allem ab dem 16. Jahrhundert – fast schon die Regel. Tatsächlich zu feiern ist das Durchhalten, sind Mut und Lebenswillen der Bevölkerung im Angesicht der genannten Schrecknisse. Aber dazu ist es notwendig, die Geschichte der Stadt realistisch, d. h. mit all ihrer Härte und Tragik, ihren Licht- und Schattenseiten, darzustellen.

Anmerkungen

1 Alfons Schäfer: Geschichte der Stadt Bretten. Von den Anfängen bis zur Zerstörung im Jahre 1689. Bretten 1977 (Brettener stadtgeschichtliche Veröffentlichungen, Bd. 2) S. 11 f.
2 Schäfer 1977, S. 15 (hier auch Faksimile der Originalurkunde).
3 Zitiert nach Alfred Straub: Geschichte der Stadt Bretten in neuerer Zeit. Bretten 1990 (Brettener stadtgeschichtliche Veröffentlichungen, Bd. 3), S. 29.
4 Straub 1990, S. 17 f.
5 Benita Luckmann: Politik in einer deutschen Kleinstadt. Stuttgart 1970 (Soziologische Gegenwartsfragen. Neue Folge 35), S. 47.
6 Luckmann 1970, S. 112.

Anschrift des Autors:
Dr. Peter Bahn M.A.
c/o Stadtmuseum Bretten
Engelsberg 9
75015 Bretten

»ein beschlüßiges Küstlein, worin die Bürgermeisterschriften in Verwahrung geleget werden«

Zur Geschichte des Stadtarchivs Bretten

Alexander Kipphan

Mit der Einäscherung der Stadt am 13. August 1689 während des pfälzischen Erbfolgekriegs (1688–1697) verlor Bretten nicht nur sein mittelalterliches Stadtbild, sondern auch seine gesamten bis ins Hochmittelalter zurückreichenden städtischen Aufzeichnungen. Es blieb keine Urkunde, nicht ein Band der städtischen Amtsbuchserien und Rechnungen, kein einziges Aktenfaszikel erhalten.

In Bretten empfand man besonders schmerzlich den Verlust des Statutenbuchs mit seinen aus verschiedenen Zeiten stammenden Stadtrechtssatzungen, die das tägliche Zusammenleben der Bürgerschaft regelten. Dem damaligen Stadtschreiber Johann Ludwig Mieg ist es zu verdanken, der unmittelbar nach der Zerstörung daran ging, nach eigener Kenntnis und Erinnerung, die Statuten der Stadt Bretten erneut schriftlich aufzuzeichnen, wie auch anhand von Quellen des kurpfälzischen Oberamts, die vor dem Einmarsch der französischen Truppen nach Eppingen gerettet werden konnten. Das Ergebnis dieser mühevollen Arbeit wurde in dem mehrere hundert Seiten umfassenden sogenannten Dokumentenbuch zusammengefasst, das heute zu einer der wertvollsten Quellen über die ältere Geschichte Brettens zählt, die das Stadtarchiv in seinen Beständen birgt. Auch das älteste Buch, das sogenannte Ämterbuch, dessen Aufzeichnungen bereits im September 1689 beginnen, geht auf Johann Ludwig Mieg zurück.

Julius Kastner mit Pfeife bei seiner Arbeit 1954

Das Dokumentenbuch von 1691 aus dem Stadtarchiv Bretten

Nach der Zerstörung des Rathauses bemühte sich die Stadt besonders um eine sichere Verwahrung ihres Schriftguts, wie eine Rechnung von 1694 belegt. Danach erwarb die Stadt von der Witwe des Jonas Finck zum Preis von 1 Gulden ein »beschlüßiges Küstlein, worin die Bürgermeisterschriften in Verwahrung geleget werden«. Doch jenes »Küstlein« reichte schon zwei Jahre später nicht mehr aus, so dass man Antoni Sollner damit beauftragte, eine »Küsten zur Verwahrung der Stadt Documenta« anzufertigen.

Doch um die städtische Registratur, deren Führung und Pflege zu dieser Zeit dem Stadtschreiber oblag, war es nicht immer gut bestellt: nachdem das Amt des Stadtschreibers zunächst über 100 Jahre lang von studierten und erfahrenen Bediensteten geführt worden war, gab es auch Ausreißer, die bisweilen tiefe Einschnitte in die städtische Überlieferung mit sich brachten. So wurde beispielsweise der zwischen 1767–1798 amtierende Stadtschreiber Cleres seines Amtes enthoben, weil ihm damals neben Ehebruch, Blutschande und dreimaliger unehelicher Schwängerung und der Unterschlagung von Sporteln und Gebühren auch die Unterlassung der richtigen Protokollführung und Einrichtung der Registratur zur Last gelegt wurde[1]. Immerhin schaffte er es, trotz der anhaltenden Vorwürfe, über 30 Jahre in diesem Amt zu bleiben. Ein halbes Jahrhundert später ist aus einem Schriftstück des Bezirksamts Bretten von 1851 zu erfahren, dass die damalige »[…] Gemeinderegistratur sich in einer traurigen Unordnung [befinde] und »wegen einem mangelnden passenden Locale im Rathaus nicht gehörig aufgestellt und geordnet werden kann.«[2] Als

Carolus Friedericus von Baden, 1728, Grafiksammlung Georg Wörner (Fotos: Stadtarchiv Bretten)

daraufhin in der neu eingerichteten Gewerbeschule diesem Zwecke ein Raum gewidmet wurde, ordnete der ehemalige Amtsregistrator Hartnagel, der vor seiner Pensionierung im Bezirksamt Bretten beschäftigt war, zwei Jahre später die städtische Registratur.

Freilich konnte damals in Bretten noch nicht von einem »Stadtarchiv«, das als Gedächtnis der Stadtverwaltung, allen stadtgeschichtlich interessierten Bürgern zur Benutzung zur Verfügung steht, die Rede sein. Erste Schritte in diese Richtung unternahm der damalige Stadtrat und Heimatforscher Georg Wörner (1840–1903), der 1883 von der Badischen Historischen Kommission zum Archivpfleger bestellt wurde. In dieser Funktion erstellte er die ersten Archivverzeichnisse von Diedelsheim, Dürrenbüchig, Gölshausen, Rinklingen, Ruit und Sprantal und auch von zahlreichen weiteren Gemeinden und Pfarreien.

In Bretten dauerte es noch bis zum Jahr 1902, als Dr. Fritz Frankhauser die Amtsbücher der Stadt im Auftrag der Badischen Historischen Kommission erstmals verzeichnete. Nach den von der Kommission im Oktober 1906 veröffentlichten »Grundsätzen für die Ordnung und Beaufsichtigung der Gemeindearchive in Baden« ordnete der Archivregistrator Franz Mock aus Karlsruhe das Brettener Archivgut und sein Verzeichnis der Archivalien, wie sie bei der im Jahr 1913 erfolgten Revision vorgefunden wurden.[3]

1928 konnten die vom Amtsgericht Bretten ausgeschiedenen Nachlassakten auf Veranlassung des damaligen Pflegers der Badischen Historischen Kommission, Dr. Otto Beuttenmüller, vor der Vernichtung bewahrt und

dem Stadtarchiv übergeben werden. Diese »Nachlassakten« bilden heute einen eigenen Bestand und enthalten detaillierte Aufzeichnungen über das hinterlassene Vermögen einzelner Brettener Bürger, deren Vermögen nach ihrem Ableben von Amts wegen zu inventarisieren und unter den Erben aufzuteilen war. Besonders hervorzuheben sind die darin vorkommenden Beschreibungen des Hausrats und der dazugehörigen Alltagsgegenstände aus der Zeit von 1770–1827, die Aufschluss über die jeweiligen Lebensumstände, den sozialen Status und sogar über die Mode der Brettener Bürger aus dieser Zeit geben können.

1954 widmete sich Julius Kastner vom Generallandesarchiv Karlsruhe den Beständen des Stadtarchivs und stellte den gesamten Archivbestand Brettens erstmals in einem Findbuch fachgerecht zusammen. Zur Unterbringung des Archivs mietete die Stadt zwei Räume im Keller des Melanchthonhauses an und ließ dort zweckdienliche Regale einbauen.

Nachdem der Platz im Melanchthonhaus nicht mehr ausreichte und wegen »[…] mangelnder Belüftung die Vermoderung der Akten drohte«[4], wurde 1970 der Fahrradkeller des Melanchthon-Gymnasiums für die Unterbringung des Stadtarchivs umgebaut und eingerichtet. Als 1978 das Stadtarchiv mit dem Archivar Edmund Jeck erstmals in seiner Geschichte hauptamtlich besetzt wurde, bezog es bereits im Frühjahr 1981, als eine der ersten Einrichtungen, einen eigenen Raum im Untergeschoss des neuen Rathauses. In den Jahren 1984–1985 wurde das Stadtarchiv um die Gemeindearchive der neun Stadtteile erweitert, die seitdem im Archivmagazin des Rathauses untergebracht sind.

Neben Akten, Rechnungen, Bänden und ergänzenden stadtgeschichtlichen Sammlungen, verfügt das Stadtarchiv über eine eigene Archivbibliothek. Hierzu zählt auch die Georg-Wörner-Bibliothek, die neben einer Inkunabel von 1467 viele weitere bibliophile Kostbarkeiten zu bieten hat, die schon in verschiedenen thematischen Zusammenhängen in städtischen Ausstellungen zu sehen waren[5].

Seit dem 28.7.2009 hat das Stadtarchiv Bretten eine eigene Satzung, welche die Aufgaben festschreibt aber auch verbindliche Regeln zur Benutzung enthält. Heute steht das Stadtarchiv Bretten allen Interessierten zur Forschung zur Verfügung und leistet damit einen wichtigen Beitrag zur stadtgeschichtlichen Bildungsarbeit.

Anmerkungen

1 Alfred Straub: Geschichte der Stadt Bretten in Neuerer Zeit, Brettener stadtgeschichtliche Veröffentlichungen Band 3, Bretten 1990, S. 67.
2 Generallandesarchiv Karlsruhe: Bestand 343/196.
3 Julius Kastner: Inventar des Stadtarchivs Bretten (Archivverzeichnis Teil 1), Bretten 1954, Vorwort S. III.
4 A 3433: »Die Verlegung des Archivs vom Melanchthonhaus in den alten Fahrradkeller des Gymnasiums«.
5 Das Kräuterbuch des Adam Lonitzer. Eine Rarität aus dem Stadtarchiv. Ausstellung im Rathausfoyer 15. Juli–11. August 2010; Schätze aus dem Stadtarchiv. 300 Jahre Stadtarchiv, 100 Jahre museales Sammeln. Ausstellung im Museum Schweizer Hof Bretten 26.4–14.10.2012.

Anschrift des Autors:
Alexander Kipphan
Stadtarchivar
Alexander.Kipphan@bretten.de
stadtarchiv@bretten.de)

Die Täufer und die Reformation im Kraichgau

Martin Schneider

Im Gedenkjahr der Reformation wird der Blick auf jene Außenseiter der reformatorischen Bewegung gelenkt, die in jener Zeit als Wiedertäufer verfolgt wurden. Neben der Darstellung ihrer Lehren und Hauptvertreter in Süddeutschland und der Stellungnahmen der führenden Reformatoren wie Melanchthon und Brenz zu ihnen, wird ihre Präsenz im Kraichgau und insbesondere in Bretten dargestellt. Stand am Anfang ein hartes Urteil mit seinen Folgen, so haben sich in der Gegenwart die protestantischen Kirchen und die Täufer, heute Mennoniten genannt, einander in wesentlichen Fragen angenähert.

1. Heilung der Erinnerungen

In diesem Jahr 2017 feiern die protestantischen Kirchen weltweit ein Reformationsjubiläum. Dabei wird oft vergessen, zum Gesamtbild der Reformation gehören nicht nur die bekannten Repräsentanten wie Luther, Zwingli, Calvin und Melanchthon, sondern auch die radikalen Außenseiter oder der »linke Flügel der Reformation«, nicht zuletzt die Täufer oder »Wiedertäufer«, wie sie damals von ihren Gegnern genannt wurden.[1] Ein Ergebnis der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit ist ein Dokument aus dem Jahr 2010, in dem der lutherische Weltbund gegenüber dem mennonitischen Weltbund eine Schulderklärung und eine Bitte um Versöhnung ausspricht. »Heilung der Erinnerung – Versöhnung in Christus« nennt sich dieses Dokument, dem die gründliche Arbeit einer gemeinsamen historischen Kommission zu Grunde liegt.[2]

2. Die Täufer im Urteil der Reformatoren

Der Name Täufer oder polemisch Wiedertäufer charakterisiert eine Vielzahl von Gruppen und Strömungen im Zeitalter der Reformation; sie alle eint die Ablehnung der Kindertaufe auf der Grundlage eines elementaren Bibelverständnisses. Im Sinne eines urchristlichen Radikalismus wird alle Gewaltanwendung, auch die des Staates, abgelehnt. Konkret bedeutet dies die Ablehnung von Todesstrafe, Kriegsführung und Schwören. Weiter wird von vielen Gruppen die Gütergemeinschaft im Sinne der Urgemeinde gefordert. Radikale Täufergruppen haben zeitweilig auch ein eigenes Machtsystem ausbauen wollen wie 1535 in Münster. Im Unterschied aber zu anderen Randgruppen wie Spiritualisten und Antitrinitariern, werden die altkirchlichen Dogmen zur Trinität und Christologie nicht in Frage gestellt.

Wittenberg und Zürich

Die Täufer erscheinen fast gleichzeitig mit der Reformation, in Wittenberg schon 1521 und in Zürich 1523. Sie verstehen sich als Anhänger der Reformation, berufen sich auf Luther und Zwingli und können zunächst nicht verstehen, warum die Reformatoren sie ablehnen.

In Wittenberg ist es der junge Melanchthon, der 1521 in der Zeit von Luthers Abwesenheit auf der Wartburg zum ersten Mal mit ihren Thesen und Anschauungen konfrontiert wird. Eine Gruppe aus Zwickau kommend, beruft sich nicht nur auf die Bibel, sondern auch auf Visionen und persönliche Offenbarung. Ein junger Theologe hatte sich ihnen angeschlossen und argumentiert nun gegen die Taufe der Säuglinge; er lehnt sie von seinem Bibelverständnis her ab und meint sich dabei auf Luther berufen zu können, weil doch ein Sakrament ohne Glaube nichtig sei. Diese erste Begegnung und Auseinandersetzung sollte für den jungen Wittenberger Professor Philipp Melanchthon, der den auf der Wartburg weilenden Luther vertrat, prägend werden.

Heute wird aber der eigentliche Beginn der Täuferbewegung eher in den Züricher Ereignissen gesehen. Dort muss sich seit 1523 der Münsterprediger Huldrych Zwingli mit radikalen Bibellesern auseinandersetzen. Nach erfolglosen Disputationen und dem ersten Vollzug einer Wiedertaufe 1525 kommt es zu klaren Verboten durch den Rat der Stadt; als diese ohne Wirkung bleiben, wird im Januar 1527 ein Anführer der Täufer, Felix Manz, in der Limmat ertränkt.

Balthasar Hubmaier und der Bauernkrieg

Inzwischen hatte der Bauernkrieg begonnen. Einige Täufergruppen identifizierten sich mit den Bauern und ihren politischen Forderungen, so der Waldshuter Prediger Balthasar Hubmaier. Er war ein gelehrter Theologe, hatte in Ingolstadt den Doktor der Theologie erworben und war Domprediger in Regensburg. Er schloss sich 1521 der Reformation an und ließ sich 1525 taufen. Man kann also nicht sagen, dass die Täuferbewegung eine reine Laienbewegung war. Nach der Niederlage der Bauern ging er zunächst nach Zürich und dort zwang man ihn zum Widerruf. Danach ging er nach Mähren, wo sich andere Täufergruppen sammeln, mit denen er sich aber nicht einigen konnte. Schließlich wurde er an König Ferdinand ausgeliefert und 1527 in Wien verbrannt, seine Frau ertränkt. Der schreckliche Ausgang des Bauernkrieges führte insofern zu einer Klärung als nun der Gewaltverzicht wieder eindeutig zum Programm der meisten Täufergruppen wurde. Für dieses Programm steht nun ein anderer Führer des süddeutschen Täufertums, Michael Sattler.

Michael Sattler und die Schleitheimer Artikel

Michael Sattler, ehemaliger Prior des Benediktiner Klosters St. Peter im Schwarzwald scheint der Verfasser der Schleitheimer Artikel von 1527 zu sein. Sie fassen zusammen und klären den Standpunkt in Abgrenzung zu den radikalen oder spiritualistischen Gruppen; im Großen und Ganzen repräsentieren sie damit jene Haltung, die auch in Zukunft für die Täufer grundlegend sein sollte. Das Schleitheimer Bekenntnis bekräftigte eine Sicht der Kirche als freiwillige Gemeinschaft, abgesondert von der Gesellschaft. Diese radikale Absonderung und Trennung von der Welt wird mit dem folgenden Auszug belegt:

»Nun gibt es nie etwas anderes in der Welt und in der ganzen Schöpfung als Gutes und Böses, gläubig und ungläubig, Finsternis und Licht, Welt und solche, die die Welt verlassen haben, Tempel Gottes und die Götzen, Christus und Belial, und keins kann mit dem andern Gemeinschaft haben […]. Aus dem allen sollen wir lernen, dass alles, was nicht mit unserem Gott und mit Christus vereinigt ist, nichts anderes ist als die Gräuel, die wir meiden und fliehen sollen. Damit sind gemeint alle päpstlichen und widerpäpstlichen Werke und Gottesdienste, Versammlungen, Kirchenbesuche, Weinhäuser, Bündnisse und Verträge des Unglaubens und anderes dergleichen mehr, was die Welt für hoch hält und was doch stracks wider den Befehl Gottes durchgeführt wird, gemäß all der Ungerechtigkeit, die in der Welt ist.«[3] In der Praxis der Erwachsenentaufe, dem Verbot von Eidesleistung und der Verpflichtung zur Gewaltlosigkeit werden die Konsequenzen dieser radikalen Definition christlicher Gemeinschaft und christlichen Lebens konkret.

Gewaltmaßnahmen der Obrigkeit

Auch die Absage an jede Form von Gewalt durch fast alle Täufergruppen ändert nichts daran, dass nun die Obrigkeit mit härtesten Gesetzen und Maßnahmen gegen die Täufer vorging, denen man nicht nur die Abweichung von der kirchlichen Tradition der Säuglingstaufe vorwarf, sondern zugleich Aufruhr und Revolution. Den Anfang machte der Zürcher Rat 1527, dann folgten König Ferdinand und schließlich beschloss der Speyrer Reichstag 1529 das sogenannte Wiedertäufermandat, die Androhung der Todesstrafe für alle unbelehrbaren Anhänger der Bewegung.

Letztendlich hat auch die Katastrophe von Münster 1535 all jene bestärkt, die mit aller Härte gegen die Täufer vorgehen wollten, die im Täufertum eine nicht nur revolutionäre, sondern auch blasphemische Entartung der christlichen Religion sahen. In Münster wurde versucht, das Modell eines christlichen Gemeinwesens einschließlich der Gütergemeinschaft zu verwirklichen und dies am Ende unter dem Regiment eines Mannes, der sich schließlich als König huldigen ließ. Die Eroberung Münsters 1536 war eine gemeinsame Aktion katholischer und protestantischer Fürsten.

Die Folge war eine noch härtere Verfolgung aller Täufer; es half ihnen nicht, wenn sie sich zur Gewaltlosigkeit bekannten, es genügte, dass sie die Säuglingstaufe und den Eid ablehnten. Es gab dabei regionale Unterschiede. Am härtesten war die Verfolgung im Herrschaftsgebiet der Habsburger und der Wittelsbacher, also in Österreich, in den Niederlanden und in Bayern. Aber auch Sachsen schloss sich unter dem Einfluss Luthers und Melanchthons dieser Gewaltpolitik an.

Melanchthon und Brenz – das Urteil der Reformatoren

In einer ersten öffentlichen Stellungnahme 1528[4] verteidigte Melanchthon die Praxis der Säuglingstaufe mit dem Hinweis auf die Parallelität zur Beschneidung im alten Bund. Wie durch die Beschneidung die Kinder dem Volk Gottes eingegliedert werden, so werden die Kinder im Neuen Bund durch die Taufe. Dabei spielt für ihn keine Rolle, dass im NT eine Säuglingstaufe nicht explizit erwähnt wird, ihm genügt, dass sie nicht ausgeschlossen wird. Im Licht der Erbsündenlehre erscheint die Taufe der Säuglinge außerdem als notwendig, weil sie von Anfang an der Verge-

bung bedürfen und ihrer in der Taufe teilhaftig werden. Problematisch ist, dass Melanchthon in der Ablehnung der Säuglingstaufe und vor allem in der Forderung nach Gütergemeinschaft und Gewaltverzicht eine totale Untergrabung aller irdischen und politischen Ordnung sieht und darum eine harte Strafe für alle unbelehrbaren Vertreter fordert. So ausdrücklich in einem Kollektivgutachten der Wittenberger Theologen aus dem Jahr 1536, das von Melanchthon entworfen wurde und die bezeichnende Überschrift trägt: »Dass weltliche Obrigkeit den Wiedertäufern mit leiblicher Strafe zu wehren schuldig ist«.[5] Diesem Standpunkt, den auch Luther teilt, schließt sich die Mehrheit der protestantischen Fürsten und Stände an. Man will damit auch den Vorwurf entkräften, dass die Reformation als solche schuld sei an den revolutionären Umwälzungen und Erscheinungen wie dem Bauernkrieg und dem Täuferreich in Münster. In diesem Sinne finden sich im Augsburger Bekenntnis von 1530 mehrere sogenannte Verwerfungen der Täuferlehren in den Artikel 9 (Taufe) und 16 (zum weltlichen Regiment).[6]

Was den praktischen Umgang mit den Täufern bzw. den Vollzug der kaiserlichen Edikte angeht, so finden sich allerdings auf Seiten der protestantischen Stände bemerkenswerte Unterschiede. So wollten Landgraf Philipp von Hessen und Herzog Christoph von Württemberg die Anwendung der Todesstrafe, wenn irgend möglich, vermeiden und plädierten dafür, hartnäckige Anhänger der Täufer auszuweisen.

Sie bekamen dabei Rückendeckung durch den Theologen Johannes Brenz, der mit seinem Gutachten von 1528 »Ob die Obrigkeit Häretiker töten kann«, sich grundsätzlich dafür aussprach, häretische Abweichung von der Lehre nur mit dem Wort, also mit dem Mittel der Überzeugung, zu begegnen. Er lehnt die Anwendung des mosaischen Gesetzes (Deut 13, 2 ff.) unter Berufung auf das Neue Testament ab.

Philipp Melanchthon, Werkstatt Lukas Cranach (Melanchthonhaus Bretten)

Man kann nicht sagen, dass Melanchthon nur vom Schreibtisch aus geurteilt hat. Er hat sich der Auseinandersetzung gestellt; so hat er sich selbst zusammen mit zwei anderen Theologen im Dezember 1535 an Verhören verhafteter Täufer in Jena beteiligt. Man kann dieses Verhör dreier verhafteter Täufer nicht als ein Gespräch bezeichnen, auch wenn Melanchthon in seinem Bericht an den Kurfürsten versicherte, er habe alles versucht, die hartnäckigen Vertreter zu überzeugen, aber dies gelang nicht, er stieß auf harten Widerstand. In einem nicht veröffentlichten Protokoll ist zu lesen: »Sie hießen Philippum samt den anderen Herren trotziglich du und sprachen: Du kennest den Vater und den Sohn nicht,

Johannes Brenz
(Grafiksammlung Melanchthonhaus Bretten)

du bist ein Henker. Darauf ihnen die Herren geantwortet, man unterrede sich freundlich und christlich mit ihnen, die Obrigkeit werde wohl wissen, was mit ihnen handel soll. Ei, sagten sie, du willst die Hände in Unschuld waschen wie Pilatus.[7] In dieser Haltung erkennt Melanchthon einen aufrührerischen, ja teuflischen Geist. Nachdem er dem Kurfürsten von dem vergeblichen Gespräch berichtet hat, handelt die Obrigkeit nach den geltenden Gesetzen: Am 27. Januar 1536, so liest man in den Akten, sind ›diese unseligen Fanatiker, weil sie von ihren Meinungen nicht lassen wollten, mit dem Tode bestraft worden.‹«[8]

Ein letztes Mal muss der alte Melanchthon Stellung beziehen. Kurfürst Ottheinrich von der Pfalz suchte nach einem Weg, um die Täuferfrage zu lösen, auch er eher Vertreter eines moderaten Kurses. Das Täufertum hatte sich in der Zwischenzweit weiter ausgebreitet, auch in der Kurpfalz. Es kam zu einem Lehrgespräch in Pfeddersheim nahe Worms 1557, das ohne Ergebnis blieb und zu einer letzten gutachterlichen Äußerung Melanchthons zusammen mit Brenz und Andreae in dieser Frage, aber ich erkenne hier keine grundsätzliche Änderung in seiner Einstellung.[9]

Das Schriftverständnis der Reformatoren, ihre Einbindung in das Denken und Urteilen ihrer Zeit, ihre Rücksicht auf die Situation der Reformation insgesamt bzw. ihre Akzeptanz, erlaubte und ermöglichte ihnen nicht, in ein wirkliches Gespräch einzutreten, noch weniger den Standpunkt der Täufer gelten zu lassen. Für eine Toleranz im Sinne einer Pluralität verschiedener Standpunkte war die Zeit nicht reif. Dennoch, eine Mitverantwortung Melanchthons und anderer Reformatoren für die blutige Verfolgung kann nicht bestritten werden. Dieser Weg war nicht alternativlos, wie wir bei Johannes Brenz sehen konnten. Auch die Täufer waren befangen in ihrem Denken; auf der Grundlage ihres Bibelverständnisses gab es für sie nur die Alternative entweder eine total christliche Gesellschaft, also ein Reich Christi auf Erden, oder den Weg als verfolgte Jüngergemeinde in Distanz zu einer unchristlichen und bösen Welt. Wo eine zeitweilige Duldung durch lokale Obrigkeiten wie in Mähren eine eigene Formierung und Organisation ermöglichte, zeigten sich deutlich die inneren Spannungen und Differenzen wie z. B. in der Frage der Gütergemeinschaft.

3. Die Täufer im Kraichgau

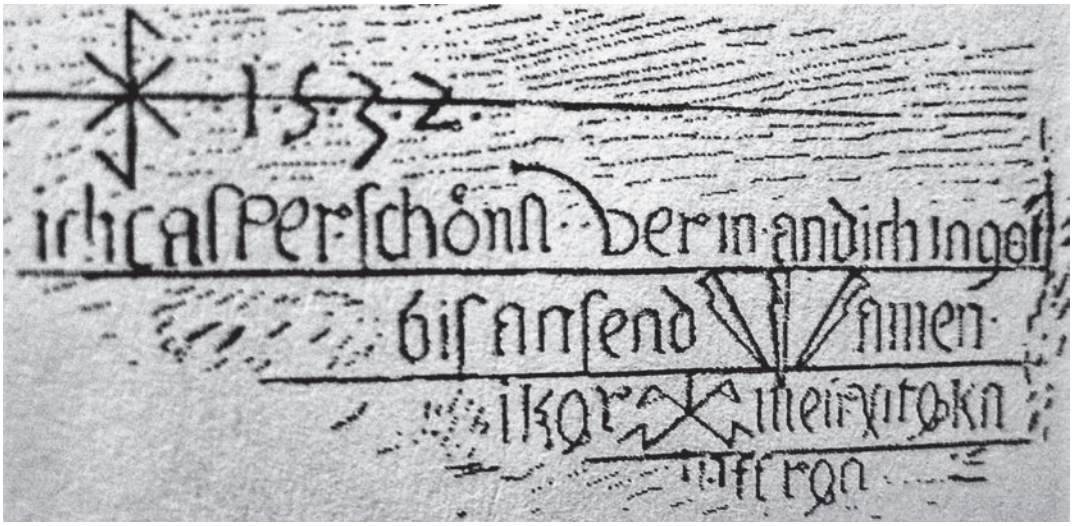
Die Verfolgung im 16. Jahrhundert

Folgt man der berühmten Kraichgau Rede von Melanchthons Schüler David Chyträus aus Menzingen, so war der Kraichgau im 16.

Jh. eine blühende Landschaft. Vor allem war das durch die Reformation erneuerte Bildungs- und Kirchenwesen ein Grund der Dankbarkeit und des Stolzes.[10] Verschwiegen hat er allerdings, wie hier der Bauernkrieg gewütet hat und dass in seiner Folge auch die Täufer verfolgt wurden. Es gab sie, man traf sich im Geheimen: Versammlungsorte waren der Wald und einige abgelegene Orte wie Mühlen, vor allem im Grenzgebiet zwischen der Kurpfalz und Württemberg. Besonders genannt wird in den 30er Jahren das Dorf Bauerbach und als Versammlungsort die Flehinger Mühle.[11] Todesurteile sind nur wenige bezeugt, aber von Verhören und Inhaftierung gefangener Täufer, von ihrer Ausweisung bzw. Auswanderung nach Mähren, ist in den Quellen häufig zu lesen. Inschriften an der Innenwand des Kerkers im Pfeiferturm zu Bretten wurden schon früher inhaftierten Täufern zugeschrieben. Eine Inschrift mit der Jahreszahl 1532 sei hier wiedergegeben; es könnte sich um Täufer aus Bauerbach handeln, die um diese Zeit nach Bretten in den Turm gebracht wurden.[12]

Das früheste Zeugnis betrifft Georg Baumann aus Bauschlott; seine Hinrichtung 1529 wird im Märtyrer-Buch der Taufgesinnten geschildert. Nachdem er zunächst durch Haft und Folter zermürbt bereit war in der Kirche öffentlich zu widerrufen, steht er danach mutig zu seiner Überzeugung und wird enthauptet.[13]

Eine abenteuerliche Geschichte mit einem weniger tragischen Ausgang ereignete sich 1535/36 in Güglingen und Bretten.[14] Im Mittelpunkt stand dabei ein Brettener Bürger und Handwerker, Wolf Kürschner. Er war zusammen mit anderen Täufern im Wald zwischen Derdingen und Sternenfels gefangen genommen und nach Güglingen in den Turm an der Mauer gebracht worden und wurde dort vom württembergischen Vogt verhört. Wolf Kürschner sagt aus, er sei »samt etlichen Weibern« aus Bauerbach zu Oberacker von Hans Beringer aus Knittlingen getauft worden. Er verneint die Teilnahme am Bauernaufstand und jede Beziehung zu den Täufern in Münster und fügt an, er sei in Mähren gewesen. Er lehnt die Kindertaufe ab und verneint das



Inschrift Pfeiferturm Bretten (Hans Rott in: Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden 9. Bd., 1. Abteilung: die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Bretten, Tübingen 1913, 34)

Wiedertäufer Begrabnus – Flurkarte Bretten von 1740 (Stadtarchiv Bretten)

Recht der Obrigkeit zur Kriegsführung und Todesstrafe. Nachdem er jede Besserung verneint hatte, gab der Vogt den Bericht weiter an die Räte des Herzogs, die uneins waren. Die weltlichen Räte plädierten auf eine Bestrafung nach den geltenden Gesetzen – das hätte die Todesstrafe bedeutet – die geistlichen aber für Milde. Inzwischen hatte sich nämlich der Wind gedreht und nach dem Ende des Habsburger Regiments und der Rückkehr von Herzog Ulrich setzte sich in Württemberg die Einstelllung von Brenz durch, der gegen eine Bestrafung nur aus religiösen Gründen war. Aus den umfangreichen Akten ergibt sich, dass der Fall eine überraschende Wende nimmt, weil Wolf Kürschner aus dem Gefängnis in Güglingen durch seine Brüder Hans und Utz befreit wird, und zwar durch eine technische Meisterleistung und ohne Gewalt. Mit Hilfe einer Armbrustwinde wurde das Fenstergitter des Kerkers herausgebrochen und über eine von außen angelehnte Leiter die Gefangenen befreit. Als die Flucht bekannt wurde, wird nach den Brüdern gefahndet, sie werden in Bretten verhaftet und ins Gefängnis gebracht. Allerdings haben sie dort starke Fürsprecher, die sich in einer Bittschrift an den Herzog wenden und um Milde bitten mit dem Hinweis, dass die beiden Brüder ehrsame Bürger seien und mit der ganzen Wiedertäuferei nichts zu tun hätten. Hauptunterzeichner ist niemand geringeres als Georg Schwartzerdt, der Bruder unseres Philipp Melanchthon.[15]

In eine spätere Zeit führt ein in Bretten am 7. März 1589 durchgeführtes Verhör. Der Brettener Pfarrer Georg Hanfeld schildert Verhöre durch die drei Brettener Geistlichen. Ein Kuhhirt aus Rinklingen mit Namen Laux Frensch, hatte sich wiedertaufen lassen und wollte sich trotz aller gelehrten Argumentation der Theologen nicht eines Besseren belehren lassen; er will auswandern. Im Bericht liest man: »Hat ein wenig geweinet und ist sehr lindiglich von den Herren Amtleuten ermanet worden, er solle das nit tun, und also hinziehen gelaßen«.[16] Hier spürt man, wie auch in der Kurpfalz der Eifer bei der Bekämpfung der Täufer nachließ.

Eine bislang unbekannte Spur für die Präsenz der Täufer im Kraichgau ist ein Hinweis »Wiedertäufer Begrabnus«, also Begräbnisplatz der Täufer, vor den Mauern der Stadt Bretten. Er findet sich in einer Flurkarte aus dem Jahr 1740 und wurde dem Verfasser von Stadtarchivar Kipphan mitgeteilt. Täufer galten als Ketzer und durften nicht auf dem christlichen Friedhof bestattet werden.

Täufergruppen nach dem Dreißigjährigen Krieg im Kraichgau

Als nach den schrecklichen Verheerungen und Verwüstungen durch den langen Krieg die verschiedenen territorialen Obrigkeiten das Land wieder neu besiedeln wollten, gab es eine Einwanderung von Täuferfamilien aus der Schweiz. Man nannte sie Mennisten oder Mennoniten, um nicht den Anschein zu erwecken, man würde die weiterhin gültigen Edikte gegen die Wiedertäufer missachten. Ihr Name rührt her vom Neubegründer des Täufertums nach dem Fall und der Katastrophe von Münster, dem ehemaligen Priester Menno Simmons aus den Niederlanden. Ihre privaten Versammlungen wurden nun geduldet; Fleiß und Geschick der Landwirte wurden hoch geschätzt, vor allem vom ansässigen Adel. Die Mennoniten ihrerseits zeigten kein Interesse an missionarischen Aktionen sondern blieben unter sich, jedenfalls bis weit in das 20. Jahrhundert.[17]

Ein neues Element brachten die sogenannten Neutäufer um die Mitte des 19. Jahrhundert in den Kraichgau. Ihr Gründer war der ehemalige reformierte Pfarrer Samuel Fröhlich; von der Schweiz her kommend gründeten sie hier einzelne Gemeinden, die teilweise heute noch existieren und im Dachverband »Bund evangelischer Täufergemeinden« (ETG) organisiert sind. Noch etwas später kamen die Baptisten in den Kraichgau; ihr deutscher Ursprung ist in Johann Gerhard Oncken zu sehen, der sich vom Luthertum kommend 1834 in Hamburg taufen ließ.

4. Annäherung

Die Kirchen, die sich dem Aufbruch und dem Neuanfang der Reformation verpflichtet fühlen, stellen sich ihrer Vergangenheit und richten im Sinne eines ökumenischen Lernprozesses zugleich den Blick nach vorn. Was die Praxis der Taufe angeht, so haben die meisten evangelischen Kirchen – trotz der Verurteilung der Täufer im Augsburger Bekenntnis von 1530 – akzeptiert, dass einzelne Glieder ihrer Kirchen die Taufe ihrer Kinder aufschieben und stattdessen eine Segnung der Kinder im Gottesdienst wünschen. Gleichwohl wird eine Wiederholung der Taufe weiter abgelehnt. Eine Annäherung an die Ziele der Täufer ergab sich auch in der Frage der Gewaltanwendung, konkret im Vollzug der Todesstrafe und in der Frage der Kriegsführung. Auf der

anderen Seite haben sich auch die Täufergemeinden in ihrer Haltung gegenüber den Großkirchen und der Gesellschaft geändert. Nicht mehr eine radikale sondern eine kritische und zugleich konstruktive Distanz prägt ihre Einstellung.[18]

Literatur

Die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche: Hg. vom Deutschen Evangelischen Kirchenausschuss im Gedenkjahr der der Augsburgischen Konfession 1930. Göttingen 1930.

Gustav Bossert: Wolf Kürschner, der Täufer von Bretten. Ein Beitrag zur Geschichte der Täufer in Baden. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins Neue Folge, Bd. 25, Heidelberg 1910, 431 ff.

Philippi Melanthonis Opera, quae supersunt omnia, 28 Bde.: Halle und Braunschweig 1834–1860 (= Corpus Reformatorum, Bd. 1–28. Abk.: CR).

Philipp Melanchthon: Werke in Auswahl (Studienausgabe) Bd. 1, hg. von Robert Stupperich. Gütersloh 1951. Abk.: MSA 1.

Nikolaus Müller: Georg Schwartzerdt, der Bruder Melanchthons und Schultheiß zu Bretten. Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens des Vereins für Reformationsgeschichte. Leipzig, 1908.

Quellen zur Geschichte der Wiedertäufer Bd. 1 (Herzogtum Württemberg): Hg. von Gustav Bossert. Leipzig 1930.

Quellen zur Geschichte der Täufer Bd. 4 (Baden und Pfalz): Hg. von Manfred Krebs. Gütersloh 1951.

Hans Rott: Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Bretten, Tübingen 1913.

Heilung der Erinnerungen – Versöhnung in Christus, Bericht der Internationalen lutherisch-mennonitischen Studienkommission: Hg. vom Lutherischen Weltbund und der Mennonitischen Weltkonferenz. Genf 2010.

Gottfried Seebaß: Geschichte des Christentums III, Spätmittelalter – Reformation – Konfessionalisierung. Stuttgart 2006.

Täuferspuren im Kraichgau: Hg. vom Mennonitischen Geschichtsverein, Weierhof (Bolanden), 2015.

Eike Wolgast: Melanchthon und die Täufer, in: Mennonitische Geschichtsblätter 54. Jahrgang, 1997, 31–51.

Anmerkungen

1 Zum Gesamtzusammenhang der reformatorischen Bewegung vgl. Gottfried Seebaß, 148–164.
2 Heilung der Erinnerungen – Versöhnung in Christus, Bericht der Internationalen lutherisch-mennonitischen Studienkommission, hg. vom Lutherischen Weltbund und der Mennonitischen Weltkonferenz, Genf 2010.
3 Ebd. 36.
4 Adversus anabaptistas iudicium, in MSA 1, 272 ff., erschienen auch in einer deutschen Übersetzung von Justus Jonas im selben Jahr. Zu Melanchthons Haltung insgesamt vgl. Eike Wolgast, S. 46 f.
5 CR 4, 737–740.
6 Die Bekenntnisschriften der evangelisch – lutherischen Kirchen, 62.68.
7 CR 2, 998.
8 Ebd.
9 G. Bossert: Quellen zur Geschichte der Wiedertäufer 1, 161–168, Nr. 175.
10 Kraichgau, De craichgoia, hg. und neu übersetzt von Reinhard Düchting und Boris Körkel, Ubstadt-Weiher 1999, 68 f., 77 f.
11 Quellen Bd. 4, XII.
12 Ebd., 480 f. Zu den Inschriften im Pfeiferturm vgl. Hans Rott, 34.
13 So der Märtyrerspiegel der Taufgesinnten zum Jahr 1529. Ausgabe im Internet: http://www.homecomers.org/mirror/download.htm.
14 Quellen Bd. 1, 46 f. und dazu Gustav Bossert, Wolf Kürschner, der Täufer von Bretten.
15 Gustav Bossert, ebd., 451 f. Vgl. auch Nikolaus Müller, 133.
16 Quellen Bd. 4, 207.
17 Täuferspuren im Kraichgau, 13.
18 Heilung der Erinnerung, 91–94.

Anschrift des Autors:
Dr. Martin Schneider
Bretten
schneider.baden@web.de

Vom Mittelalter über den Stadtbrand 1689 bis in Gegenwart und Zukunft?

Brettens historische Bauwerke

Christopher Retsch

Wie in allen Städten unterliegt das Stadtbild auch in Bretten einem steten Wandel. So zerstörten Kriegsereignisse wie der Stadtbrand 1689 Bretten fast vollständig. Andere Kriege verschonten hingegen Bretten, so dass z. B. nach dem Zweiten Weltkrieg in der Altstadt fast keine Verluste an Gebäuden zu beklagen waren. Dennoch ist die Verlustrate im 20. und 21. Jahrhundert nicht gering. Diese Veränderungsprozesse im Bereich der Brettener Altstadt sollen hier beschrieben und hinterfragt werden.

Gebäude aus der Zeit vor dem Stadtbrand 1689

Aus der Zeit vor 1689 hat sich nur sehr wenig erhalten. Dies sind die Reste der Burg auf dem Kirchplatz in Form des ehemaligen Bergfrieds (heute Kirchturm) und die Stützmauer zur Unteren Kirchgasse / Steingasse, beide aus dem 12. oder 13. Jahrhundert. Aus derselben Zeit könnten auch noch die Keller des ehemaligen Steinhauses im heutigen Amtsgericht von 1783/84 stammen. Die Stiftskirche selbst ist ein Bau aus dem 14. Jahrhundert. Das nördliche Langhaus wurde eventuell noch in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts errichtet, während die südliche Wand jünger ist. Die Reste der Stadtbefestigung (Pfeiferturm, Frauentürmchen, Simmelturm und wenige Stadtmauerreste) könnten noch aus dem 13. Jahrhundert stammen. Der Simmelturm dürfte das jüngste Bauteil der Stadtbefestigung sein. Auch noch knapp vor dem Stadtbrand entstand 1687 die Kreuzkirche. Weiterhin haben die Gewölbekeller der Wohnhäuser den Stadtbrand überstanden. Die allermeisten dürften aus dem Spätmittelalter stammen. Bei genauem Hinsehen lassen sich anhand der Bearbeitungsspuren auch noch Steine aus dem Hochmittelalter an einigen Brettener Gebäuden finden: An der Durchfahrt durch Sporgasse 8 (Beylehof), an der kurzen Mauer aus roten Sandsteinen zwischen Melanchthonstr. 23 und 25 und evtl. am Haus Schulgasse 2. Diese Steine dürften aus den abgebrochenen Gebäuden der Brettener Burg stammen und immer wieder neu verbaut worden sein.[1]

Wohnhäuser aus der Zeit vor dem Stadtbrand 1689 haben sich nur ganz wenige erhalten. Das bekannteste dieser Häuser ist das Gerberhaus (Gerbergasse 10), welches 1584–86 (d)[2] erbaut wurde. Es konnte glücklicherweise 1988–94 durch ehrenamtliche Arbeit gerettet werden und dient seither als Gerbermuseum.[3] Ein gutes Stück jünger

ist das Haus Weißhofer Str. 12 (ehem. Jung u. Heidt, jetzt Papier & Co.). Aufgrund der Formen des Fachwerks wurde es wohl in der Mitte des 17. Jahrhunderts, wahrscheinlich 1653, erbaut.[4] Auch dieses Haus wurde 2011–13 durch die neuen Eigentümer vorbildlich restauriert.[5] Ein hundert Jahre älteres Gebäude überstand ebenfalls den Stadtbrand. Am Haus Friedrichstr. 40 befand sich am nordöstlichen Eckständer des Erdgeschoss eine Knagge mit zwei Schilden und der darauf befindlichen Jahreszahl »AN[N]O 155[?] M [?]«.[6] Das Haus wurde kurz vor 1950 abgerissen.[7] Neben diesen drei bekannten Häusern könnten sich jedoch noch weitere (bisher) unentdeckte »Überlebende« des Stadtbrandes unter den Häusern im südöstlichen Altstadtbereich befinden. Umso bedauerlicher ist es, dass in den letzten Jahrzehnten die meisten Fachwerkhäuser der Südseite der Friedrichstraße abgerissen wurden. Einige dieser Häuser hatten Proportionen, die durchaus Fachwerke von vor 1689 unter dem Putz vermuten ließen. Ein solches könnte sich evtl. noch in Resten unter dem Putz bzw. den Dachziegeln des Hauses Friedrichstr. 11 und des westlich angrenzenden Anbaus befinden. Die Proportionen (einstöckiger, quadratischer Grundriss und sehr hohes, steiles Dach) sind typisch für einfache Bauernhäuser des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit. Ein in seinen äußeren Formen vergleichbares Haus von 1442 (d) befindet sich in Bauschlott, Am Anger 28.[8] Ein später Ausläufer dieses Haustyps findet sich aber auch in Hockenheim, Mittlere Mühlstr. 10, von 1698.[9] Das Haus Friedrichstr. 11, kann also (muss aber nicht) aus der Zeit vor dem Stadtbrand 1689 stammen. Sicher dürfte sein, dass es zu den ältesten Häusern Brettens gehört.

Wiederaufbau nach 1689

Nachdem Bretten von französischen Truppen am 13. August 1689 niedergebrannt worden war, standen neben den Stadtmauern nur noch die Stiftskirche (deren Turm allerdings ausbrannte), das danebenliegende Pfarrhaus und das Schulhaus, das Werkhaus[10] sowie einige Wohnhäuser im südöstlichen Stadtgebiet. Die restlichen Gebäude waren zerstört, so dass die vor dem Brand aus der Stadt getriebenen Brettener nur in ihren unzerstörten Gewölbekellern Zuflucht fanden.[11] Dieser Zustand dauerte einige Jahre an, da der Krieg noch bis 1697 anhielt. Aus diesem Grund sind unmittelbar nach 1689 nur ganz wenige Neubauten begonnen worden. Die meisten Brettener errichteten provisorische strohgedeckte Hütten.[12] Die von den Franzosen nicht geschleifte Stadtbefestigung wurden im Januar 1697 von Reichstruppen zerstört. Um dem Feind keine Zufluchtsmöglichkeit zu geben (die Reichstruppen hatten sich nach Osten, hinter die Eppinger Linien zurückgezogen), wurden das Weißhofertor und das Gottesackertor gesprengt.[13]

Der nach Kriegsende erst richtig einsetzende Wiederaufbau dauerte 90 Jahre. Erst 1787 wurde das Rathaus wieder erbaut. Die beiden zerstörten Stadttore und Beschädigungen an der Stadtmauer konnten schon 1697 wieder provisorisch instandgesetzt werden.[14] Dies zeigt, wie wichtig der Schutz der Stadtmauern auch in der gesamten Frühen Neuzeit für Bretten noch gewesen ist.

Die wiederaufgebauten Wohnhäuser waren allesamt Fachwerkbauten. Lediglich das Erdgeschoss wurde aus Brandschutzgründen zumeist als Steinbau ausgeführt (heute noch gut zu sehen am Eckhaus Marktplatz 2).[15] Bis etwa in die Mitte des 18. Jahrhunderts waren diese Fachwerkhäuser noch als Sichtfachwerke an-

gelegt. Anfang des 18. Jahrhunderts gab es eine letzte Blüte der Zierformen, so dass auch in Bretten einige sehr schöne Fachwerkfassaden entstanden. Vorgaben zur Ausrichtung der Gebäude scheint es nicht gegeben zu haben, so dass neben giebelständigen Häusern auch traufständige errichtet wurden. In der Weißhofer- und Melanchthonstraße überwiegen die giebelständigen, in den übrigen Gassen die traufständigen Häuser. Die giebelständigen Häuser wurden entweder in der traditionelleren Form mit Satteldächern versehen, oder erhielten die im barocken Fachwerkbau modischeren Krüppelwalmdächer. Komplette Walmdächer blieben die Ausnahme (Marktplatz 3, Melanchthonstr. 25). Oft wurden die Initialen und das Baujahr an einem Eckständer eingeschnitzt. Als Brettener Besonderheit entwickelten sich daraus die besonders hübsch anzusehenden Eckmännle. Dies sind in die Eckständer geschnitzte Figuren in barocker Kleidung mit Schilden in den Händen, auf denen sich Jahreszahl, Initialen und Handwerkszeichen befinden. Vier dieser Eckmännle haben sich erhalten: Weißhofer Str. 4 (1710), Melanchthonstr. 19 (1731), Pforzheimer Str. 16 (1713, als Spolie in einem Neubau von 1903) und Friedrichstr. 14 (1704).[16]

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ging man dazu über die Fachwerke nur noch als konstruktive Fachwerke zu errichten und die Häuser von Beginn an zu verputzen. Ein noch weitgehend im ursprünglichen Zustand erhaltenes Wohnhaus dieser Phase ist das klassizistische Haus Melanchthonstr. 49 (Landmesser) von 1779, welches Teil der sich in dieser Zeit bildenden kleinen »Vorstädte« vor Gottesacker- und Weißhofertor ist.[17] Auch die übrigen Fachwerkhäuser wurden nun verputzt. Zur besseren Haftung des Putzes raute man die Holzoberflächen auf, wovon die vielen Hackspuren in den Balken der wieder freigelegten Fachwerke zeugen. Spätestens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dürfte sich Bretten daher als vollkommen verputzte Stadt dargestellt haben, obwohl kaum eines der Wohnhäuser ein Steinbau war. Immerhin erhielten einige Fachwerkhäuser bis in den Giebel durchgehende Steinfassaden (z. B. Weißhofer Str. 19 und 35, Melanchthonstr. 6).

Dahingegen waren die Speichergebäude zumeist keine Fachwerkhäuser sondern Steinbauten aus Bruchsteinmauerwerk. Dies hatte den einfachen Grund, dass der wertvollste Besitz (das Korn der Bauern, die Waren der Handwerker und Kaufleute) im Brandfall nicht gerettet werden konnte und daher besonders sicher gelagert werden musste. Einige dieser Steingebäude haben sich noch erhalten: Sporgasse 8 (Beylehof), Weißhofer Str. 2, 4 und 6 (in der Wassergasse stehend), Lohgasse 1 (neben Friedrichstr. 14), Bessergasse 7 und 9. Das Steingebäude Lammgasse 2 wurde mit dem dazugehörigen Fachwerkhaus Ende 2016 abgerissen. Nicht auszuschließen ist, dass einige dieser Speicherbauten auch aus der Zeit vor dem Stadtbrand stammen könnten.

Neubauten im Zuge der Industrialisierung

Nachdem Bretten 1853 einen Eisenbahnanschluss erhielt, 1879 sogar ein Eisenbahnknoten wurde, brachte die einsetzende Industrialisierung Wohlstand nach Bretten.[18] Dies zeigte sich auch im Stadtbild. Um die Altstadt herum entstanden neue Industriebetriebe und Wohnhäuser. Aber auch innerhalb der ab 1812 allmählich niedergelegten Stadtmauer[19] wurden Fachwerkhäuser des 18. Jahrhunderts durch neue Steingebäude ersetzt. Die meisten dieser Neubauten befinden sich entlang der Melanchthonstraße (Nr. 4, 9, 13, 20, 26, 33, 35,

48). Der wichtigste Neubau dieser Zeit ist aber sicherlich das von 1897 bis 1903 erbaute Melanchthonhaus. Während die übrigen Neubauten höchstens im Detail historische Bauformen erhielten, ist das Melanchthonhaus als neogotisches Gebäude der mehr oder weniger bewusste Versuch ein historisches Gebäude aus Melanchthons Geburtszeit vorzutäuschen. Es erinnert im Ergebnis aber nicht an ein bürgerliches Wohnhaus, welches 1497 dort gestanden hat, sondern viel eher an ein Kaufhaus oder Rathaus. Ebenfalls ein neogotisches Gebäude war das Haus Weißhofer Str. 27 mit Stufengiebel.[20] Der Sparkassenneubau Weißhofer Str. 1 von 1902 hat insbesondere durch sein Fachwerkoberteil historische Anlehnungen, bleibt durch zahlreiche Details aber auch dem Jugendstil verpflichtet.

Die heute teilweise unter Denkmalschutz stehenden Neubauten wurden jedoch nicht von allen Brettenern als Bereicherung des Stadtbildes empfunden. Wohl daher ließ Stadtrat Georg Wörner das Haus Melanchthonstr. 13 (damals Haus Scherer oder Pfälzer Hof genannt) beim Abbruch fotografieren, so dass uns sein besonders reiches Sichtfachwerk der Zeit um 1700 überliefert ist.[21] Und Heinrich Schlörer schrieb noch 1938 »die neu erstellten Bauten ›Scherer‹ und ›Vereinsbank‹ zerstörten in gründlicher Weise das schöne harmonische Bild der Straßenzeile aus der Zeit vor 1891«.[22] Dies empfinden wir heute nicht mehr beim Anblick der Gebäude aus der vorletzten Jahrhundertwende, eher beim Anblick des Hauses Melanchthonstraße 11 (Goppelsröder) von 1972.[23] Eventuell ist daran ersichtlich, dass eine als nicht (mehr) positiv modern empfundene Architektur etwa 40 bis 70 Jahre nach ihrer Erbauungszeit die geringste Wertschätzung erfährt, und erst danach diese Gebäude als historische Zeugnisse einer vergangenen Epoche wieder positiv wahrgenommen werden können.

Im Zweiten Weltkrieg

Bretten blieb im Zweiten Weltkrieg von größeren Zerstörungen glücklicherweise verschont. Lediglich der Westteil der Stadt, insbesondere um den Bahnhof, wurde bei Fliegerangriffen und von französischer Artillerie getroffen.[24] Ein Bombentreffer in der Altstadt beschädigte die Häuser Weißhofer Str. 23 bis 31.[25] Am Kriegsende waren nur 45 Häuser schwer- und 24 totalzerstört.[26] Bei einem Gesamtbestand von über 800[27] Wohnhäusern eine kleine Anzahl.

Dennoch ergab sich an prominenter Stelle im Stadtbild ein Wandel, der aber als solcher so gut wie unsichtbar sein sollte: Das Gasthaus und Hotel Krone wurde 1940 abgerissen und wieder neu aufgebaut.[28] Es wurde in gleicher Kubatur und mit ähnlichem Zierfachwerk wieder errichtet. Jedoch vereinheitlichte man die Fassade zum Marktplatz, indem alle Fenster nun symmetrisch angeordnet wurden. Am Originalbau waren im Erdgeschoss und im ersten Obergeschoss das je rechte Fenster etwas abgerückt von den anderen drei, im darüber liegenden Giebelgeschoss gab es drei anstatt zwei Fenster. Zudem war das Zierfachwerk aufwändiger. Die Balkenköpfe des ersten Obergeschosses waren, wie an vielen Brettener Fachwerkhäusern, mit einer profilierten Bohle verdeckt. Der Anbau zum Gaisberg hin war höher, als der heutige Anbau. Die Ausfachung des Neubaus erfolgte mit Ziegeln, die noch bis Anfang der 1950er Jahre unverputzt blieben.

Nach 1945

Das in den 1950er Jahren einsetzende Wirtschaftswunder hinterließ wiederum seine Spuren im Brettener Stadtbild. Bis dahin war

die Lebensweise vieler Brettener noch (zumindest nebenberuflich) landwirtschaftlich geprägt. Die im praktischen Alltag an die Gebäude gestellten Forderungen entsprachen weitgehend denen, die auch schon zur Bauzeit gegolten hatten.[29] Der steigende Wohlstand erlaubte es den Brettenern nun aber ihre Gebäude nicht nur mit kleineren Maßnahmen den neuen technischen Entwicklungen anzupassen (Badezimmer, Toiletten, Einbauküchen etc.), sondern Neubauten zu erstellen. So wurden ab den 1960er Jahren, vermehrt ab den 1970er Jahren, eine ganze Reihe Fachwerkhäuser diesem Fortschritt geopfert.

Größere Auswirkungen auf das Stadtbild hatten jedoch die Anforderungen des Verkehrs. In den 1970er Jahren wurden Pläne angefertigt, die gesamte Innenstadt autogerecht umzubauen. Im gleichen Zuge wurde auch kartiert, welche Häuser man für nicht erhaltenswert erachtete. Hier sind besonders die Pläne von Prof. Heinrich Schoof und Reinhard Pröll zu nennen. Auf einer Kartierung vom September 1971 wurde nur eine kleine Auswahl an Gebäuden als erhaltenswert bezeichnet. Dementsprechend sollten auch die Gassen südlich der Melanchthonstraße rücksichtslos autogerecht umgebaut, also verbreitert werden. Ein Plan vom November 1973 zeigt eine Altstadt, die abgesehen von Kreuzkirche, Amtshaus, Stiftskirche und heutiger Stadtbücherei, nur noch in der Melanchthonstraße und Weißhofer Straße Altbauten besessen hätte. Alle übrigen Häuser wurden mit Neubauten überplant. Eine große Verkehrsachse wäre als Teil des Innerstädtischen Rings von der Pfluggasse über die Friedrichstraße und Unteren Kirchgasse zum Seedamm gegangen.[30]

Zum Glück wurden diese Maßnahmen nicht, oder nur zu einem geringen Teil verwirklicht. Umgesetzt wurde das nördliche Teilstück des Innerstädtischen Rings über Engelsberg und Sporgasse. Schon 1967 war ein großer Teil der Bebauung nördlich der Sporgasse abgerissen (etwa das Mittelstück des heutigen Parkplatzes). Die noch stehenden Gebäude östlich und westlich folgten Anfang der 1970er Jahre. Es gingen nicht nur viele Wohnhäuser und Scheunen für immer verloren, auch die Reste des Spitals und die in den Scheunen noch in fast kompletter Höhe vorhandene Stadtmauer wurde abgerissen. Dabei wurde anscheinend auch das Gelände des Parkplatzes im westlichen Bereich eingeebnet, da 2012 archäologische Suchschnitte[31] dort, im Gegensatz zur östlichen Parkplatzhälfte, keine Fundamente von Gebäuden oder der Stadtmauer mehr aufwiesen. Zusammengenommen mit dem Abriss des Badischen Hofes und des Neubaus des Kaufhauses Schneider 1975[32] ist das ganze Stadtviertel östlich von Apothekergasse und Spitalgasse sowie nördlich der Weißhofer Straße bis auf 11 Gebäude abgerissen worden. Der größte zusammenhängende Verlust, den die Brettener Altstadt seit 1689 erleiden musste. Noch Anfang der 1980er Jahre war vorgesehen, diesen Nordteil des innerstädtischen Rings um einen Ostteil entlang der Pfluggasse über die Georg-Wörner-Straße an die Ecke Pforzheimer Straße / Alte Wilhelmstraße zu führen.[33] Auch hierfür wurden in der Pfluggasse fast alle Gebäude der östlichen Häuserzeile abgebrochen. Die übrigen Bereiche der Altstadt wurden in ihrer Struktur jedoch als erhaltenswert erkannt und daher im westlichen Stadtteil als verkehrsberuhigte Bereiche ausgewiesen.

Generell begann in Teilen der Gesellschaft in den 1970er und 80er Jahren ein Umdenken bezüglich alter Bausubstanz, das zu den in diesen Jahrzehnten erlassenen Denkmalschutzgesetzen in den alten Bundesländern

Abb. 1: Das Haus Pforzheimer Str. 7 (Hebererhaus) nach dem Brand vom September 2007 (Foto: Christopher Retsch, 2008)

führte. In Bretten wurde dies begleitet von einer Altstadtsatzung, die 1980 beschlossen wurde.[34] Diese regelt aber im größten Teil die Anforderungen an Neubauten und Außenwerbung. Nur in einem Paragraphen steht, dass Fachwerke nicht verputzt werden dürfen und, dass es Zuschüsse des Landes und der Stadt für Fachwerkfreilegungen gibt. In einer Präambel sind die generellen Wünsche zum Umgang mit der Altstadt festgehalten:

»Im Gegensatz zu vielen anderen historischen Städten ist der Brettener Stadtkern von den Zerstörungen des letzten Krieges verschont geblieben. Dadurch blieb die mittelalterliche Stadtstruktur weitgehend erhalten. Wenn auch in der Phase des wirtschaftlichen Aufschwungs einzelne Eingriffe in den Altstadtbestand nicht vermieden werden konnten, besteht in Bretten doch die Chance, das historische Stadtbild und das ihm eigene Gepräge für die Zukunft zu bewahren.

Der Gemeinderat der Stadt Bretten als Vertretung der Bürgerschaft hat sich dafür entschieden, diese Chance zu nutzen, weil Heimat in der Stadt nur dort entstehen kann, wo sich aus architektonischer Vielfalt und geschichtlichem Reichtum eine unverwechselbare Stadtgestalt ergibt, mit der sich die Bewohner identifizieren können. Damit wird zugleich die Lebendigkeit der Altstadt gefördert und der materielle Wert der historischen Bausubstanz erhöht.

Die Altstadtsatzung soll die Gefahren abwehren, die dem historischen Stadtkern aus den verschiedensten Richtungen drohen. Sie schützt nicht nur jene Denkmäler, deren historische oder kunstgeschichtliche Bedeutung unumstritten ist, sondern auch die ›anonyme‹ Bausubstanz sowie die Straßen und Platzräume, die für den Wert eines Stadtbildes und gewachsene städtebauliche Strukturen ebenso wichtig sind. Der Prozeß der negativen Veränderung der historischen Substanz vollzieht sich meist in kleinen und kleinsten Schritten. Deshalb muß allen Bürgern bewußt werden, daß die Summierung ›unbedeutender‹ Änderungen zu einer schleichenden Entwertung, zu einer Entstellung oder zur Nivellierung des Stadtbildes führt.

Diese Satzung konkretisiert im Bereich der Stadtbildpflege die Sozialgebundenheit des Eigentums, die sich aus Art. 14 Abs. 2 unseres Grundgesetzes ergibt:

›Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich dem Wohle der Allgemeinheit dienen‹.«[35]

Diesen Ausführungen ist in vollem Umfang zuzustimmen! Dennoch bleiben dies nur Wünsche, da kein Paragraph der Satzung Abrisse verhindern kann. Auch das Landesdenkmalschutzgesetz von Baden-Württemberg hilft nur bedingt weiter. In der Brettener Altstadt stehen nur circa 70 Gebäude unter Denkmalschutz, das ist nur grob ein Fünftel der noch vorhandenen Gebäude.[36] Dies liegt daran, dass die Kriterien des Denkmalschutzgesetzes es nur erlauben, Gebäude unter Schutz zu stellen, deren Bausubstanz im Äußeren und Inneren eine gewisse Qualität aufweisen. Ein beispielsweise lediglich in seiner äußeren Hülle noch erhaltenes Fachwerkhaus des 18. Jahrhunderts, mit zahlreichen Umbauten im Erdgeschoss, ist in den seltensten Fällen denkmalgeschützt.[37] Das bedeutet aber, dass der überwiegende Teil der Brettener Altstadt nicht geschützt werden kann und dessen Erhalt alleine vom Willen der Eigentümer abhängig ist. Einzige Möglichkeit in ihrer Substanz zwar weniger hervorragende, in ihrem Wert für das gesamte Stadtbild aber genauso wichtige Gebäude zu schützen, wäre die gesamte Altstadt als Gesamtanlage gemäß § 19 des Denkmalschutzgesetzes unter Schutz zu stellen. Diese Aufgabe ist im Gesetz aber explizit den Gemeinden zugewiesen, nicht dem Landesamt für Denkmalpflege. Bisher scheint der Brettener Gemeinderat an einer solchen Gesamtanlage aber kein Interesse gehabt zu haben.

Abb. 2: Blick vom Turm der Stiftskirche, rechts das Hebererhaus, in der Mitte das Melanchthonhaus und links davon das Strasserhaus. Das dreistöckige Fachwerkrückgebäude von 1700 (d) wurde, im Gegensatz zum Vorderhaus von 1690 (d), ohne Erhalt der Fassaden abgerissen (Foto: Wikimedia Commons, User: Buroll, Oktober 2007)

Immerhin führte das Umdenken der 1970er und 80er Jahre zu einigen vorbildlichen Restaurierungen. Zu nennen wären hier beispielsweise die mit viel ehrenamtlichen Engagement restaurierten Gebäude in öffentlicher Hand: Gerbergasse 10 (Gerberhaus), Melanchthonstr. 24 (Schweizer Hof), Simmelturm und Pfeiferturm.[38] Als private seien nur die jüngeren Restaurierungen Pfluggasse 8, Weißhofer Str. 12, Marktplatz 12 und Melanchthonstr. 23 genannt. Die Stadt Bretten plant das in öffentlicher Hand befindliche und denkmalgeschützte Haus Weißhofer Str. 2 (Käseladen) zu restaurieren.[39]

Parallel dazu wurden jedoch auch weiterhin Altbauten zugunsten größerer Neubauten mit mehr Wohnraum abgerissen. In den 1980er Jahren wurden die Gebäude Werkhausgasse 3–7 neu errichtet. Die abgebrochenen Häuser enthielten die damals noch größten und vom Seedamm aus gut sichtbaren Reste der Stadtmauer. Vor allem innerhalb des letzten Jahrzehntes sind wieder viele Gebäude aus dem Brettener Stadtbild verschwunden. Für die

Abb. 3: Heilbronner Str. 1 und 2.
Das rechte Gebäude war ein wohl aus dem 18. Jahrhundert stammender Fachwerkbau, links das Verwaltungsgebäude der Firma C. Beuttenmüller & Cie. von 1890 (Foto: Christopher Retsch, 2010)

Neubauten Am Engelsberg 3 und 5 wurde das Fachwerkhaus Melanchthonstr. 18 abgerissen, durch welches vormals der Zugang zum Kino ging.

Im September 2007 brannte das Haus Pforzheimer Str. 7 (Hebererhaus). Der Brand, ausgelöst durch einen technischen Defekt, verursachte erhebliche Schäden. Dennoch stand nach dem Brand die äußere Hülle relativ unbeschädigt, der südliche Gebäudeflügel hatte noch seine Dachhaut (Abb. 1). Obwohl ein Wiederaufbau von Anfang an vorgesehen war, wurde das Gebäude 2008/09 abgerissen. Dies war möglich, weil eine Untersuchung des Landesamtes für Denkmalpflege ergab, dass nach einer Restaurierung zu wenig originale Substanz noch vorhanden gewesen wäre, um den Status eines Kulturdenkmals zu rechtfertigen und das Gebäude daher aus dem Denkmalschutz entlassen wurde.[40] Es ist trotzdem unverständlich, warum selbst das steinerne Erdgeschoss und der Gewölbekeller abgerissen wurden. Nach einigen Jahren Baugrube wurde es dann durch einen Neubau in den alten Proportionen ersetzt. Jedoch scheint man kein einziges Teil des alten Hauses aufgehoben zu haben. Weder der alte Kellerabgang mit der Inschrift »HANS HEBERER 1549«, noch die nach dem Brand noch vorhandenen Hölzer der Fassade wurden für den Neubau wiederverwendet. Stattdessen klebte man vor die Fassade dünne Holzbrettchen als Fachwerkimitation, ohne Beachtung des vormaligen Fachwerks. Nicht einmal der statisch notwendige Unterschied der Holzdimensionen, zwischen dickeren senkrechten Ständern, dünneren waagerechten Riegeln etc. wurde beachtet. Dafür wurden allerdings die Hölzer mit Hackspuren versehen, um eine ehemals verputzte Fassade vorzutäuschen.

Gleichzeitig zu Abriss und Neubau des Hebererhauses wurde in unmittelbarer Nachbarschaft das Haus Melanchthonstr. 3 (Strasserhaus) abgerissen. Hier war allerdings kein Unglück der Auslöser, sondern der Wunsch der Melanchthonakademie nach mehr Räumlichkeiten. Daher wurde das Nachbarhaus des Melanchthonhauses 2004 von der Stadt aufgekauft. War bei den ersten Planungen der Erhalt des denkmalgeschützten Gebäudes vorgesehen, erbrachte eine Untersuchung des Landesamtes für Denkmalpflege, dass über die letzten Jahrzehnte das Haus im Inneren zu oft umgebaut wurde, um eine Eintragung als Kulturdenkmal zu rechtfertigen. Daher wurde das Haus aus dem Schutz entlassen.[41] Anfang 2008 begann der Abbruch. Immerhin wurde das Vorderhaus von 1690 (d) in den alten Proportionen wieder aufgebaut und die Hölzer der Fassade von 1690 wieder verwen-

Abb. 4: Heilbronner Str. 1 und 2 (Foto: Christopher Retsch, 2014)

det. Das Rückgebäude zur Pforzheimer Straße mit einer dreistöckigen Fachwerkfassade von 1700 (d) wurde allerdings nicht wieder aufgebaut (Abb. 2).[42]

2011 oder 12 wurde das wohl aus dem 18. Jahrhundert stammende Fachwerkhaus Untere Kirchgasse 27 (freistehendes verputztes Gebäude mit Krüppelwalmdach) abgerissen. Eine Schotterfläche dient seitdem als Parkplatz.

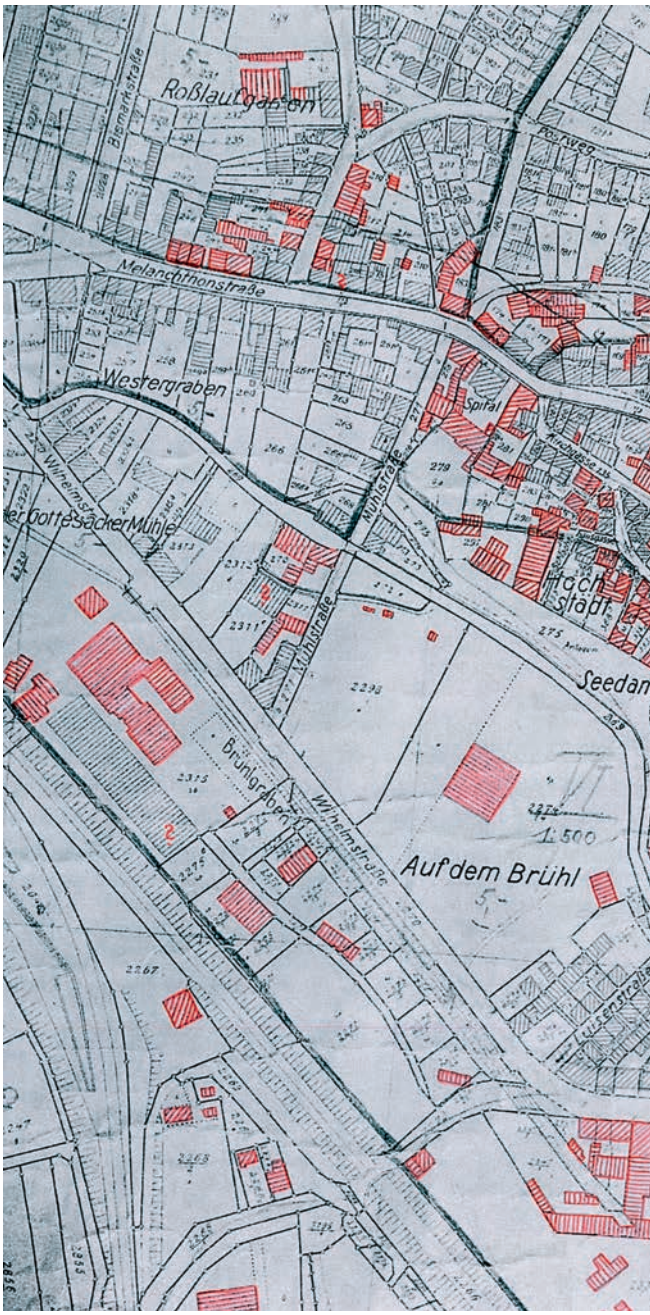
2013 titelte die Brettener Woche »›Face-Lifting‹ für unansehnliche Ecke«, als die Gebäude Heilbronner Str. 1 und 2 abgerissen wurden.[43] Beide kamen in städtischen Besitz, als die Idee eines Tunnels von der Heilbronner Straße zur Sporgasse noch aktuell war. Nachdem diese Verkehrsplanung wieder aufgegeben wurde war ein Abriss dieser Gebäude eigentlich nicht mehr notwendig. Das Haus Heilbronner Str. 2 war ein stattlicher, verputzter Fachwerkbau, wahrscheinlich noch aus dem 18. Jahrhundert stammend (Abb. 3). Er zeigte damit, wie weit die Stadt Bretten in dieser Zeit schon über ihren Mauerring nach Osten hinaus gewachsen war. Aus Sicht des Landesamtes für Denkmalpflege war die Substanz aber nicht wertvoll genug, um unter Schutz gestellt zu werden.

Ganz anders verhielt es sich bei dem gegenüberliegenden Gebäude Heilbronner Str. 1. Es war der 1890 errichtete Verwaltungsbau der Firma C. Beuttenmüller & Cie. und weitgehend im ursprünglichen Zustand erhalten. Neben vielen qualitätvollen Baudetails war im

Abb. 5: Weißhofer Str. 33, 35 und 37. Diese drei Gebäude, davon zwei Fachwerkbauten aus dem 18. Jahrhundert, plant die Stadt abzureißen, um die Kurve Weißhofer Str. / Sporgasse zu verlegen. Das Fachwerk am Eckhaus zeichnerisch rekonstruiert: Die senkrechten und waagrechten Hölzer sind konstruktiv bedingt so zu erwarten, die Queraussteifungen und Zierelemente sind nach anderen Brettener Fachwerkhäusern ergänzt (Foto/Zeichnung: Christopher Retsch, 2014)

Inneren sogar noch der originale Tresor erhalten. Mit der danebenliegenden Villa Beuttenmüller bildete es eine zusammengehörige Einheit. Daher kam das Landesamt zu folgender Schlussfolgerung: »Aufgrund der großen Bedeutung der Firma Beuttenmüller für die Wirtschaftsgeschichte der Stadt Bretten, ihrer innovativen Rolle in der Entwicklung von Beleuchtungsgeräten und der authentischen Überlieferung und gestalterischen Qualität von Architektur und Ausstattung stellt das Verwaltungsgebäude der Firma Beuttenmüller samt Anbau ein Kulturdenkmal gem. § 2 DschG dar.«[44] Trotzdem genehmigte die Untere Denkmalschutzbehörde, also das Bauamt der Stadt Bretten, den Abbruch zugunsten eines voluminösen Mehrfamilienhauses! (Abb. 4) Der eigentliche Standort des Verwaltungsgebäudes wurde durch den Neubau aber nicht einmal wesentlich überbaut, lediglich eine Terrasse nimmt seine Fläche ein. Auch das gegenüberliegende Fachwerkhaus wurde ohne konkrete geplante Baumaßnahme abgerissen, einzig um einem möglichen Investor zusammen mit der daneben liegenden Baulücke (die schon 1975[45] nach dem Abbruch des Hauses Weißhofer Str. 49 entstand) eine größere Fläche anbieten zu können.

Ebenfalls in quasi »vorauseilendem Gehorsam« ließ die Stadt 2010 auch die Gebäude Sporgasse 7–9 abreißen. Dabei handelte es sich um einen gründerzeitlichen Ziegelbau einer ehemaligen Wagnerei, dessen südliche Mauern auf der Linie der alten Stadtmauer standen, welche daher möglicherweise im Fundament noch vorhanden war. Auch hier wollte man dem damaligen Investor für eine Neubebauung des Sporgassenparkplatzes mehr Fläche anbieten, noch lange bevor die Planungen so weit waren, dass an einen Baubeginn zu denken war. Das Gelände wurde anschließend eingeebnet, ohne dass Archäo-



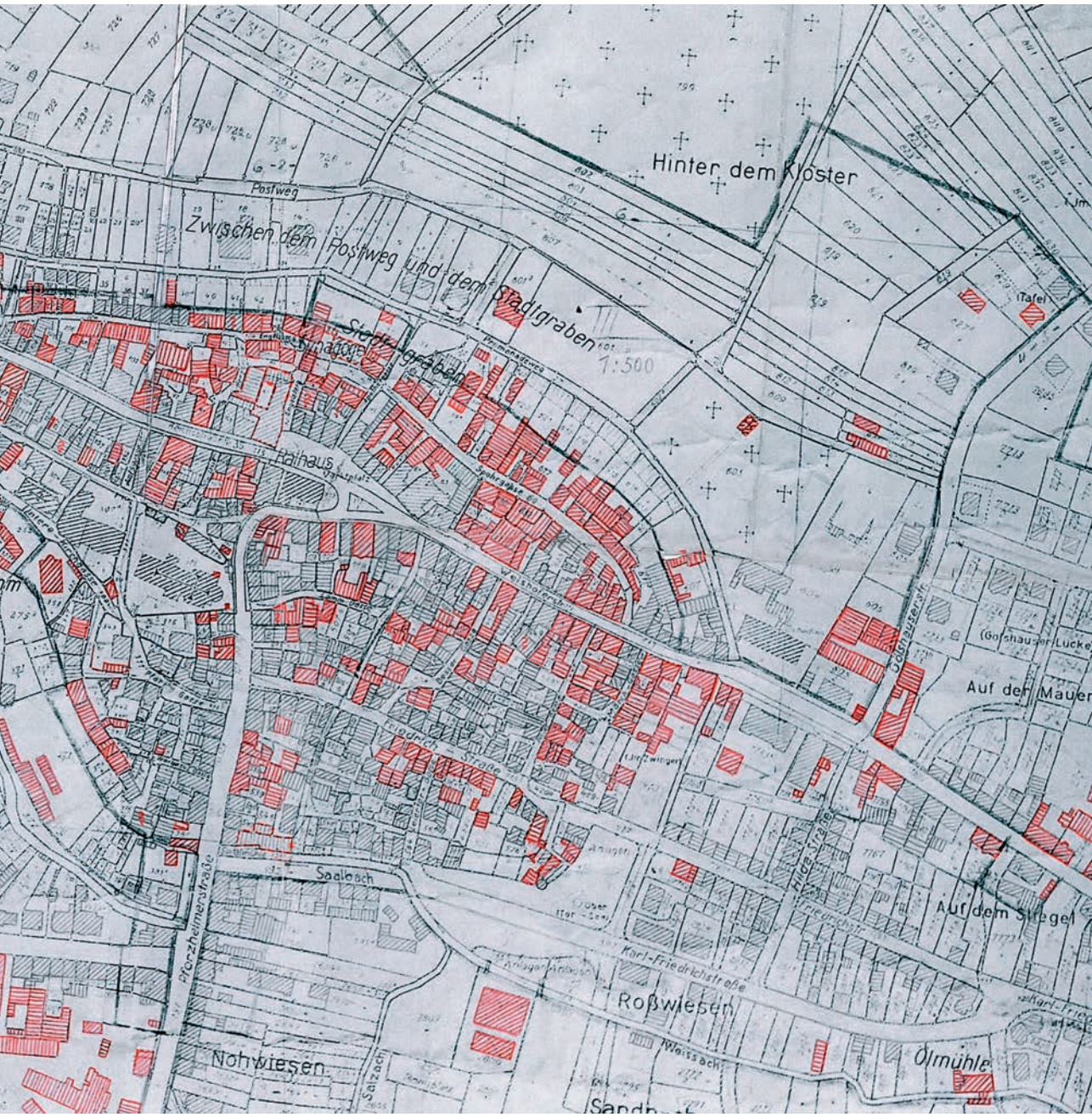


Abb. 6: Kartierung der seit 1945 beseitigten Altbauten in der Brettener Altstadt auf einem Kataster von ca. 1930. Gestrichelte Gebäude sind schon vor 1945 abgerissen worden. Bei Gebäuden mit »?« ist entweder unklar, ob diese schon vor 1945 beseitigt wurden oder, ob im heutigen Gebäude noch Reste des Altbaus vorhanden sind (Kartierung: Christopher Retsch)

Abb. 7: Kartierung der seit 1945 beseitigten Altbauten im Zentrum der Altstadt auf einem Luftbild von 1953. Bei Gebäuden mit »?« ist unklar, ob im heutigen Gebäude noch Reste des Altbaus vorhanden sind (Foto: Blum: Archivbilder Bretten. 2007, S. 19; Kartierung: Christopher Retsch)

logen des Landesamtes für Denkmalpflege hinzugezogen wurden. Erst im Januar 2012 konnten drei Suchschnitte über das Gelände des Sporgassenparkplatzes geführt werden. Die westlichen blieben aufgrund des vorherigen Geländeabtrags jedoch befundlos.[46]

Auch bei anderen Baumaßnahmen in Bretten, wurde die Archäologie nicht eingebunden. So blieben die tief ins Erdreich eingreifenden Neubauten der schon erwähnten Häuser Engelsberg 3–5, Melanchthonstr. 3 und Pforzheimer Str. 7 ohne archäologische Begleitung, obwohl sie sich mitten in der Altstadt befinden und daher mit Funden aus dem Mittelalter zu rechnen war. Auch der Abriss einer Scheune in der Friedrichstr. 30 (zwischen Gerberhaus und Simmelturm) zugunsten eines Einfamilienhauses ging 2015 ohne Kenntnis der Archäologie vonstatten. Eben-so die Neuverlegung von Rohren im Bereich Reuchlinstraße / Kantstraße durch bisher ungestörte Böden innerhalb eines Bodendenkmals aus der Jungsteinzeit (5.–3. Jahrtausend v. Chr.) und der keltischen Latènezeit (5.–1. Jahrhundert v. Chr.).[47]

Die jüngsten Abrisse betrafen 2015 und 16 die Hirschstr. 1, 3 und 4, die zwei letzten Gebäude des ehemaligen Württembergischen Bahnhofs An der Schießmauer 1–7[48] sowie das Fachwerkhaus samt steinernem Speicherbau Lammgasse 2.

Besonders die Abrisse von Gebäuden in öffentlicher Hand zeigen, dass in der Stadtverwaltung die Auffassung vorhanden zu sein scheint, dass Gebäude die nicht unter Denkmalschutz stehen, nichts wert seien, eben weil sie nicht unter Schutz stehen. Diese Auffassung führt dazu, dass für vermeintlich wichtigere Gründe als Stadtbildpflege (mehr Wohnraum, flüssigere Verkehrsführung, bessere Angebote für Investoren) bis in die Gegenwart bereitwillig historische Bausubstanz geopfert wird.

Weitere sechs Gebäude plant die Stadt abreißen zu lassen: Schon 2013 veröffentlichte die Brettener Woche erste Pläne zum Abriss der beiden Fachwerkhäuser Obere Kirchgasse 29 und 31 samt Scheune.[49] Letztere ist ein unverputzter Fachwerkbau und inschriftlich 1738 datiert. Um mehr Wohnraum zu schaffen soll ein großes Mehrfamilienhaus die Ostflanke des Löwenhofes ergänzen. Mittlerweile scheinen die Dimensionen des geplanten Neubaus zwar verkleinert worden zu sein, am Abriss wird dennoch festgehalten.[50] Im dafür neu aufgestellten Bebauungsplan »Am Gottesackertor« wird dies mit der hohen Nachfrage nach Wohnraum in der Innenstadt begründet.[51] Jedoch wird diese Nachfrage zu einem nicht unerheblichen Teil auf dem noch vorhandenen Charme der Altstadt beruhen,

der durch Abrisse aber sicherlich nicht erhöht wird.

Auch die Ideen einer autogerechten Stadt sind wieder aktuell: Die Gebäude Weißhofer Str. 33 (Böckle, Abb. 5), 35 und 37 sollen für eine geänderte Straßenführung abgerissen werden. Die Häuser Nr. 33 und 35 sind Fachwerkbauten aus dem 18. Jahrhundert, das kleinere Haus Nr. 35 mit einer steinernen Fassade. Es fragt sich, ob es heute noch zeitgemäß ist, Häuser abzureißen um eine Kurve verbreitern zu können, an der der Verkehr seit Jahrzehnten ohne nennenswerte Probleme funktioniert.

Abschließend bleibt festzustellen, dass manche der Veränderungen (vorübergehend) funktionierende Lösungen brachten. Der nördliche Teil des innerstädtischen Rings führte zwar zu sehr hohen Verlusten Am Engelsberg und in der Sporgasse, zusammen mit dem Kaufhaus Schneider ergab er aber etwa drei Jahrzehnte ein funktionierendes Konzept. Jedoch zeichnete sich nach der Jahrtausendwende eine Veränderung des Käuferverhaltens ab. Die Käufer vermieden die Innenstadt. Im Zuge der Wiederbelebung ist nun in der Diskussion, den Sporgassenparkplatz wieder zu bebauen. Musste also in den 1960/70er Jahren jahrhundertealte Bausubstanz für einen oberirdischen Parkplatz weichen, ist jetzt diese Parkplatzlösung nicht mehr gewünscht und die verlorenen Gebäude könnten prinzipiell wieder vorhanden sein.

Alle Verluste an historischer Bausubstanz nach 1945 habe ich rot in einem Kataster der Brettener Innenstadt markiert (Abb. 6).[52] Da im Stadtarchiv kein Kataster von genau 1945 zur Verfügung stand, musste ein etwa 15 Jahre älteres verwendet werden.[53] Die mir bekannten Verluste vor 1945 (Spitalmühle, abgebrannt 1931; Synagoge, Reichspogromnacht 1938; Hotel Krone, 1940) sind nur gestrichelt dargestellt. Zur besseren Veranschaulichung habe ich eine gleichartige Markierung auf einem Luftbild des Marktplatzes von 1953 wiederholt (Abb. 7).[54] Betrachtet man die Kartierung, zeigt sich, dass das, was der letzte Krieg glücklicherweise nicht geschafft hat, die Brettener innerhalb von 70 Jahren selbst verwirklicht haben. Ein Ende der Abrisswelle scheint leider noch nicht absehbar zu sein.

Literatur

Peter Bahn: Das Gerberhaus: Chronologie zur Hausgeschichte. In: Das Gerberhaus in Bretten. Bürger zeigen Initiative. Abschluß der Sanierung und Museumseröffnung Juni 1994. Bretten 1994, S. 13–15.

Jürgen Blum: Die Reihe Archivbilder: Melanchthonstadt Bretten. Erfurt 2007.

Horst Eichhorn: Untersuchungen zum Anwesen Mittlere Mühlstr. 10. 2012. Online: http://www.bruchbuden-von-wegen.de/cm/index.php?page=mittlere-muehlstr-10 [Dez. 2016].

Rudolf Groll: Ein Haus und seine Schicksale. Das Haus Ludwig Landmesser. Melanchthonstraße 49. In: Der Pfeiferturm. Beiträge zur Heimatgeschichte und Volkskunde Brettens und seiner Umgebung. Hg. von Ortsgruppe Bretten des Landesvereins Badische Heimat. Nr. 4, September 1949, S. 13–15.

Gotthilf Hörtling: 1653. 2013. Renaissance-Bürgerhaus. 360 Jahre. Bretten 2013.

Erwin Huxhold: Das Bürgerhaus zwischen Schwarzwald und Odenwald. (= Das deutsche Bürgerhaus. XXIX.) Tübingen 1980.

Erwin Huxhold: Die Eck-Männle in Bretten. Eine besondere Zierform des Fachwerks im Kraichgau. In: Brettener Jahrbuch für Kultur und Geschichte. Neue Folge 1. Bretten 1999, S. 68–79.

Erwin Huxhold: Die Fachwerkhäuser im Kraichgau. Ein Führer zu den Baudenkmälern. Heidelberg/Ubstadt-Weiher/Basel 2002.

Gunter Lange: Die Altstadtsanierung in Bretten. In: Brettener Jahrbuch für Kultur und Geschichte 1983/84, Band 6, Bretten 1984, S. 56–70.

Melanie Mertens: Liste der Kulturdenkmale in Baden-Württemberg Teil A1. Begründung der Denkmaleigenschaft. Heilbronner Straße 1. Verwaltungsgebäude Firma Beuttenmüller. 28.1.2013.

Hans Rott: Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Bretten (Kreis Karlsruhe). (= Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden. Neunter Band Kreis Karlsruhe. Erste Abteilung.) Tübingen 1913.

Alfons Schäfer: Die Geschichte der Stadt Bretten von den Anfängern bis zur Zerstörung im Jahre 1689. (= Brettener stadtgeschichtliche Veröffentlichungen. Band 2). Bretten 1977.

Heinrich Schlörer: Zu unseren Bildern. In: Der Pfeiferturm. Beiträge zur Heimatgeschichte und Volkskunde Brettens und seiner Umgebung. 1938, S. 12–13.

Alfred Straub: Geschichte der Stadt Bretten in neuerer Zeit. (= Brettener stadtgeschichtliche Veröffentlichungen. Band 3). Bretten 1990.

Johannes Wenninger: Chronologie des Neubaus Melanchthonstraße 3 in Bretten. In: Europäische Melanchthon-Akademie. Festschrift zur Einweihung am 31. Juli 2009. Hg. von der Stadt Bretten. Ubstadt-Weiher/Heidelberg/Basel 2009, S. 19–32.

Anmerkungen

1 Zu diesen mittelalterlichen Bauwerken Brettens habe ich eine eigene Untersuchung verfasst, die Grundlage für meinen Vortrag am 24.4.2017 in der stadtgeschichtlichen Vortragsreihe ist, hier aus Platzgründen aber nicht publiziert werden kann.

2 Jahreszahlen mit einem (d) stammen aus dendrochronologischen (Jahrrings-) Datierungen.

3 Bahn: Gerberhaus: Chronologie. 1994, S. 13–15.

4 Huxhold: Fachwerkhäuser. 2002, S. 48 f.

5 Zum Abschluss der Restaurierung verfassten die Eigentümer eine hervorragende Dokumentation zur Geschichte des Hauses und der Restaurierung, welche im Ladengeschäft zu erwerben ist. Hörtling: Renaissance-Bürgerhaus. 2013.

6 Rott: Kunstdenkmäler. 1913, S. 41 f. Der eine Schild war beschädigt, so dass die letzte Ziffer der Jahreszahl und der zweite Buchstabe der Signatur nicht mehr vorhanden war.

7 Blum: Archivbilder Bretten. 2007, S. 36 f. Dort zwei Fotografien des Hauses.

8 Huxhold: Fachwerkhäuser. 2002, S. 30 f.

9 Eichhorn: Mittlere Mühlstr. 10. 2012.

10 Das Haus für den städtischen Zimmermeister. Straub: Geschichte Bretten. 1990, S. 37.

11 Schäfer: Geschichte Bretten. 1977, S. 389–393.

12 Straub: Geschichte Bretten. 1990, S. 31 f.

13 Schäfer: Geschichte Bretten. 1977, S. 401 ff.

14 Ebd.: S. 403; Straub: Geschichte Bretten. 1990, S. 34 f.

15 Ebd.: S. 33.

16 Die Jahreszahl 1704 hat ein wohl begeisterter Peter-und-Pauler irgendwann in 1504 geändert. Ein weiteres Eckmännle, nur aus Kopf und von Flügeln gerahmtem Schild ohne Inschrift bestehend, befindet sich am Haus Pforzheimer Str. 21. Huxhold: Fachwerkhäuser. 2002, S. 58–60; Huxhold: Eck-Männle. 1999.

17 Groll: Haus Ludwig Landmesser. 1949, S. 13. Für den Hinweis und eine Kopie des Artikels danke ich Alexander Kipphan.

18 Straub: Geschichte Bretten. 1990, S. 246 f.

19 Ebd.: S. 184.

20 Blum: Archivbilder Bretten. 2007, S. 28.

21 Schlörer: Bilder. 1938, S. 13. Evtl. war für Georg Wörner auch wichtig, dass das Wirtshaus »Pfälzer Hof« einer der wichtigsten Treffpunkte der Revolutionäre 1849 gewesen ist. Straub: Geschichte Bretten. 1990, S. 229, 231, 237, 239. Das Bild findet sich im Fotoarchiv Foto Marburg (frei online zugänglich) und im Archiv des Landesamtes für Denkmalpflege Karlsruhe.

22 Ebd. S. 13.

23 Huxhold: Bürgerhaus. 1980, S. 166.

24 Straub: Geschichte Bretten. 1990, S. 322, 325.

25 Blum: Archivbilder Bretten. 2007, S. 28.

26 Straub: Geschichte Bretten. 1990, S. 322.

27 Zahlen liegen nur für 1925 (753 Wohnhäuser) und 1948 (870 Wohnhäuser) vor. Straub: Geschichte Bretten. 1990, S. 330.

28 Huxhold: Bürgerhaus. 1980, S. 128.

29 »Auf dem Land endete das Mittelalter erst um 1960« ist eine oft angeführte, nur leicht überspitzte Feststellung Konrad Bedals, Hausforscher und ehem. Museumsleiter des Freilandmuseums Bad Windsheim.

30 Ich danke dem ehem. Stadtbaudirektor Gunter Lange für Fotografien dieser Pläne. Einen sehr frühen Vorläufer hatten diese Ideen in einem Plan des damaligen Stadtbaumeisters Gumbel von 1912. Auch er wollte die Altstadtgassen verbreitern und die Straßen in einigen Bereich gänzlich neu führen. Lange: Altstadtsanierung. 1984, S. 59 ff.

31 Die BNN (Brettener Nachrichten) berichteten über die Grabungen am 14./15. und 25.1.2012.

32 Lange: Altstadtsanierung. 1984, S. 68.

33 Ebd.: S. 63 f.

34 Ebd.: S. 65.

35 Präambel der der Altstadtsatzung vom 3.9.1981.

36 Die Gesamtzahl der Gebäude in der Altstadt ist durch die großflächigen Abrisse und Neubauten, die meist die Flächen von mehreren Vorgängergebäuden einnehmen, deutlich gesunken.
37 Ich danke Melanie Mertens vom Landesamt für Denkmalpflege für die Erläuterungen der Kriterien bei der Inventarisation von Denkmalen.
38 Wobei Teile der Restaurierung des Pfeiferturms durchaus auch kritisch hinterfragt werden können: War ein neues Dach, nach über dreihundert Jahren ohne Dach, und eine Toilette notwendig, oder hätte man die geleistete Arbeitszeit und das Material nicht auch in sinnvollere Projekte investieren können?
39 Ich danke Oberbürgermeister Martin Wolf sowie Ulrich Braun und Friederike Trense-Otto vom Stadtbauamt für deren Auskünfte zu aktuellen Planungen.
40 Für diese Information danke ich Melanie Mertens vom Landesamt für Denkmalpflege.
41 Auch für diese Information danke ich Melanie Mertens vom Landesamt für Denkmalpflege.
42 Wenninger: Chronologie. 2009, S. 19–22. Ich danke auch Günter Frank für Auskünfte und das Büchlein über den Neubau.
43 Brettener Woche vom 8.5.2013.
44 Mertens: Verwaltungsgebäude Beuttenmüller. 2013, S. 2.
45 Blum: Archivbilder Bretten. 2007, S. 31.
46 Das Landesamt für Denkmalpflege scheint von der Stadt nicht über die damals geplanten Baumaßnahmen informiert worden zu sein. Erst durch eine E-Mail meinerseits erfuhr Oberkonservator Folke Damminger von den Planungen und veranlasste die Suchschnitte nach evtl. vorhandenen Bodendenkmälern. Die BNN (Brettener Nachrichten) berichteten über die Grabungen am 14./15. und 25.1.2012.
47 Für die Informationen über die fehlende archäologische Beteiligung danke ich Folke Damminger vom Landesamt für Denkmalpflege. Die Information über das Bodendenkmal teilte das städtische Fachamt »Untere Denkmalschutzbehörde« am 2.9.1992 den von einer Eintragung als Archäologisches Denkmal betroffenen Eigentümern mit.
48 Einen Bericht über die Geschichte dieser Gebäude veröffentlichte ich am 9.3.2016 in den BNN (Brettener Nachrichten).
49 Brettener Woche vom 31.7.2013.
50 Für diese Mitteilung danke ich Oberbürgermeister Martin Wolf.
51 Amtsblatt vom 5.10.2016.
52 Einen Vorläufer dieser Kartierung habe ich am 4.1.2014 in den BNN (Brettener Nachrichten) veröffentlicht. Wie sich im Nachhinein herausstellte, war diese Kartierung nicht ganz vollständig und der Stadtplan von 1913 nicht so genau, wie das nun verwendete Kataster. Siehe dazu auch die Leserbriefe vom 8., 14. und 31.1.2014.
53 Für die Hilfe beim Recherchieren danke ich Stadtarchivar Alexander Kipphan.
54 Blum: Archivbilder Bretten. 2007, S. 19.

Anschrift des Autors:
Christopher Retsch M.A.
Mediävistik
und Denkmalpflege
Kantstraße 2/1
75015 Bretten
christopher@c-retsch.de

Philipp Melanchthon als Reformator und Humanist

Günter Frank

Melanchthon wurde in der Gelehrtenwelt des europäischen Humanismus, die vor allem eine literarische Bewegung war, die sich an der Antike orientierte, groß. Bereits im Alter von 21 Jahren wurde er zum Professor für Griechisch an die Universität nach Wittenberg berufen. Schon bald geriet er jedoch in den Bannkreis der Reform-Ideen Martin Luthers und wurde in Folge zu einem der wichtigsten Mitstreiter für die Sache der Reformation. Melanchthon gilt heute als Reformator und Universalgelehrter von europäischem Rang.

I.

In der Vorbereitung auf das Reformationsjahr 2017 zeigte sich sehr schnell, wie sehr sich die mediale Öffentlichkeit auf den wichtigsten Akteur und Schauplatz, auf Martin Luther und sein Wirkungsort Wittenberg, konzentrieren würde.[1] Dies dokumentieren auch die neueren Veröffentlichungen, die versuchen, eine neue Sicht auf den Reformator zu werfen, um nur zwei unter diesen zu nennen: Volker Leppins Lutherdarstellung zeigt überzeugend, wie sehr sich Luthers Theologie der spätmittelalterlichen Mystik verdankte, die ihm über Johannes Tauler vermittelt worden war.[2] Volker Reinhardts neue Darstellung wiederum verdeutlicht vor dem Hintergrund bislang wenig beachteter Zeugnisse aus den vatikanischen Archiven die Auseinandersetzung zwischen Luther und dem Papst, bzw. der römischen Kurie als eines »clash of cultures«.[3] Schon früh jedoch erhob sich Kritik an einer solchen Ausrichtung des Gedenkens der Reformation. Die Vertreter anderer reformatorischer Bewegungen, etwa der Schweiz oder den Niederlanden, fragten danach, in welcher Hinsicht denn ihre reformatorischen Traditionen in das Blickfeld der öffentlichen Aufmerksamkeit geraten. Und tatsächlich ist ja immer sichtbarer geworden, dass die Reformation ein Ereigniszusammenhang darstellt, in dem nicht nur verschiedene Akteure und Schauplätze zu berücksichtigen sind, sondern möglicherweise sogar die Antwort der römischen Kirche Beachtung finden sollte, wie sie in

Der Wittenberger Reformator Martin Luther

Das europäische Netzwerk der Humanisten und Reformatoren, Städtezimmer Melanchthonhaus

dem Konzil von Trient und der ihr folgenden »Katholischen Reform«[4] bedeutsam wurde.[5] Solche umfangreicheren Ereigniszusammenhänge im europäischen Kontext bieten dann etwa die Studien von Thomas Kaufmann »Erlöste und Verdammte. Eine Geschichte der Reformation«[6], in der die Reformation in ihrem europäischen Kontext beleuchtet wird, sowie die Studie von Irene Dingel »Reformation: Zentren – Akteure – Ereignisse«, in der nun ausdrücklich dieser Ereigniszusammenhang vor dem Hintergrund der verschiedenen Schauplätze (Wittenberg, Genf, Zürich etc.) und Akteure (Luther, Melanchthon, Zwingli, Calvin, etc.) dargelegt wird.[7]

Innerhalb dieser europaweiten Entgrenzung des Ereignisses der Reformation ist in der jüngeren und jüngsten Forschung auch die besondere Bedeutung Philipp Melanchthons für das Werden der Reformation deutlicher in das Interesse der Forschung gerückt. Schon auf der Frühjahrstagung zur Geschichte der Wittenberger Reformation, die aus Anlass des 450. Todestages Melanchthons vom 18.3.–20.3.2010 in Wittenberg stattfand, wurde Melanchthon als europäischer Reformator gewürdigt.[8] Zahlreiche Reformations- und Theologiehistoriker zeigten auf dieser Tagung die vielfältige literarische Verflechtung Melanchthons mit führenden Persönlichkeiten Europas, seine herausragende Rolle während der zeitgenössischen Religionsgespräche im Reich, seine europäische Ausstrahlung als Lehrbuchautor, seine Bedeutung für die Theo-

Melanchthon am »Brautportal« der Margarethenkirche in Gotha (Hans Weingartz, eigenes Werk, Wikimedia Commons)

logie der Reformation und für zahlreiche Kirchen-, Schul- und Universitätsordnungen seiner Zeit. Das neue Melanchthon-Handbuch, an dem internationale Autoren aus der Reformations- und Literaturgeschichte, der Philosophie und Wissenschaftsgeschichte mitgewirkt haben und das im Reformationsjahr 2017 erscheinen wird, zeigt einmal mehr Melanchthon nicht nur als eine herausragende Gestalt der Zeit der Reformation, sondern auch als einen Universalgelehrten, der für fast alle wissenschaftliche Disziplinen seiner Zeit Lehrbücher verfasst hatte und auf diese Weise einen Bildungskanon schuf, der nicht nur einflussreich im werdenden Protestantismus wurde, sondern auch über die Konfessionsgrenzen hinaus Beachtung gefunden hatte.[9] Schon in der Vergangenheit hatte sich diese herausragende Bedeutung in dem bekannten Begriffspaar »Melanchthon als Humanist und Reformator« widergespiegelt. Was aber ist heute, nach einem halben Jahrhundert intensiver Forschung, näherhin damit gemeint?

II.

Melanchthon war Teil des europäischen Humanismus seiner Zeit, der einerseits eine literarische Bewegung darstellte, gleichzeitig jedoch den modernen, europäischen Bildungsgedanken hervorgebracht hatte, der wiederum seinen eigentlichen Ursprung im italienischen Humanismus besaß.[10] Im Unterschied zum mittelalterlichen Bildungsgedanken, der einer innerweltlichen Bildung nur einen geringen Eigenwert beigemessen hatte, wird dieser nunmehr im Humanismus ausdrücklich bejaht. An die Stelle einer *reductio artium ad theologiam* – so ein fast gleichlautender Traktat von Bonaventura *»De reductione artium ad theologiam«,* verfasst zwischen 1255 und 1257, in dem alles Weltwissen auf die Theologie hingeordnet war – tritt nunmehr eine *reductio artium ad humanitatem*. Der italienische Humanismus hatte aus der Antike die Idee der Erziehung des Menschen zu seiner wahren Form,

Im Humanistenzimmer wird der Rückbezug der Humanisten zur Antike dargestellt

und zwar der *humanitas* gewonnen, die durch die Vervollkommnung jener Anlage erreicht wird, die den Menschen vom Tier unterscheidet: der Sprache. Sprache stiftet Gemeinschaft, ermöglicht die Verwirklichung von Gerechtigkeit, sie lehrt einen sittlichen Umgang und gegenseitiges Wohlwollen unter den Menschen. Sein zentraler Bildungsbegriff waren die *studia humanitatis*, also jene Studien, die den Menschen erst zum Menschen machen. Eine besondere Rolle spielte dabei von Anfang an die Rhetorik, die in der Überzeugung gegründet ist, dass Ordnung der Rede auch Ordnung des Geistes heißt, dass also richtiges Sprechen richtiges Denken und dann auch richtiges Handeln zur Folge hat.

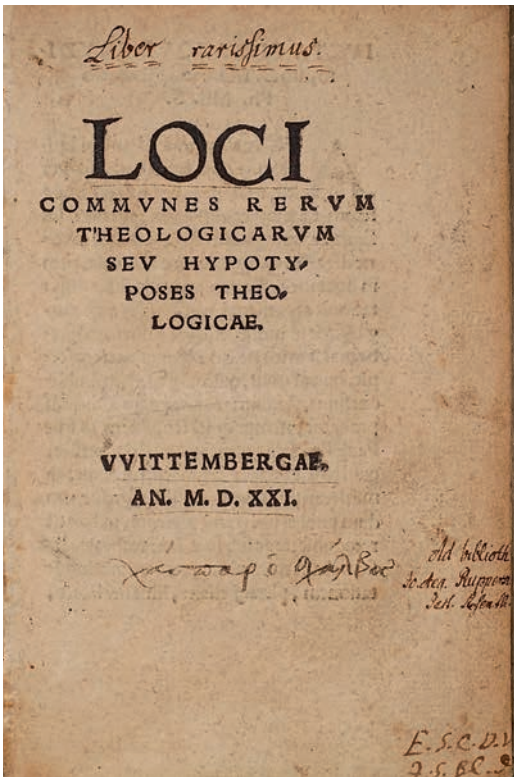
Ausgehend von dieser allgemeinen Bestimmung des humanistischen Bildungsgedankens, das diesen ausrichtet auf die Ausformung der *humanitas*, die gerade das Wesen des Menschen auszeichnet gegenüber allen anderen Lebewesen, sollen hier wenigstens in Skizzen die Leitlinien dieses Humanismus gezeichnet werden:

- Die Humanisten setzten sich in ein geradezu persönlich verstandenes Verhältnis zur Antike, zunächst zur römischen, dann aber auch zur griechischen. Charakteristisch war, dass sich die Humanisten unter einer veränderten Perspektive den antiken Autoren zugewandt hatten. Als sich Francesco Petrarca (1304–1374), der gemeinhin als Vater des Humanismus bezeichnet wird, dem Römer Cicero zuwandte, entdeckte er in dessen Sprache eine neue Art des Daseinsvollzugs, und zwar des in-

Johannes Reuchlin, Sammlung Melanchthonhaus

dividuellen Daseins in der Sprache. Indem man sich in einem Zwiegespräch mit dem antiken Autor begriff, fühlte man sich mit diesen in einer idealen Lebensgemeinschaft vereint. »Sie leben mit uns, wohnen bei uns und reden mit uns«, erklärte Petrarca.[11] Man schrieb sogar Briefe an längst verstorbene Vorbilder in der Antike, Petrarca etwa an Cicero, Seneca, Varro, Quintillian, Livius, Pollio und Homer. Der antike Autor wurde darüber hinaus mit seinen Büchern identifiziert. Bücher und ihre Sammlungen wurden zu einer wichtigen Leidenschaft der Humanisten. D. h., die idealtypisch begriffene Vergangenheit wird zum Leitbild einer Gestaltung der eigenen Gegenwart. Diese Zuwendung zur Antike hatte zu dem schlüssigen humanistischen Begriff *ad fontes* (zu den Quellen) geführt.

- Philosophisch bildete sich innerhalb einer solchen Sicht auf die Vergangenheit die Tradition einer *Philosophia perennis* (einer ewigen Philosophie) aus. Der hochbegabte Pico della Mirandola (1463–1497) hatte 1486 als 23-jähriger Humanist seine berühmten 900 Thesen publiziert, in denen er eine Vereinbarkeit aller Philosophien und Religionen aufzuweisen versuchte.[12] Der vatikanische Bibliothekar Annius von Viterbo (1432–1502) legte in seinen »*Antiquitatum variarum volumina XVII*« aus dem Jahr 1498 – eine der berühmtesten humanistischen Fälschungen – eine bibelkonforme Chronologie des Altertums vor, in der er eine *translatio sapientiae* (Überlieferung der Weisheit) der ersten Schöpfungs-Offenbarung erblickte. Einer seiner Nachfolger als vatikanischer Bibliothekar Agostino Steuco (um 1496–1548) entfaltete in seinem Traktat »*De perenni philosophia*« (Die ewige Philosophie), veröffentlicht 1540, eine höchst einflussreiche theologisch-philosophische Einheitswissenschaft.[13] Die Grundidee dieser Tradition ist so einfach wie genial zugleich: die ursprüngliche Schöpfungsweisheit ist durch den Sündenfall verlorengegangen, über Noah aber den Völkern überliefert, wo sie in der Geschichte wieder aufgerichtet wird. Die ältesten Überlieferungen sind daher die vollkommeneren, weil sie näher an der ursprünglichen Schöpfungsweisheit heranreichten. Je näher die Menschen also an diese ältesten Überlieferungen gelangen, umso näher sind sie an der ursprünglichen Weisheit der Schöpfung.
- Vor diesem Hintergrund kommt der Kenntnis und dem Studium der alten Sprachen, Latein und Griechisch, eine herausragende Bedeutung zu. Ausgehend von der Cicero-Relektüre Francesco Petrarcas ging es nicht einfach um die Beherrschung dieser Spra-


Liber rarissimus.

LOCI
COMMVNES RERVM
THEOLOGICARVM
SEV HYPOTY-
POSES THEO-
LOGICAE.

VVITTEMBERGAE.
AN. M. D. XXI.

Melanchthons berühmte Fassung einer evangelischen Dogmatik

che als Werkzeug, sondern um ihre ästhetischen Qualitäten. In ganz Europa führte diese neue Perspektive zu einer umfassenden Rekonstruktion der antiken Sprach-, Text- und Lebenswelten, die zu einer umfangreichen Ciceronianismus-Debatte[14] geführt hatte mit dem Ziel[15], das Leben im Sinne der *humanitas* spürbar zu verbessern. Seit dem Ende des 14. Jahrhunderts, vor allem aber im Umkreis der Konzilien von Konstanz (1415–1416) und Basel-Ferrara-Florenz (1431–1445), und dann nach dem Fall von Konstantinopel (1453) gelangten griechisch sprechende Byzantiner nach Italien, wo sie Griechisch-Schulen gründeten, in denen sich die Humanisten nunmehr auch die antiken Schriften in griechischer Sprache erschließen konnten.[16] Johannes Reuchlin (1455–1522) etwa studierte in Rom bei dem Byzantiner Johannes Argyropulos (1415–1487) Griechisch. Melanchthon berichtete später wiederholt, dass nach dessen Abschluss seiner Griechisch-Studien in Rom sein Lehrer Argyropulos ausgerufen haben soll »*Graecia nostro exilio transvolavit alpes*« (Das Griechische hat aus unserem Exil die Alpen überflogen).[17]

- Da die *humanitas* im Mittelpunkt des humanistischen Bildungsgedankens steht, bevorzugen die Humanisten vor allem die praktischen Wissens- und Bildungsformen der Antike. Rezipiert werden die praktische Philosophie des Aristoteles, Plato's »Republik« oder auch die staatsphilosophischen Schriften Ciceros. Dem entspricht die intensive Diskussion unter Humanisten in der Frage, welcher Lebensform der Vorzug gegeben werden soll, der *vita activa* oder der *vita contemplativa*. Die Mehrheit der Humanisten entschied sich für die lebens- und weltgestaltende *vita activa*.[18]
- Die Ausrichtung aller Bildung auf die *humanitas* führte gleichzeitig zu einer weiten Kritik am mittelalterlichen Wissenschaftsverständnis. Diese Kritik richtete sich nicht nur gegen die drei höheren Fakultäten Medizin, Jurisprudenz und Theologie, sondern auch gegen die propädeutische Artistenfakultät *(artes liberales)*. Kritisiert wird alles Wissen, das nur zum Selbstzweck zu erlangen versucht wird und das nicht den Menschen als solchen fördert. Kritisiert wurde die Theologie, weil sie mit zu viel Logik und Philosophie betrieben wurde, wie auch spätmittelalterliche Logik (Suppositionslogik, *grammatica speculativa*[19]), in der die Humanisten nutzlose Spitzfindigkeiten sahen.
- Das System, in dem die Humanisten die Bildung organisiert hatten, waren die *stu-*

Melanchthon eröffnet die erste evangelische, höhere Schule in Nürnberg 1526

dia humanitatis. Schlüsseldisziplinen der Erneuerung waren die Grammatik als notwendige Voraussetzung für Exegese und Textkritik und die Rhetorik, wie sie dem humanistischen Sprachideal entsprach. Ergänzt wurden die »sieben freien Künste« durch die Poetik, die im Studium von antiken Musterautoren und poetologischer Schriften bestand, und der Geschichte, der noch einmal ein Schlüsselstellung zukam, weil die Humanisten ihr einen besonderen Bildungswert zuschrieben: indem Geschichte als moralische Beispielsammlung interpretiert wird, fungierten die antiken Historiker (Tacitus, Cäsar, Livius, Sallust) als Lehrer der Lebensweisheit ganz nach dem Ideal Ciceros: *historia magistra vitae* (Geschichte ist die Lehrmeisterin für das Leben).[20]

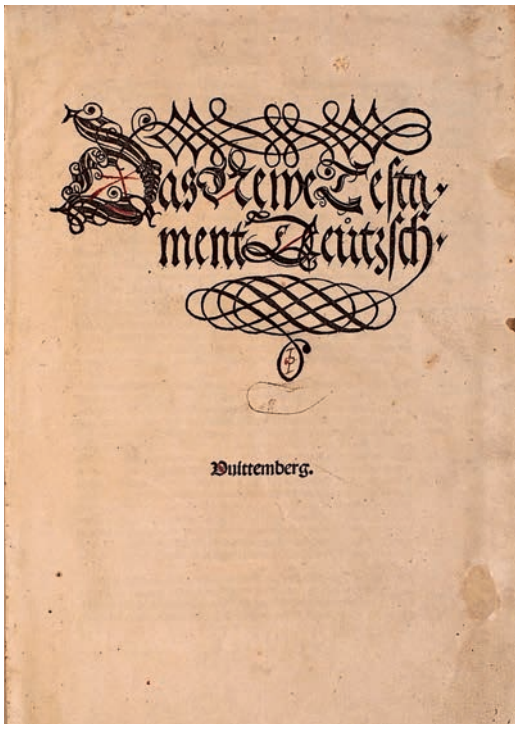
III.

Das war die Welt, aus der Melanchthon kam, als er seine Griechisch-Professur in Wittenberg im August 1518 antrat. Schon vorher, noch in seiner Tübinger Studienzeit, hatte er sich bereits einen Namen unter den Humanisten gemacht. Erste wissenschaftliche Leistungen seiner Tübinger Zeit waren eine Terenz-Ausgabe, die Melanchthon von Erasmus höchstes Lob einbrachte, eine griechische Grammatik, die im Mai 1518 erschien, sowie seine für sein Humanismus-Verständnis wichtige Rede »*De artibus liberalibus*«[21], mit der er sich um eine Reform des traditionellen Fächerkanons der freien Künste, ergänzt durch Literatur und Geschichte, bemühte. Auch seine erste Bearbeitung der antiken Rhetorik war bereits in Tübingen fertig, auch wenn sie erst 1519 in

Wittenberg gedruckt werden sollte. In Wittenberg selbst hatte bereits seit 1517 durch die Veröffentlichung von Luthers berühmten 95 Thesen eine neue Dynamik Fahrt aufgenommen. Schon in seiner 1519 gedruckten Rhetorik wurde offenbar, wie schnell Melanchthon von Luthers reformatorischer Theologie ergriffen worden war. Im Vorwort nennt er Erasmus, Reuchlin und Luther als Feinde der Scholastiker, Erasmus wird sogar gerühmt, als erster wieder die Theologie zu ihren Quellen geführt zu haben.[22] Melanchthon verweist damit auf dessen epochale griechische Ausgabe des Neuen Testaments, die 1516 erschienen war und die eine ganze Bewegung einer philologischen Bibelexegese begründen sollte. In einer Vorrede an Theologiestudenten zu Luthers Psalmenkommentar *(Operationes in Psalmos)* vom März 1519 hob er hervor, dass nach einer 400-jährigen Herrschaft der Scholastik die echte Theologie durch Erasmus, Reuchlin, Capito, Oekolampad, Karlstadt u. a. wieder ans Licht gebracht worden war. Auch hier wird erneut Erasmus wegen seiner Sprachenkenntnis und seiner Ausgabe des Neuen Testaments hervorgehoben.[23]

Am 27. Juni 1519 fand in Leipzig die berühmte Disputation zwischen Luther und Johannes Eck statt, an der Melanchthon als Zuhörer teilnahm. Auf dieser Disputation ging es u. a. um die Autorität der Konzilien und des römischen Pontifex. Melanchthon veröffentlichte im Anschluss einen Bericht, den er seinem älteren Studienfreund Oekolampad zusandte und in dem er festhielt, »kein Konzil könne neue Glaubensartikel aufstellen«.[24] In seinen Disputationen zur Erlangung des akademischen Grades eines *Baccalaureus biblicus* vom 9. September 1519[25], aufgrund deren Eck Melanchthon beim Kurfürsten anzeigte, betonte er klar das später so bezeichnete Schriftprinzip der reformatorischen Bewegung: »16. Neben den (Glaubens-) Artikeln, deren Zeuge die Schrift ist, muss ein Katholik keine anderen (Glaubens-) Artikel glauben. 17. Die Autorität der Konzilien steht unterhalb der Autorität der Schrift.«

Im Februar 1520 erläuterte Melanchthon seine Überzeugungen, die er in seinen Baccalaureats-Thesen zum Ausdruck gebracht hatte, in einem offenen Brief an Johannes Heß in Breslau.[26] Melanchthon stellte hier noch einmal klar die Schrift über alle Traditionen. Konzile hätten nur Autorität, sofern sie schriftgemäß sind. Konzile könnten aber auch irren und auch ein Papst sei nicht unfehlbar. Menschliche Dogmen können also keinen verpflichtenden Charakter von Glaubensartikeln besitzen. Natürlich war auch in der mittelalterlichen Theologie – um hier erläuternd zu ergänzen – klar, dass die Schrift der tiefste Grund des Glaubens ist. Wie sollte man aber eine Schriftstelle verstehen, die dem Leser als dunkel erscheint? Hier hatten die Kirchenväter, vor allem Origenes, die Lehre vom mehrfachen Schriftsinn entwickelt.[27] Danach unterschied man seit dem 5. Jahrhundert einen 4-fachen Schriftsinn: der Literalsinn bezog sich auf die wörtliche, geschichtliche Auslegung, der typologische auf die dogmatisch-theologische Auslegung, der tropologische auf die moralische Sinnebene und der anagogische Sinn auf die endzeitlich-eschatologische Hoffnung. Aber auch in der Frage, was denn für einen Christen zum Heil zu glauben notwendig sei, wurde im Mittelalter eine breite Diskussion geführt. Als Theologen im 12. Jahrhundert diese Frage zu diskutieren begannen, wurde schnell sichtbar, dass man vor scheinbar unüberwindbaren Schwierigkeiten stand. Zunächst waren sie davon überzeugt, dass alles zum Heil zu glauben Notwendige in den Glaubensbekenntnissen *(symboli)* enthalten war. Allerdings gab es drei Glaubens-



Das sog. Septembertestament,
Luthers (und Melanchthons)
Übersetzung des Neuen Testamentes

bekenntnisse der älteren Kirche: das Apostolicum, das Nicäno-Konstantinopolitanum und das Athanasianum. Diese Glaubensbekenntnisse unterschieden sich jedoch sowohl in den einzelnen Sätzen als auch in manchen Glaubenswahrheiten. Wie konnte man diese Widersprüche verstehen? Darüber hinaus gab es scheinbar Glaubenswahrheiten (etwa die Unzucht), die gar nicht Gegenstand eines Glaubensbekenntnisses waren. Diese Situation führte zu der Annahme, dass es auch Voraussetzungen und Folgerungen von Glaubensartikeln gebe, die zwar nicht ausdrücklich in diesen ausgedrückt sind, die aber nur dasjenige weiter vertiefen, was in einem solchen Glaubensartikel ausgedrückt ist. Albertus Magnus ging noch einen Schritt weiter, indem er lehrte, dass ein von einem rechtmäßigen Papst einberufenes Konzil unter Anrufung des hl. Geistes etwas zu einem Glaubensartikel erklären könne, was nicht ausdrücklich Gegenstand eines Glaubensartikels sei. Man muss dabei betonen, dass die Theologen, die solche Lehrmeinungen entwickelt hatten, davon überzeugt waren, dass sie nicht etwas dem Glauben Fremdes aufstellten, sondern lediglich das näherhin auslegen wollten, was implizit in den Glaubensartikeln ausgedrückt sei. Im späten Mittelalter wurde vor diesem Hintergrund ein komplexes System von zum Heil des Menschen notwendigen Glaubenswahrheiten entwickelt *(veritates catholicae)*, die gleichermaßen die kirchlichen, philosophischen Traditionen und Lehrmeinungen der Theologen berücksichtigten.

Martin Luther und die Reformatoren lehnten sowohl eine solche Lehre eines mehrfachen Schriftsinnes als auch die Theorie von verschiedenen, nicht biblischen Wahrheitsinstanzen für heilsnotwendige Glaubenswahrheiten ab. Für Luther war die Schrift ihre eigene Interpretin *(scripura interpres sui)* und bedurfte keiner weiteren Auslegungstraditionen. Auch dass die Kirche neue Glaubensartikel aufstellen könne (etwa die Transsubstantiation), lehnten die Reformatoren ab.

Melanchthon hatte diese Betonung der Schriftsuperiorität auch zum bestimmenden Prinzip seiner ersten Dogmatik gemacht, die ihn zum Begründer der evangelischen Dogmatik werden ließ. Hierzu griff er auf eine Wissenschaftstradition zurück, die von Aristoteles begründet, durch Cicero und Boethius dem Mittelalter überliefert und die in den sogenannten Dialektiken der Humanisten erneuert worden war.[28] *Loci* ist die lateinische Übersetzung von *τόποι* (Orte, Gemeinplätze), die auf Aristoteles verweisen, der diese in seiner Topik behandelt hatte. Die Semantik eines solchen Verfahrens zur Gewin-

Das Augsburger Bekenntnis von 1530, verfasst von Melanchthon
(Fotos: Melanchthonhaus Bretten)

nung von Wissen aufgrund von *loci* ist sehr breit, sie bewegt sich zwischen Analytik, Enzyklopädik und Argumentations-Heuristik. Melanchthon verstand *loci* der Theologie als analytisch gewonnene, heilsgeschichtliche Grundbegriffe, wie sie aus den hl. Schriften gewonnen und in solchen *loci* kategorial verdichtet werden. Damit war das Schriftprinzip gleichzeitig das strukturierende Grundprinzip der Dogmatik. Melanchthon hatte ein solches hermeneutische Topik-Verfahren später zweifellos auf die Interpretation biblischer und theologischer Texte, aber auch auf die Predigtlehre angewandt. Historiographisch von Bedeutung ist, dass er – wie bereits erwähnt – dieses schon in seiner Tübinger Zeit entwickelte Verfahren auf seine erste, protestantische Dogmatik *loci communes*, 1521, angewandt hatte. Denn bei der Arbeit an dieser Dogmatik bekennt er die Anleihen aus der Rhetorik in einem Brief vom 27. April 1520 an seinen Freund Johannes Heß. Zunächst habe er Anmerkungen zum Römerbrief beabsichtigt, nun aber, dem Rat der Redner folgend, *loci communes* geschrieben.[29] In seiner ersten Dogmatik von 1521, die er 1535 und 1543 noch einmal tiefgreifend überarbeitet hatte, an deren strukturierendes Prinzip er aber festhielt, lehrte er folgende, aus der Schrift gewonnene, kategorial verdichtete heilsgeschichtliche Grundbegriffe: Gott, Einheit Gottes, Trinität, Schöpfung, die Kräfte des Menschen, Sünde, Frucht der Sünde, Strafe, Gesetz, Verheißungen, Erneuerung durch Christus, Gnade, Frucht der Gnade, Glaube, Hoffnung, Liebe, Vorbestimmung, sakramentale Zeichen, der Stand des Menschen, der Magistrat, Bischöfe, Verurteilung, Glückseligkeit. Melanchthons evangelische Dogmatik war epochal, nicht nur für die Wittenberger Bewegung, sondern auch für die reformierte Tradition.

IV.

Infolge der päpstlichen Bannbulle »*Exsurge Domine*« vom 15. Juni 1520, mit der Luther verurteilt worden war, wurde über ihn auf dem Wormser Reichstag 1521 auch die Reichsacht verhängt. Um nicht sein Leben zu riskieren, war er fortan an den Schutz seines Landesherren, des sächsischen Kurfürsten, gebunden. Damit wuchs nun aber Melanchthon – ob er es wollte oder nicht – die Rolle zu, die Interessen der Wittenberger Bewegung im Reich zu vertreten und zu verteidigen. Dies zeigte sich vor allem in einem der richtungsweisenden Ereignisse der Reformations-

zeit, dem Augsburger Reichstag von 1530.[30] Auf Geheiß des Kaisers Karl V. druckte der Luthergegner Johannes Eck kurz vor Beginn des Reichstags 404 Thesen, in denen Luther als Häretiker inkriminiert werden sollte.[31] Als »Gegenmittel« entschließt sich Melanchthon, jene Glaubensartikel zusammenzufassen, die die geänderten Kirchenbräuche der Wittenberger beinhalteten, gleichzeitig aber auch ihre Rechtgläubigkeit unter Beweis zu stellen. Melanchthon war tatsächlich davon überzeugt, in der Lehre mit der katholischen, d. h. der allgemeinen Kirche übereinzustimmen. In den ersten 21 Artikeln versucht das Augsburger Bekenntnis, diese Übereinstimmung mit der Schrift und der Tradition nachzuweisen. Erst in den Artikeln 22–28 werden die Missstände der Kirche benannt und Wege aufgezeigt, wie diese zu beheben sind.

Nach der Verlesung der Bekenntnisschrift vor dem versammelten Reichstag am 25. Juni, an der Melanchthon aus protokollarischen Gründen nicht teilnehmen konnte, schrieb er am 4. Juli einen Brief an den päpstlichen Legaten Lorenzo Campeggio, in dem er betonte, dogmatisch mit der römischen Kirche übereinzustimmen und sogar die Irrlehrer bekämpft zu haben.[32] »Wir sind bereit, der römischen Kirche zu gehorchen, wenn sie nur […] einiges wenige, das wir, selbst wenn wir wollten, nicht mehr rückgängig machen könnten, entweder toleriert oder genehmigt.« Nach Bekanntwerden dieses Briefes sah sich Melanchthon schwerster Anfeindungen ausgesetzt. Vor allem die Gesandten der Stadt Nürnberg, so etwa sein Freund Hieronymus Baumgartner, waren zutiefst empört. Bei allem muss man jedoch berücksichtigen, dass Melanchthons Bemühen auf dem Augsburger Reichstag gleichermaßen von der Furcht vor einem Religionskrieg als auch von seiner Sorge um die Einheit der Kirche bestimmt war. Das Konzept der »CA« ist erst vor dem Hintergrund der Wahrung und der Wiedergewinnung der Einheit der Kirche zu würdigen. Dieses Konzept basierte auf drei Aspekten: 1. Verteidigung der geänderten Kirchengebräuche, 2. Betonung der Übereinstimmung mit der Lehre der Kirche, 3. Wiederverbindung mit den Bischöfen, d. h. Anerkennung der bischöflichen Jurisdiktion.

Schon am 3. Juni hatte Melanchthon an Erzbischof Albrecht von Mainz geschrieben: »Wir setzten uns dafür ein, dass Ihr die kirchliche Jurisdiktion und den Gehorsam der Kirchen beibehaltet, und womöglich Weggenommenes zurückerhaltet, wenn Ihr den Unseren gewisses Weniges zugesteht, nämlich beiderlei Gestalt, die Priesterehe und die Gemeindemessen, wie wir sie nun haben. Über die anderen Dinge werden die Unseren nicht großen Streit machen […].«[33] Diese Überzeugung entsprach auch der von Luther[34] und vom Kurfürsten getragenen Position. Deshalb betont auch die CA: »Dies ist fast die Summe der Lehre bei uns. In ihr ist, wie man sehen kann, nichts enthalten, was abweicht von der Schrift oder von der katholischen oder der römischen Kirche, soweit sie uns aus den Kirchenvätern bekannt ist.«[35] Die Wittenberger Theologen betrachteten ihre Bekenntnisschrift als Ausdruck wahrer Katholizität. Aber war dieser Anspruch auch gerechtfertigt? Werfen wir kurz einen Blick auf die Ergebnisse der Verhandlungen über die einzelnen Artikel der Bekenntnisschrift:

1. Eine Einigung ohne weitere Diskussionen gab es in den Artikeln über das altkirchliche und christologische Bekenntnis (1, 3, 17), in der Frage der Kindertaufe (9), im Verständnis von Willensfreiheit und den Ursachen der Sünde (18, 19) sowie in der Wirksamkeit der Sakramente (13). Beim letzten Punkt war strittig das in der mittel-

alterlichen Theologie geprägte Verständnis der Wirksamkeit der Sakramente *ex opere operato*. Berücksichtigt man, dass mit dem *ex opere operato* die Bejahung der Wirksamkeit der Sakramente unabhängig der Würdigkeit ihres Spenders verbunden ist, entsprach dies der Sache nach genau der Position Luthers wie Melanchthons, die gegen die Täufer und Zwingli betont hatten, dass Taufe, Eucharistie und Absolution »nicht auf Menschen Glauben oder Unglauben stehen«.[36]

2. Nach Abklärung wurde eine Einigung in folgenden Artikeln erzielt: über die Erbsünde (2) und Rechtfertigung (4–6), über die Kirche (7, 8) und über das Abendmahl (10). Gerade im Blick auf die Rechtfertigungslehre vermerkte übrigens Melanchthon im Jahr 1541 in einem Geleitbrief an den französischen König Franz I.: »Die Kontroverse über die Rechtfertigung haben die Zeiten selbst gemildert. Denn über viele Punkte gibt es unter den Gelehrten bereits Übereinstimmung, über die anfangs große Kämpfe waren.«[37]
3. Teilweise Einigung wurde erzielt in den Artikeln über die Buße (12), den verdienstlichen Charakter der aus Glauben und Gnade gewirkten Werke (20), die Verehrung der Heiligen im Unterschied zu ihrer Anrufung (21). In diesen drei verbleibenden Artikel sah übrigens Johannes Eck, einer der wichtigsten römischen Theologen auf dem Reichstag, mehr eine Disputation um Worte als um die Sache.[38]
4. Keine Einigung erzielte man bei den Artikeln, die der Entwurf des Reichstagsabschiedes vom 22. November ausdrücklich anführt: »der niesung des heiligen sacraments under beiderlay gestalt, der geistlichen personen ehe, der restitucion der geistlichen entwenten gutter und der heiligen messen halben.« Damit bestätigte jedoch das Ergebnis der Vergleichsverhandlungen in Augsburg, dass der ganze Streit letztlich um geänderte Kirchenbräuche handelte, dass man aber keine Lehre habe, die von der allgemeinen, katholischen Kirche abweicht.

Am 15. Mai 1530 hatte übrigens auch Martin Luther an den sächsischen Kurfürsten Johann den Beständigen geschrieben: »Ich habe Magister Philipps Verteidigungsschrift überlesen: die gefällt mir sehr wohl und weiß nichts daran zu bessern noch ändern, würde sich auch nicht schicken, denn ich so sanft und leise nicht treten kann. Christus, unser Herr, helfe, dass sie viel und große Furcht schaffe, wie wir hoffen und bitten. Amen.« Es ist ein bedauernswerter Irrtum der Wirkungsgeschichte Melanchthons, dass aus diesem positiven Urteil Luthers in abschätziger Weise der »Leisetreter Melanchthon« wurde. Luther selbst hatte keine Einwände gegen die CA als solche, aber er wandte sich gegen die falsche Hoffnung, ein Ausgleich könne tatsächlich auch realisiert werden.

Wie wir wissen, scheiterte dennoch das Augsburger Religionsgespräch. Die Gründe für dieses Scheitern lagen jedoch weniger in theologischen Fragen. Die Reichsstädte, vor allem Nürnberg verweigerten der Anerkennung der bischöflichen Jurisdiktion ihre Zustimmung, die römische Seite verweigerte eine Anerkennung der offenen Artikel, in denen es letztlich, wie ich darzulegen versucht habe, um die geänderten Kirchenbräuche ging und nicht um die zentralen Lehren der Römischen Kirche.

Es dauerte bis zum 450. Jubiläum der »*Confessio Augustana*« im Jahr 1980, bis diese ökumenische Bedeutung, ja Katholizität der Augsburger Bekenntnisschrift erneut ins Be-

wusstsein trat und auch kirchenamtlich Anerkennung fand.[39] Es war Melanchthon, der mit seiner Formulierung des Augsburger Bekenntnisses die Katholizität der Wittenberger Bewegung bewahrt hatte.

Anmerkungen

1 Der folgende Beitrag versteht sich als eine einführende Übersicht. In den Anmerkungen wird nur auf die wichtigsten Veröffentlichen verwiesen.
2 Volker Leppin: Die fremde Reformation. Luthers mystische Wurzeln, München 2016.
3 Volker Reinhardt: Luther der Ketzer. Rom und die Reformation, München 2016.
4 Zu Begriff und Wertung der »Katholischen Reform« vgl. Rolf Decot: Art. Katholische Reform. I. Begrifflichkeit, in: EdN 8 (2007) 454 f. Zur neueren Wertung: John W. O'Malley: Trent. What happend at the Council?, Cambridge 2013; Wim Francoise, Violet Soon: The Council of Trent, 3 Bde., Göttingen 2017 (im Druck).
5 Eine solche konfessionsumgreifende Wertung wurde anlässlich einer Vortragsreihe in Karlsruhe/Bretten aufgegriffen. Die Beiträge sind veröffentlich in: Günter Frank u. a., Von der Reformation zur Reform. Neue Zugänge zum Konzil von Trient, Freiburg i. Br. 2015.
6 Thomas Kaufmann: Erlöste und Verdammte. Eine Geschichte der Reformation, München 2016.
7 Irene Dingel: Die Reformation: Zentren – Akteure – Ereignisse, Göttingen 2016.
8 Die Beiträge dieser Tagung sind veröffentlich in: Irene Dinge, Armin Kohnle: Philipp Melanchthon, Lehrer Deutschlands, Reformator Europas, Leipzig 2011.
9 Günter Frank (Hg.): Melanchthon-Handbuch, Berlin 2017.
10 Vgl. zum Folgenden: August Buck: Der italienische Humanismus, in: Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, Bd. 1: 15. bis 17. Jahrhundert. Von der Renaissance und der Reformation bis zum Ende der Glaubenskämpfe (hrsg. v. Notker Hammerstein), München 1996, 1–56.
11 Zitiert nach August Buck: Humanismus. Seine europäische Entwicklung in Dokumenten und Darstellungen, Freiburg/München 1987, 138.
12 G. Pico della Mirandola: Conclusiones nongentae. Le Novecento Tesi dell'anno 1486 (lat.-italien.), hrsg. v. Albano Biondi, Firenze 2009.
13 Ausführlich hierzu: Günter Frank: Art. Christentum/Kirche, in: DNP. Suppl. 9 (2014) 214–231, hier: 224–226; ders., Philosophia perennis als christliche Einheits- und Universalwissenschaft, in: Neue Diskurse der Gelehrtenkultur der Frühen Neuzeit. Ein Handbuch (hrsg. v. Herbert Jaumann, Gideon Stiening), Berlin/New York 2016, 319–343.
14 Jörg Robert: Die Ciceronianismus-Debatte, in: Diskurse der Gelehrtenkultur in der Frühen Neuzeit. Ein Handbuch (hrsg. v. Herbert Jaumann), Berlin/New York 2011, 1–54.
15 Elisabeth Stein: Art. Latein, in: EdN 7 (2008) 624–630.
16 Ausführlich hierzu: Günter Frank: Philipp Melanchthon und die europäische Kulturgeschichte, in: Fragmenta Melanchthoniana, Bd. 2: Gedenken und Rezeption – 100 Jahre Melanchthonhaus (hrsg. v. Günter Frank, Sebastian Lalla), Ubstadt-Weiher u. a. 2003, 133–146, hier bes. 135–141. Vgl. darüber hinaus Johannes Helmrath, Wege des Humanismus. Studien zur Praxis und Diffusion der Antikeleidenschaft im 15. Jahrhundert, Tübingen 2013.
17 So etwa in seiner Rede aus dem Jahr 1533 »De studio linguarum« (CR 11, 238) und auch in seiner Rede über seinen berühmten Pforzheimer Lehrer »De Capnione Phorcensi« aus dem Jahr 1552 (CR 11, 1005).
18 Vgl. zur auch im Mittelalter anhaltenden Diskussion Maria Bettetini, Francesco D. Paparella, La Felicità nel Medioevo: Louvaine-La-Neuve 2005.
19 Theo Kobusch: »Grammatica speculativa«, in: Klassiker der Sprachphilosophie: von Platon bis Noam Chomsky (hrsg. v. Tilman Borsche), München 1996, 77–93
20 Eckhard Keßler: Die Ausbildung der Theorie der Geschichtsschreibung im Humanismus und in der Renaissance unter dem Einfluss der wiederentdeckten Antike, in: Die Antike-Rezeption in den Wissenschaften während der Renaissance (hrsg. v. August Buck, Klaus Heitmann), Weinheim 1983 (Mitteilung X der Kommission für Humanismusforschung, DFG), 29–49.
21 CR 11, 5–14.
22 Vgl. zum Folgenden ausführlich Heinz Scheible: Melanchthon – Vermittler der Reformation, München 2016, 70–72.
23 MBW.T 47.
24 MBW.T 59, 136 f.
25 MSA 1, 23–25.
26 MBW.T 76.

27 Vgl. zum Folgenden ausführlich: Henning Graf Reventlow: Epochen der Bibelauslegung, Band 2: Von der Spätantike bis zum Ausgang des Mittelalters, München 1994; Henri de Lubac: Typologie, Allegorie, geistiger Sinn – Studien zur Geschichte der christlichen Schriftauslegung, Freiburg 1999 (Theologia Romanica 23).

28 Ausführlich hierzu die Studie des Vf., Topik als Methode der Dogmatik. Antike – Mittelalter – Frühe Neuzeit, Berlin/Boston 2017, 166–177 (über Melanchthon).

29 MBW.T 84, 70–75.

30 Die Rolle Melanchthons auf dem Augsburger Reichstag ist in den vergangenen Jahrzehnten häufig untersucht worden. Einige Beiträge finden sich in dem Band: Der Theologe Melanchthon (hrsg. v. Günter Frank), Stuttgart 2000 (MSB 5); ich folge hier der Darstellung von Heinz Scheible (wie Anm. 22) 128–140, und den gelehrten Untersuchungen von Vinzenz Pfnür: Excommunicatio und amicum colloquium. Das Religionsgespräch auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 auf dem Hintergrund der Frage des Lutherbannes, in: Unterwegs zum einen Glauben. FS Lothar Ullrich (hrsg. v. Wolfgang Beinert, Konrad Feiereis, Hermann Josef Röhrig), Leipzig 1997, 448–460; grundlegend schon ders., Einig in der Rechtfertigungslehre? Die Rechtfertigungslehre der Confessio Augustana (1530) und die Stellungnahme der katholischen Kontroverstheologie zwischen 1530 und 1535 (Diss. theol. Münster 1969/70) (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte. Abteilung Abendländische Religionsgeschichte; 60), Wiesbaden 1970.

31 Wilhelm Gussmann: Johann Ecks Vierhundertvier Artikel zum Reichstag von Augsburg 1530, Kassel 1930.

32 MBW.T 952.

33 MSA 7/2, Nr. 158, 26–32.

34 WA 30 II 340–344.

35 Beschluss des ersten Teils der CA.

36 WA 30 II, 499.

37 MBW.T 1467.

38 Karl Eduard Förstemann: Urkundenbuch zu der Geschichte des Reichtages zu Augsburg im Jahre 1530. 2: Von der Übergabe der Augsburgischen Confession bis zum Schluss des Reichstages, Osnabrück 1966, 292.

39 Dokumente wachsender Übereinstimmung. Sämtliche Berichte und Konsenstexte interkonfessioneller Gespräche auf Weltebene, Bd. I–II, hrsg. v. Harding Meyer u. a. Paderborn/Frankfurt a. M. 1983–1992; Lehrverurteilungen – kirchentrennend? I Rechtfertigung, Sakramente und Amt im Zeitalter der Reformation und heute, hrsg. v. Karl Lehmann und Wolfhardt Pannenberg, Freiburg/Göttingen 1986; Lutherischer Weltbund / Päpstlicher Rat Zur Förderung Der Einheit Der Christen: Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre. Gemeinsame offizielle Feststellung. Anhang (Annex) zur Gemeinsamen Offiziellen Feststellung, Paderborn/Frankfurt a. M. 1999. Vgl. darüber hinaus: Vinzenz Pfnür, Einig in der Rechtfertigungslehre? Die Rechtfertigungslehre der Confessio Augustana (1530) und die Stellungnahme der katholischen Kontroverstheologie zwischen 1530 und 1535, Wiesbaden 1970 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, 60); ders., Anerkennung der Confessio Augustana durch die katholische Kirche? Zu einer aktuellen Frage des katholisch-lutherischen Dialogs, in: IKaZ 4 (1975) 298–307; ders., Anerkennung der Confessio Augustana durch die katholische Kirche? (II), in: IKaZ 5 (1976) 374–381; ders., Anerkennung der Confessio Augustana durch die katholische Kirche?, in: IKaZ 5 (1976) 477 f (Stellungnahmen); Confessio Augustana. Bekenntnis des einen Glaubens. Gemeinsame Untersuchung lutherischer und katholischer Theologen (hrsg. v. Harding Meyer, Heinz Schütte), Paderborn/Frankfurt a. M. 1980, 333; vgl. auch: Die Confessio Augustana im ökumenischen Gespräch (hrsg. v. Fritz Hoffmann, Ullrich Kühn), Berlin 1980; Bernhard Dittrich: Das Traditionsverständnis in der Confessio Augustana und in der Confutatio, Leipzig 1983 (EThSt 51), eine Untersuchung der ökumenischen Perspektiven des Traditionsverständnisses in der von Melanchthon verfaßten »CA« sowie in der »Confutatio«.

Anschrift des Autors:
Prof. Dr. Günter Frank
Europäische Melanchthon-Akademie Bretten
Melanchthonstraße 1–3;
75015 Bretten
Email:
dr.frank@melanchthon.com

Die Ortsgruppe Bretten im Landesverein Badische Heimat e. V., Freiburg

Heidemarie Leins

Für den im Jahr 1909 gegründeten Landesverein Badische Heimat e. V. war bald klar, dass er von Freiburg aus Baden nicht annähernd gut versorgen konnte. Das Land musste gegliedert werden, um den verschiedenen Belangen von Mensch und Natur gerecht zu werden. Die Notwendigkeit der Gründung von Ortsgruppen, heute Regionalgruppen, wurde schon früh erkannt. Viele Ortsgruppen wurden ins Leben gerufen, die sich vor Ort um die heimatkundlichen Belange ihrer Landschaft mit ihren Bürgern kümmern sollten. So auch in Bretten im Jahr 1921.

Der Landesverein Badische Heimat ist seit 1909 ein landesweiter Zusammenschluss von Bürgern, die den Schutz von Natur, Umwelt und Landschaft, die Denkmalpflege, die Landes- und Regionalgeschichte, die Volks- und Heimatkunde und Familiengeschichte sich zur Aufgaben machten.

Schon von Beginn an war man bestrebt, mit sogenannten Ortsgruppen in den Städten eine bessere Vernetzung zu schaffen. Dieser Ruf erreichte auch Bretten, wo interessierte Männer sich mit geschichtlichen Themen beschäftigten. Der verlorene Krieg brachte dem Begriff »Heimat« einen neuen Stellenwert.

Im November 1921 unterschrieben im Restaurant Krone 54 Personen zur Gründung einer Ortsgruppe Bretten der Badischen Heimat. Rektor Johannes Lilli übernahm den Vorstand. Auch nach der Verschmelzung mit der Freien Kunstvereinigung im Jahr 1927 blieb er es. August Groll wurde 2. Vorsitzende und Schriftführer. Viktor Müller der Rechner, Beisitzer waren Dr. D. Otto Beuttenmüller, Adolf Neureuther, Willy Peter und Heinrich Schlörer. Vielschichtig waren die

Titelblatt der ersten Ausgabe »Der Pfeiferturm« von 1933

Der Pfeiferturm

Beiträge zur Heimatgeschichte und Volkskunde Brettens und seiner Umgebung

Herausgeber: Ortsgruppe Bretten des Landesvereins Bad. Heimat

Nr. 1 | Beilage der „Brettener Nachrichten" ● Juli 1949 | 11. Jahrgang

Zum Geleit

Mit der heutigen Nummer tritt unsere Heimatzeitschrift „Der Pfeiferturm" wieder an die Öffentlichkeit. In 10 Jahren, von 1933-1943, hat unsere Zeitschrift einen treuen Leserkreis erworben, Heimatfreunde aller Schichten und Berufe, denen „Der Pfeiferturm" ans Herz gewachsen war. Als vor sechs Jahren unsere Zeitschrift im Zuge des unseligen Zentralismus und der Kriegsnöte gezwungen war, ihr Erscheinen einzustellen, da hörte man nur eine Stimme, wann wird „Der Pfeiferturm" wieder erscheinen? Nun hat er wieder Urständ gefeiert, und wir sind sicher, daß unsere alten Leser sein Wiedererscheinen freudig begrüßen werden, und daß er darüber hinaus sich noch viele neue Freunde wird erwerben können. – Unsere Ziele sind die alten geblieben: Dienst am Volke durch Pflege des Heimatgedankens und des Volkstums unseres Kraichgaues. Neben der Schilderung des geschichtlichen Werdens von Dorf und Stadt, Familie und Beruf, Brauch und Sitte, sollen die gegenwärtigen Ereignisse ihren Platz finden, wie das auch im 1. Jahrzehnt des Pfeiferturm üblich war. Vor allem aber soll unsere Zeitschrift ein Band knüpfen zwischen den vielen Menschen aus Bretten und dem Kraichgau, die auswärts oder gar in fremdem Lande wohnen, und gerade diese Seite unseres Pfeiferturm ist heute wichtiger denn je. Doch hierbei brauchen wir mehr als vor dem Kriege die Mitarbeit möglichst vieler Freunde. Wir brauchen neben druckfähigen Arbeiten vor allem Mitteilungen und Anregungen, und gerade für letztere Hilfen werden wir besonders dankbar sein. So werden wir mit unserem Pfeiferturm den Dienst an unserer Heimat weiterführen, so wie wir es bis 1943 getan haben und hoffen damit, den Grund zu festigen, der die Zukunft unseres Volkes tragen soll. Die Schriftleitung.

Pfeiferturm | Steinhaus | Stiftskirche | Rathaus

Ausschnitt aus dem Stich von Merian aus dem Jahr 1645

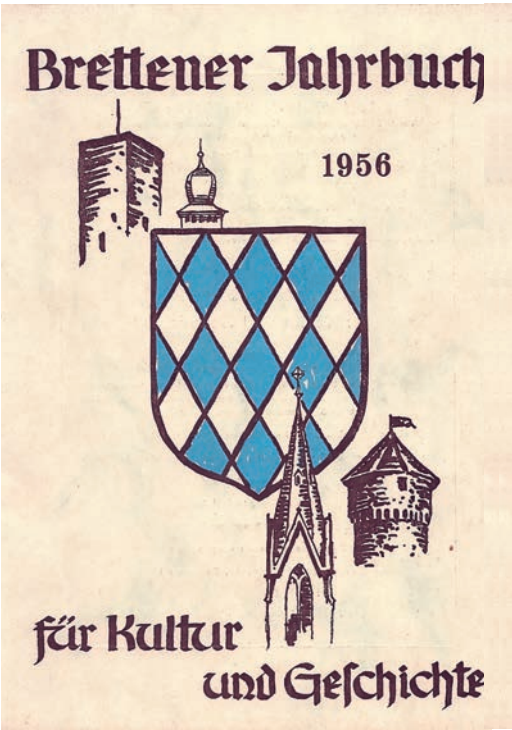
Was der Stadtpfeifer vom 1. Halbjahr 1949 zu erzählen weiß

Die Berichte des Stadtpfeifers mußten seit Beginn des Jahres 1941 eingestellt werden, aber wenn der Pfeiferturm als Zeitschrift neu ersteht, dann darf auch die monatliche Chronik nicht fehlen. Sie war in erster Linie das gegenwartsnahe Band, das den auswärts wohnenden Brettenern den lebendigen Zusammenhang mit der alten Heimat vermittelte und auch den ortsansässigen Heimatfreunden die Ereignisse sozusagen in konzentrierter Form wiedergab. Nicht zuletzt aber sollten die Berichte des Stadtpfeifers eine Quelle der Ortsgeschichte für kommende Generationen sein, und dies ist mit der Grund, daß heute beim erstmaligen Erscheinen des Pfeiferturms die Ereignisse des ersten Halbjahres 1949 zusammengefaßt werden. Was in den Jahren seit 1941 an Schicksalen unsere Stadt und ihre Bewohner getroffen hat, das wird im Laufe der Zeit berichtet werden.

Die wichtigsten und ersten Berichte gelten, wie recht und billig, der Gesamtheit, der Gemeinde. Gleich zu Jahresbeginn fanden die Brettener Gelegenheit sich in einer Bürgerversammlung über die Gemeindeverwaltung zu orientieren. Die Gemeindefinanzen des vergangenen Jahres zeigen wohl überall das gleiche Bild. Nachdem die Währungsreform die baren Mittel, in Bretten etwa 100000 RM, aufgefressen hatte, war die Gemeinde zunächst auf die Übergangshilfe von 158840.- DM angewiesen, was begreiflicherweise für die großen Verpflichtungen nur einen bescheidenen Betrag darstellte An Ausgabeposten sind zu erwähnen: Schulwesen 57000 DM, Fürsorge 66000 DM, Industriegeleise 40000 DM, Hooverspeisung 38500 DM. Der Wald, einst eine Haupteinnahmequelle, hat durch den Raubbau der letzten 3 Jahrzehnte, vor allem in den letzten Jahren, sehr notgelitten, und es wird ein Menschenalter schärfste Sparsamkeit erfordern, um dieses Besitztum, auf welches jeder Brettener Bürger stolz ist, wieder in den normalen Zustand zu bringen.

Die Leistungen der städt. Versorgungsbetriebe waren im Jahre 1948 stark im Ansteigen begriffen; einige Zahlen mögen das beweisen:

Titelblatt »Der Pfeiferturm« erste Nachkriegsausgabe der Ortsgruppe Bretten im Landesverein Badische Heimat von 1949



Brettener Jahrbuch 1956

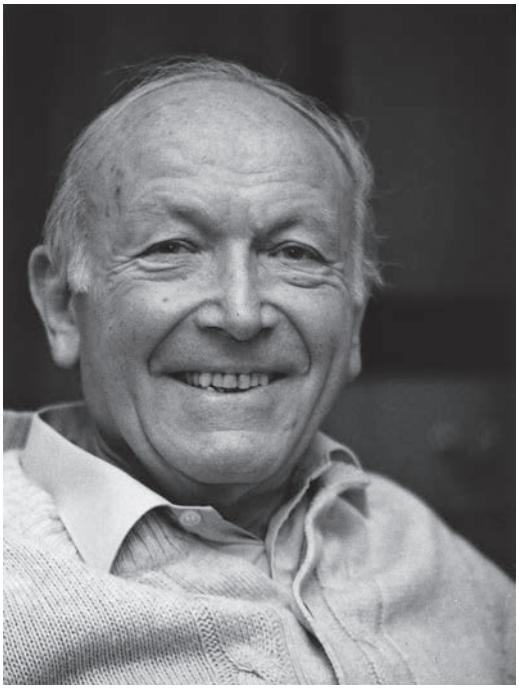
Dr. Otto Beuttenmüller (1901–1999)

Angebote an die Bevölkerung. Vorträge, Theaterspielen, Ausflüge mit dem schwäbischen Albverein gehörten zur lebendigen Vereinsarbeit. Neben den fast monatlich stattfindenden Veranstaltungen kümmerte sich Dr. D. Beuttenmüller vom Verein um den Ausbau der Georg-Wörner-Sammlung. Adolf Neureuther bot Beratungen bei baulichen Änderungen an, um eine sinnwidrige Entstellung des Stadtbildes zu verhüten. Dazu gehörte die Beihilfe bei Ausgrabungen. Heinrich Schlörer hatte das Lichtbilderarchiv unter sich.

1933 übernahm die Ortsgruppe eine zusätzliche Aufgabe. Die drei Brettener Zeitungen der Druckereien Esser, Seiz und Leitz bekamen eine monatliche Beilage mit Namen »Der Pfeiferturm« – Die Schriftleitung lag bei der Ortsgruppe Bretten der Badischen Heimat. Damit wurde hier ein wichtiges Hilfsmittel zur Umsetzung der Vereinsziele durch die Publikation von geeigneten Ausarbeitungen zur Geschichte, Volks- und Heimatkunde sowie Familienforschung geschaffen.

Die veröffentlichten Artikel bezogen sich auf den gesamten Kraichgau und wurden immer wieder auch mundartlich geschrieben.

Man müsste annehmen, dass die neuen Herren ab 1933 die Beilage für ihre Zwecke nutzten. Das ist so nicht ersichtlich. Es hätte ganz anders sein können. 1943 kam kriegsbedingt die letzte Ausgabe heraus. Ein im Jahr 1949 unternommener Versuch der Ortsgruppe, den »Pfeiferturm« zu neuem Leben zu erwecken, ist nach guten Anfängen an der Neuorganisation des Zeitungswesens geschei-



Willi Bickel (1908–1996)

Michael Ertz (1921–2002)

tert. 1952 konnten die Brettener Bürger die letzte Monatszeitschrift lesen.

Nachdem 1945 alle Vereine durch die Besatzungsmächte aufgelöst wurden, war Freiburg nach wie vor bemüht, die alten Ortsgruppen wieder zu aktivieren. Menschen, die Interesse an ihrer Heimat haben, gibt es immer wieder. Personen, die in Geschichtskreisen heute noch gut bekannt sind, veröffentlichten unter ihrem eigenen Namen, wie Dr. D. Beuttenmüller oder die Brüder Willy und Otto Bickel. So war man mit Blick auf die Kraichgau-Geschichte in Bretten sowieso unterwegs – mit Verein oder ohne. Warum dann nicht einen Neustart wagen?

In Bretten begann der Neustart im Mai 1955, wiederum in der Krone mit 26 Mitgliedern. Willy Bickel, der Hobbyhistoriker, übernahm den Vorsitz und Dr. D. Beuttenmüller war der Stellvertreter. Die Kasse hatte Gustav Münz und im Beirat waren August Groll, Dr. Erwin Huxhold, Friedrich Stäbler und Dr. Hans Potel. Die Zielsetzungen – Erhalt und Mitgestaltung der Kulturgüter Brettens – blieben die gleichen: ein rein kultureller Verein, ohne politischen Hintergrund und keine Konkurrenz zu Alt Bretheim und zu der VHS. Eine Zusammenarbeit mit der VHS wurde sogar ausdrücklich gefordert.

Von den Mitgliedern war das Anknüpfen an den »Pfeiferturm« gewünscht, um einer breiten Öffentlichkeit den Heimatgedanken näher zu bringen. Das wurde im Vorstand verworfen. Stattdessen begann der Verein Jahrbücher in den Jahren 1956, 1960, 1965, 1967 herauszugeben und als Jubiläumsausgaben 1972/73, 1983/84. Auch hier waren heimatgeschichtliche Themen in großer Bandbreite der Inhalt. Mit Annoncen der Gewerbetreibenden und mit Zuschüssen der Stadt war die

Brettener Jahrbuch, Neue Folge 4, 2015
(Fotos: Stadtarchiv Bretten)

Finanzierung möglich. Die sechs Jahrbücher stellen heute noch einen großartigen, heimatgeschichtlichen Fundus dar.

Frühzeitig erkannte man, dass die heimatliche Grenze nicht hinter Bretten aufhört. So wird die Ortsgruppe Bretten Mitglied im Schwäbischen Heimatbund auf Gegenseitigkeit. Fortan tauschte man sich aus. Auch mit den Ortsgruppen von Karlsruhe, Pforzheim und Bruchsal bestanden gute Beziehungen. Gemeinsam veranstaltete Exkursionen gehörten dazu.

Schon eh und je kümmerte sich der Verein um den Erhalt der Georg-Wörner-Sammlung, zeitgleich mit der Forderung nach einem Museum in Bretten. Der Stadtrat Georg Wörner hatte seine Sammlungen der Stadt Bretten kurz vor seinem Tod im Jahr 1903 vermacht, die für die Stadt eine große Hypothek wurden. Über die landwirtschaftliche Schule am Kirchplatz, den Speicher im Haus des Bürgermeisters Schemenau (Ecke Weißhofer / Gölshäuser Straße), kam die Sammlung 1924/25 in das Obergeschoss des Melanchthonhauses, wo sie ein freudloses Dasein ohne Zugang der Öffentlichkeit fristete.

Die Aktivität der Ortsgruppe hat sich inzwischen zusammen mit dem Melanchthonverein der Pflege und Betreuung des Melanchthonmuseums zugewandt. Mehrere Mitglieder der Ortsgruppe, die schon früher maßgebende Funktionen im Melanchthonverein als Träger des Melanchthonhauses inne hatten, haben sich in vermehrtem Maße um die Belange im Museum gekümmert. Immer wieder kam die Forderung nach einem Heimatmuseum, sah man doch darin kulturell ein zweites Standbein für Bretten. Der Grundstock mit der Georg-Wörner-Sammlung war ja gelegt. 1969 kündigte der Melanchthonverein der Ortsgruppe die Räumlichkeiten. Eine Odyssee für die Sammlung begann. Sie war leider nicht ohne Verluste.

Mittlerweile war Dekan i. R. Michael Ertz der 1. Vorsitzender der Ortsgruppe und auch Schriftführer im Melanchthonverein. So wurde, nachdem der Museums- und Geschichtsverein Bretten e. V. 1991 gegründet wurde, laut darüber nachgedacht, die Ortsgruppe aufzulösen, zumal Michael Ertz seine Ämter aufgeben wollte. Die Ortsgruppe fasste am 19. Juli 2000 einen Auflösungsbeschluss mit dem Hinweis, dass die Tradition der Brettener Jahrbücher durch den neuen Verein fortgeführt wird. Und in der Zwischenzeit ging der langehegte Wunsch der Ortsgruppe in Erfüllung. Zu den Heimattagen Baden-Württemberg 1990 bekam Bretten ein kleines, aber feines Heimatmuseum, zunächst im

Dachgeschoss des alten Rathauses mit einem rührigen Museumsleiter Dr. Wolf-Dieter Albert. Seit 2002 ist es im Fachwerkgebäude des Schweizer Hofs untergebracht.

Aufgrund des Auflösungsbeschlusses ergaben die Verhandlungen mit dem Dachverband in Freiburg, dass man der schwierigen Situation Rechnung tragen will. Das Barvermögen der Ortsgruppe soll dem Museums- und Geschichtsverein e. V., dem Wolfgang Martin vorstand, übertragen werden.

So ging die Ära der Ortsgruppe Bretten zu Ende. Von 1921 mit einer Unterbrechung von 10 Jahren bis 2000 – 79 Jahre lang – wurde in der Ortsgruppe Bretten der Badischen Heimat heimatgeschichtlich geforscht und gearbeitet, publiziert, sozusagen als »Wächter des Kraichgaus«. Nun hat die Arbeit der Verein für Stadt- und Regionalgeschichte Bretten e. V. – ehemals Museums- und Geschichtsverein Bretten e. V. – übernommen.

Anschrift der Autorin:
Heidemarie Leins
Königsberger Straße 13
75015 Bretten
ruediger.leins@t-online.de

Auch Diedelsheim begeht ein 1250-jähriges Jubiläum

Erste urkundliche Erwähnung des heutigen Brettener Stadtteils im gleichen Jahr wie die Kernstadt

Peter Bahn

Auch Diedelsheim, der größte der heutigen Brettener Stadtteile, kann 2017 das 1250-jährige Jubiläum seiner urkundlichen Ersterwähnung begehen. Unter dem Adelsgeschlecht der Kechler von Schwandorf und später unter kurpfälzischer Landesherrschaft war die Geschichte von Diedelsheim meist eng mit jener der Stadt Bretten verbunden. Seit 1975 nach Bretten eingemeindet hat sich Diedelsheim zu einem attraktiven Wohnstandort entwickelt, der in baulicher Hinsicht längst mit der Kernstadt zusammengewachsen ist.

Ist es Zufall oder Ausdruck einer bestimmten geschichtlichen Systematik? Auch Diedelsheim, über Jahrhunderte hinweg ein selbständiges Dorf unter verschiedenen Landesherren und 1975 in die Stadt Bretten eingemeindet, begeht 2017 das Jubiläum seiner 1250-jährigen urkundlichen Ersterwähnung. Auch in diesem Fall war es der Codex des Klosters Lorsch, in dem Diedelsheim im Jahr 767 erstmals namentlich genannt wurde – unter dem damaligen Namen »Teutinsheim«. Anlass der urkundlichen Erwähnung war, ähnlich wie im Falle Brettens, die Schenkung von landwirtschaftlichem Besitz an das Kloster. Nicht zuletzt hieran wird deutlich, wie sehr Klöster und klösterlicher Besitz im frühen Mittelalter den Raum Bretten prägten. Die Gleichzeitigkeit der urkundlichen Ersterwähnung von Diedelsheim und von Bretten allerdings ist kein Zufall: noch eine ganze Reihe weiterer Orte des Kraichgaus und angrenzender südwestdeutscher Landstriche wurden um 767 im Lorscher Codex erwähnt. Die in ihm verzeichneten Rechtsgeschäfte (in vielen Fällen handelt es sich um Schenkungen an das Kloster) reichen bis in das Jahr 764 zurück, aus der Zeit davor sind im Codex keine Urkunden erwähnt.

Später eröffnen sich in der Geschichte von Diedelsheim weitere Parallelen zur Geschichte des benachbarten Bretten. Die klösterlichen Besitz- und Herrschaftsrechte gingen nach und nach an verschiedene weltliche Herren über. In Diedelsheim begegnen uns in diesem Zusammenhang die Herren von Sternenfels, die Grafen von Katzenelnbogen aus dem fernen Taunus und das Rittergeschlecht der Kechler von Schwandorf, einer adeligen Familie aus dem nördlichen Schwarzwald. Letztere hatten seit dem 14. Jahrhundert maßgebliche Rechte im Dorf Diedelsheim und konnten diese, trotz aller historischen Wirren und Veränderungen, bis ins 18. Jahrhundert hinein bewahren. Diedelsheim war, wie viele andere Orte im Kraichgau, ein reichsritterschaftliches Territorium. Erst im Jahre

Postkarte Diedelsheim mit Ansichten von Kirche und Rathaus um 1915

1749 veräußerte Franz Maximilian Kechler von Schwandorf die in Diedelsheim bestehenden Besitztümer und Herrschaftsrechte seiner Familie an die unmittelbar benachbarte Kurpfalz und damit an jenes große Territorialfürstentum, das auch die Herrschaft über Bretten ausübte. Von nun an und noch bis 1803 war Diedelsheim damit Bestandteil des kurpfälzischen Oberamtes Bretten. An das Geschlecht der Kechler von Schwandorf aber erinnert in Diedelsheim heute noch die Schwandorfstraße.

In die gut fünf Jahrzehnte dauernde kurpfälzische Zeit fielen in Diedelsheim wichtige Schritte zur Verbesserung dessen, was man heute »kommunale Infrastruktur« nennt. So wurde 1749, im Jahr des Übergangs an die Kurpfalz, im Dorf ein neues Rathaus errichtet, das auch Räume für den Schulunterricht und eine kleine Lehrerwohnung enthielt. Die Abhaltung von Schulunterricht in Diedelsheim ist zwar schon seit 1654 nachweisbar, und aus der Zeit um 1700 ist bekannt, dass der Unterricht zum Teil vom örtlichen Pfarrer erteilt wurde. Ein eigenes Schulhaus bestand um diese Zeit noch nicht. Zu den Aufgaben des Lehrers gehörten damals auch der Mesner- und Glöcknerdienst. Die große Mehrheit der Diedelsheimer war lutherischen Glaubens, doch eine Minderheit auch katholisch. Für die katholischen Schulkinder kam 1767 ein eigener katholischer Lehrer ins Dorf, in dessen Wohnung der entsprechende Unterricht stattfand. 1844 wurden der katholische und der evangelische Unterricht vereinigt, wobei an der Diedelsheimer Schule ein evangelischer Hauptlehrer und ein katholischer Unterlehrer anzustellen waren.

Im Zuge des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803, der eine völlige Neuordnung der Territorialverhältnisse in Mitteleuropa auslöste, wurde Diedelsheim 1803 Teil des damaligen Kurfürstentums (später: Großherzogtums) Baden und innerhalb dessen Teil des Bezirksamtes Bretten. Mit den meisten anderen Gemeinden dieses Bezirksamtes kam dann auch Diedelsheim 1936 zum Landkreis Karlsruhe. Doch nicht nur in administrativer, sondern auch in wirtschaftlicher Hinsicht waren die Verbindungen zum fußläufig gut erreichbaren Bretten stets sehr eng und festigten sich seit 1749 durch die von nun an gemeinsame Territorialzugehörigkeit noch weiter. Als Bretten 1853 einen Eisenbahnanschluss an der Linie Stuttgart–Heidelberg erhielt, wurde der (zunächst von der württembergischen Staatsbahn betriebene) Brettener Bahnhof auch zur Bahnstation für Diedelsheim und den Nachbarort Rinklingen. Die bald darauf folgende Gründung von Manufakturbetrieben, die landwirtschaftliche Erzeugnisse (nicht zuletzt auch von den Äckern der Diedelsheimer Gemarkung) verarbeiteten – Zichorienfabrik, Zuckerrüben-Trockenanstalt – erfolgte auf Gemarkungsflächen zwischen Bretten und Diedelsheim, was den Zusammenhang zwischen der Stadt und dem westlich von ihr gelegenen Dorf noch einmal deutlich verstärkte. Die Stadt Bretten rückte nun auch in baulicher Hinsicht immer näher an Diedelsheim heran. Heute gehen die überbauten Flächen der Brettener Kernstadt sowie der beiden unmittelbar angrenzenden Stadtteile Diedelsheim und Rinklingen nahtlos ineinander über und berühren sich an dem vielbefahrenen überörtlichen Verkehrsknotenpunkt Alexanderplatz.

Der Dorfkern Diedelsheim mit Schule 1958
(Fotos: Stadtarchiv Bretten)

Neben Lutheranern (nach der protestantischen Kirchenunion in Baden 1821 Teil der evangelischen Landeskirche) und Katholiken gab es in Diedelsheim schon recht früh auch eine jüdische Minderheit. Bereits 1548 wurden im Ort erstmals Juden genannt, sie lebten vor allem im sogenannten »Judengässle«, der

heutigen Brühlstraße. 1864 war die Zahl jüdische Einwohner in Diedelsheim mit 118 Personen am höchsten, ging danach aber durch Ab- und Auswanderung allmählich zurück. Es bestand eine eigene jüdische Gemeinde im Dorf, die 1822 sogar in der Lage war, eine Immobilie zu kaufen und dort eine Synagoge und ein Ritualbad einzurichten. Knapp hundert Jahre später, im Jahr 1920 allerdings, wurde die selbständige jüdische Gemeinde in Diedelsheim, die zu diesem Zeitpunkt nur noch wenig mehr als ein Dutzend Mitglieder zählte, aufgelöst. Ihre verbliebenen Angehörigen wurden nun Mitglieder der jüdischen Gemeinde in Bretten.

Die Gebiets- und Verwaltungsreform der 1960/70er Jahre machte auch vor dem Brettener Raum nicht Halt. Beginnend 1969 (Eingemeindung der bisher selbständigen Gemeinde Rinklingen) und endend 1975 wurden neun Orte aus der näheren Umgebung in die Stadt Bretten eingemeindet – Bretten erhielt nun den Titel und die Rechte einer »Großen Kreisstadt«. Während die meisten der früher eigenständigen Orte freiwillige Eingemeindungsverträge abschlossen, wehrten sich Diedelsheim und Gölshausen bis zuletzt dagegen, von Bretten »geschluckt« zu werden – doch blieb ihr Widerstand letztlich erfolglos. Seit der Eingemeindung ist Diedelsheim der (nach der Kernstadt) größte und bedeutendste Stadtteil der Großen Kreisstadt Bretten und wird es vor dem Hintergrund seiner Einwohnerzahl von über 3500 Personen und der guten örtlichen Infrastruktur wohl auch weiterhin bleiben.

Im Gegensatz zu allen anderen Gemeinden, die Ende der 1960er bzw. Anfang der 1970er Jahre nach Bretten eingemeindet wurden, behielt Diedelsheim zunächst für längere Zeit noch seine eigene, über die 4. Klasse hinausführende Schule, die ab 1968 nicht mehr als »Volksschule Diedelsheim«, sondern als »Grund- und Hauptschule (GHS) Diedelsheim« bezeichnet wurde. Die Diedelsheimer GHS erhielt 1969 ein, von der damals noch selbstständigen Gemeinde, mit Beihilfe aus Landesmitteln finanziertes neues, modernes Gebäude am Ortsrand. Östlich davon entstand 1978/79 als weitere schulische Einrichtung im nunmehrigen Brettener Stadtteil Diedelsheim die Pestalozzi-Schule als Förderschule für, wie es damals hieß, lernbehinderte Kinder und Jugendliche. Aufgrund zurückgehender Schülerzahlen waren die Hauptschulklassen in Diedelsheim allerdings nicht mehr zu halten, so dass die Diedelsheimer Schule mittlerweile als reine Grundschule fungiert.

Die Auseinandersetzungen um die Eingemeindung vor mehr als vier Jahrzehnten sind heute Geschichte – ein Teil der bewegten 1250-jährigen Geschichte, auf die der Brettener Stadtteil Diedelsheim im Jahr 2017 zurückblicken kann. Die Diedelsheimer Geschichte, die stets eng mit den historischen Entwicklungen in Bretten zusammenhing, ist heute ein untrennbarer Bestandteil der Brettener Geschichte, der Brettener Gegenwart und der Brettener Zukunft geworden. Vor diesem Hintergrund erscheint das zeitliche Zusammentreffen der beiden 1250-Jahr Jubiläen geradezu als glückliche Fügung, ermöglicht es doch die gemeinsame Reflektion über den bisherigen gemeinsamen Weg, den gemeinsamen Standort und die gemeinsame Perspektive.

Anschrift des Autors:
Dr. Peter Bahn M.A.
c/o Stadtmuseum Bretten
Engelsberg 9
75015 Bretten

Bretten: schön gelegen, gut angebunden

Markus Klohr

Schon zur Zeit Karls des Großen war Bretten offenbar ein begehrter Siedlungsort. Gelegen im malerischen Kraichgau, aber dennoch auf den wichtigen Verkehrswegen, den damaligen Handelsstraßen, bot der Ort schon zur Zeit der ersten urkundlichen Erwähnung im Jahr 767 gute Lebensbedingungen. Bis heute ist Bretten diese verkehrsgünstige Lage erhalten geblieben – unweit von Bundesstraße und Autobahn, erreichbar über die Stadtbahn an den Linien Karlsruhe–Heilbronn und Bruchsal-Mühlacker mit Haltestellen im gesamten Stadtgebiet und einer guten Busanbindung. Die Lage im Dreieck Pforzheim–Karlsruhe–Stuttgart bietet viele Vorteile, hat aber auch ihre Schattenseiten: die B 294 verläuft mitten durch die Stadt, mit entsprechenden Folgen für die Anwohner. Deshalb ist die Diskussion über Umfahrungen seit Jahren in vollem Gange.

Auch die ökonomische Umtriebigkeit ist den Brettenern bis heute erhalten geblieben. Mehr als 700 Betriebe aus völlig verschiedenen Branchen sind hier zuhause. In der Industrie, dem Handel und im Dienstleistungssektor arbeiten mehr als 12 000 Menschen hier. In der Region kommt Bretten eine zentrale Bedeutung als Schulzentrum zu. Eine große Vielzahl an Schultypen – von der Grundschule bis zum Gymnasium – ist hier ebenso zu finden wie Kindergärten mit flexiblen Öffnungszeigen und bedarfsgerechte Betreuungsmöglichkeiten.

Auch die Freizeit kommt nicht zu kurz in der Stadt. Wer etwas für Kultur übrig hat, wird hier ebenso fündig wie sportlich aktive Menschen. In mehr als 250 Vereinen wird hier gemeinsam musiziert, Sport getrieben, gefeiert und gelacht.

Eine der großen Stärken der Stadt ist nach wie vor ihre idyllische Lage. Rund um Bretten finden sich zahlreiche Rad- und Wanderwege im herrlichen Kraichgauer Hügelland.

Markus Klohr
Stadt Bretten,
Untere Kirchgasse 9
75015 Bretten
E-Mail: markus.klohr@bretten.de

Aktueller Veranstaltungskalender unter: **www.bretten2017.de**

Das Jubiläumsjahr 2017 im Überblick

1250 Jahre Bretten 767-2017

MÄRZ

Fr. 17.03.
Theater
Martin Luther Untertan und Freigeist

Sa. 18.03.
Jazz im Autohaus

So. 19.03.
Jubiläumskonzert der Jugendmusikschule

Mo. 20.03.
Stadtgeschichtl. Vortragsreihe
Bauernkrieg in und um Bretten

Sa. 25.03. - So. 26.03.
Messe Bretten
Der Wirtschaftsstandort Bretten präsentiert sich im Hallensportzentrum

APRIL

Do 06.04. - Di. 03.10.
„ORA ET LABORA" – Religion und Wirtschaft in Bretten
Die zentrale Ausstellung zur Stadtgeschichte im Schweizer Hof

Sa. 08.04.
Tafeley im Bürgersaal
Bauerngruppe Alt-Brettheim

Mo. 10.04.
vhs-Horizonte
Multivision Brasilien

So. 23.04.
Lesung zum Welttag des Buches Jubelgeschichten zum Jubiläum

Mo. 24.04.
Stadtgeschichtl. Vortragsreihe
Brettens historische Bauten

Fr. 28.04.
Klangspuren
Kunstliedreihe

Sa. 29.04.
Liebe...was sonst?
Konzert zum Jubiläum des Gesangvereins VGV 1847 Bretten

Sa. 29.04. - Di. 31.10.
DIALOG. DISPUT. ERNEUERUNG.
Die große Jubiläumsausstellung an Gebäuden im gesamten Stadtgebiet

MAI

Mo. 08.05.
Stadtgeschichtl. Vortragsreihe
Jüdisches Leben in Bretten

Fr. 12.05. - Mo. 15.05.
Bretten is(s)t bunt – Das Jubiläumswochenende
Festakt, Bürgerfest, Streetfood Festival rund um den Seedamm

Mi. 24.05.
After Work Party
Weiße Burgunder Charta

So. 28.05.
Heimat ist ...
Tanzaufführung der Ballettschule Bretten

JUNI

Do. 01.06
Reformations-Schmeckung 2017
So schmeckt das Mittelalter

Fr. 02.06 - So. 04.06.
Kultival – Open Air

Sa. 03.06. - So. 04.06.
Internationales Fanfaren- und Fahnenschwingertreffen

Sa. 10.06.
Die Oldtimerrallye Vino Miglia macht Halt in der Fußgängerzone

Mo. 19.06.
Stadtgeschichtl. Vortragsreihe
Vor 50 Jahren: Bretten wird seziert

Mi. 21.06. - Mi. 26.07.
Ausstellung zum Bild JUBEL – anno 2016
in der Sparkasse

Do. 22.06. - Fr. 23.06.
Südwestdeutscher Archivtag

Do. 22.06. - So. 25.06.
Life's Finest
Der edle Markt im Park

Fr. 23.06. - So. 25.06.
1250 Jahre Diedelsheim
Jubiläumswochende im Stadtteil Diedelsheim

Fr. 30.06. - Mo. 03.07.
Peter-und-Paul-Fest
Eine Stadt lebt ihre Geschichte

JULI

Mo. 17.07.
Stadtgeschichtl. Vortragsreihe
Philipp Melanchthon als Reformator und Humanist

Sa. 15.07. - Sa. 22.07
Sportwoche
City Cup, Stadtpokal, Bretten schwimmt

So. 23.07.
Bretten bewegt sich - Bretten bewegt was: Familiensporttag
Mitmachangebote rund um Hallensportzentrum, Schwimmbad und mehr

Do. 27.07. - So. 10.09.
Sommer im Park
Musik und Kultur im Stadtpark über die gesamte Ferienzeit

Do. 27.07.
Der Widerspenstigen Zähmung
Freilichtaufführung der Badischen Landesbühne

So. 30.07.
Naturparkmarkt
Der Naturpark Stromberg-Heuchelberg zu Gast im Stadtpark

AUGUST

Do. 03.08. + Sa. 05.08.
Molière – Der Tartuffe oder Der Betrüger
Teatro Gillardo

Fr. 25.08. - So. 27.08.
Bretten Live
Konzerte auf dem Marktplatz

Do. 31.08.
Die Stadtgeschichte in 45 Minuten
1-Mann-Theater

SEPTEMBER

Fr. 01.09.
Die Stadtgeschichte in 45 Minuten
1-Mann-Theater

Do. 07.09.
Poetry Slam
mit der Brettener Woche

Sa. 09.09.
Heiß auf Lesen – Abschlussparty

So. 10.09.
Jazz im Grünen
Jazz Club Bretten

Fr. 15.09. - So. 29.10.
Kuriositäten des Melanchthonhauses

Sa. 16.09.
Sensenmann und Rattenvolk
Pestführung mit den Grambolern

Mo. 18.09.
Stadtgeschichtl. Vortragsreihe
Bretten und die Reformation

Do. 21.09. - Mo. 25.09.
31. Brettener Weinmarkt

Sa. 23.09.
Capella Sagittaria
Konzert in der Kreuzkirche

So. 24.09.
Handwerkerfest rund um das Gerberhaus

Do. 28.09. - So. 19.11.
Herausforderung Stadtkultur
Ausstellung des Kunstvereins

OKTOBER

So. 01.10.
Vortrag
Reformation und Musik

Mo. 02.10. - Di. 03.10.
10 Jahre Schutzengel-Museum

Fr. 06.10. - So. 08.10.
YouVent Jugendkirchentag
Ev. Landeskirche Baden

Sa. 14.10.
Tafeley im Bürgersaal
Bauerngruppe Alt-Brettheim

So. 15.10.
Musik aus der Reformationszeit
Konzert der Jugendmusikschule im Melanchthonhaus

Sa. 21.10. - So. 22.10.
KKS Vereineschießen

Fr. 27.10.
Kabarett Sauvignon
Wein, Witz und Gesang mit Thomas C. Breuer

So. 29.10.
Kinder brauchen Musik
Konzert zum 70. Geburtstag von Rolf Zuckowski

Di. 31.10.
Reformationsgottesdienst in der Stiftskirche
500 Jahre Reformation

NOVEMBER

Fr. 03.11.
Klangspuren
Kunstliedreihe

So. 05.11.
Vortrag
Amt des Papstes aus reformatorischer Sicht

Sa. 18.11.
Bretten singt: Chornacht
Die Brettener Chöre singen an verschiedenen Orten

Sa. 18.11. - So. 19.11.
Landeschorwettbewerb
Die besten Chöre aus Baden-Württemberg sind in der Stadt

Fr. 24.11.
Theater
Melanchthon – Reformator und „Lehrer Deutschlands"

DEZEMBER

Fr. 01.12. - So. 17.12.
Weihnachtsmarkt
Kunsthandwerkermarkt, Eislaufbahn ...

Mo. 04.12.
Wei(h)nachtslesung
Stadtbücherei

Heimat ist Vielfalt – Karlsruhe lebt die Vielfalt

Michael Hölle

Die Heimattage Baden-Württemberg werden 2017 in Karlsruhe und somit in der bislang größten Stadt veranstaltet. Karlsruhe will sich dabei dem Heimatbegriff aus der Perspektive einer Großstadt annähern und ausloten, wie sich Heimat für die Menschen hier im Vergleich zu denen aus kleineren Orten oder dem ländlichen Raum unterscheidet. »Wie fühlt sich Heimat in einer Großstadt an?« wird zur zentralen Frage der Heimattage in Karlsruhe. Neben den zwei großen Landesveranstaltungen, dem Baden-Württemberg-Tag am 6. und 7. Mai 2017 und den Landesfesttagen mit dem Landesfestumzug vom 8. bis 10. September 2017 stehen drei Themen im Mittelpunkt: »Heimat im Wandel«, »Heimat im Netz« und die »Heimat des Fahrraderfinders«, Karl Drais. Hier findet unter dem Motto »Ganz schön Drais!« vom 25. bis 28. Mai 2017 als Höhepunkt des Jubiläums »200 Jahre Fahrrad« ein FahrradFestival statt. Insgesamt locken über 250 Veranstaltungen im Heimattage-Jahr nach Karlsruhe.

»Heimat ist da, wo ich hingehen möchte, wenn ich Heimweh habe.« So definierte einmal der Ministerpräsident des Landes Baden-Württemberg, Winfried Kretschmann, den Begriff Heimat. Allerdings ist Heimat eher ein individuelles Gefühl und entzieht sich daher einer klaren Beschreibung und Abgrenzung. Das Ziel der Heimattage Baden-Württemberg ist es daher, den Menschen kein vorgefertigtes Bild, keine vorgegebene Meinung von Heimat zu präsentieren und zu vermitteln. Vielmehr geht es darum, die ungeheure Vielfalt des Heimatbegriffs sicht- und erlebbar zu machen. Vor diesem Hintergrund stehen die diesjährigen Heimattage in Karlsruhe unter ganz besonderen Vorzeichen. Denn erstmals in der fast 40-jährigen Geschichte der Heimattage Baden-Württemberg richtet eine Großstadt diese prestigeträchtige und traditionelle Veranstaltung aus. »Es erfüllt mich mit Stolz und ich freue mich sehr, dass Karlsruhe als erste Großstadt die Tradition der Heimattage aufnehmen wird. Als prosperierende Wirtschaftsregion, IT- und Hochschulstandort, als Stadt, in der Menschen unterschiedlichster Kulturen zu-

sammenleben, wollen wir uns gerade dem Thema ›Heimat im Wandel‹ widmen und zeigen, was Karlsruhe zur Identifikation der Menschen mit ihrem Lebensumfeld und unserem gemeinsamen Bundesland beitragen kann«, sagte Karlsruhes Oberbürgermeister Dr. Frank Mentrup bei der Übergabe des »Staffelstabs« – der Fahne der Heimattage Baden-Württemberg in Bad Mergentheim. Damit erweist sich die ehemalige badische Residenzstadt abermals als Vorreiter bei dieser Gemeinschaftsveranstaltung des Landes Baden-Württemberg und der Stadt Karlsruhe.

Das Fahrrad gestern und heute
(Foto: Stadtmarketing Karlsruhe, jodo)

In den nächsten Monaten finden zahlreiche Veranstaltungen rund um das Thema statt. Zentrale Programmpunkte sind der Baden-Württemberg-Tag am 6. und 7. Mai sowie die Landesfesttage mit dem Landesfestumzug vom 8. bis 10. September. Bei allen Veranstaltungen geht es immer darum – wie schon bei den Feierlichkeiten zum 300. Stadtgeburtstag im Jahre 2015 – basierend auf der eigenen Geschichte und den eigenen Erfahrungen, Bilder und Visionen für das zukünftige Miteinander der Menschen und Kulturen zu entwerfen und aufzuzeigen. Entsprechend stehen auch drei Themen im Mittelpunkt: »Heimat im Wandel«, »Heimat im Netz« und »Heimat des Fahrraderfinders«, Karl Drais.

Aus dem Gestern und Heute entsteht das Morgen

Letzteres ist auch ein gutes Beispiel für das vorher Gesagte, dass aus dem Bewusstsein des Gestern und Heute das Morgen entwickelt wird. »Ganz schön Drais« wird das Jubiläumsjahr »200 Jahre Fahrrad« in Karlsruhe gefeiert, mit einem FahrradFestival als fünftägige Hommage (24. bis 28. Mai) an Deutschlands Fahrradhauptstadt und an den Erfinder des Fahrrads. Auf dem Schlossplatz und dem Schlachthofgelände findet unter anderem das Welttreffen historischer Räder, die Hochrad-Weltmeisterschaft, die Deutsche Meisterschaft der Fahrradkuriere sowie eine Plakatausstellung statt, eine Woche später folgt am 2. und 3. Juni das CineBike Fahrrad-Filmfestival statt. Einige Wochen später zollt Karlsruhe dann einem anderen Pionier der Mobilität ihren Tribut. Am 11. Juni bevölkert in Erinnerung an Carl Benz ein Oldtimerkorso den Schlossbereich. Rund 400 Raritäten der automobilen Vergangenheit werden dort zu sehen sein. Gleichzeitig richtet sich der Blick ebenso auf die Frage nach den zukünftigen Fortbewegungsmitteln. Besonders deshalb von besonderer Bedeutung,

Dreirad (Foto: FugeFoto)

da Karlsruhe seit Mitte vergangenen Jahres auch ganz offiziell Pionierregion für autonomes Fahren wurde. Die Landesregierung hat Baden-Württembergs zweitgrößte Stadt als Testfeld zum vernetzten und automatisierten Fahren ausgewählt.

Karlsruhe ist eine Stadt der Erfinder und der Innovationen, nicht nur im Bereich der Mobilität. »In Karlsruhe geboren, in Karlsruhe erfunden. Karlsruhe – die Heimat von Entdeckern und Erfindern« ist eine Ausstellung am Berliner Platz überschrieben. Heinrich Hertz legte in der Fächerstadt die Grundlagen für die Telegrafie und das Radio. Grete Vogt und Hanne Landgraf stritten zu einer Zeit, als dies alles andere als normal war, für das Frauen-Wahlrecht, für Bildungschancen und die Gleichberechtigung ihrer Geschlechtsgenossinnen.

Aber zurück zur Fortbewegung: Diese Verknüpfung von Mobilität und Digitalisierung ist damit schon die Verknüpfung zum zweiten Schwerpunkt, der »Heimat im Netz«. Wer, wenn nicht einer der führenden IT-Standorte in Deutschland und Europa – sowohl in Forschung und Wissenschaft wie auch in der Wirtschaft – kann Antworten auf die Frage geben, inwieweit sich die Menschen in der virtuellen Welt »heimisch« fühlen.

Tradition als offene und liberale Stadt lebt fort

Womit auch schon der Brückenschlag zum dritten Schwerpunktthema »Heimat im Wandel« hergestellt wäre. Auch hierbei

Alphornbläser und Trommler (Foto: FugeFoto)

bringt Karlsruhe seine Tradition als offene und liberale Stadt ein, die seit der Stadtgründung 1715 und dem Privilegienbrief von Markgraf Karl Wilhelm ein Anziehungspunkt und Schmelztiegel verschiedener Kulturen und Nationalitäten ist. Seither hat Karlsruhe immer wieder verschiedensten Gruppen aus aller Welt Heimat geboten. Seither gilt die Stadt als »Ort der Möglichkeiten«. Das ist bis heute spürbar: Toleranz und Willkommenskultur sind zentrale Säulen der Stadtgesellschaft.

Umgesetzt wird dieses Thema beispielsweise im Projekt »Inschrift Heimat« des Badischen Staatstheaters. Dabei verlässt das Staatstheater seine angestammte Stätte und macht sich auf die Suche nach Heimat und begibt sich eine Spielzeit lang in den öffentlichen Raum, auf Plätze, in Geschäfte, Hinterhöfe, Wohnungen – immer auf der Suche nach interessanten Heimat-Biografien. Die Ergebnisse dieser Suche sind vom 24. Juni bis zum 13. Juli auf der Großen Bühne zu sehen. Ein weiteres Beispiel für Heimat im Wandel ist die Doppelausstellung »Karlsruher Heimaten« im Stadtmuseum und Pfinzgaumuseum vom 22. April bis 29. Oktober. Der Name ist dabei schon Programm. »Heimaten« – der Plural ist bereits der Hinweis darauf, dass mit Heimat jeder und jede etwas anderes verbindet. Dabei vermischen sich in der Ausstellung im Stadtmuseum historische und aktuelle, persönliche wie offizielle Heimaten. In diesem Neben- und Miteinander der unterschiedlichsten Definitionen von Heimat ergeben sich ganz neue Perspektiven. Auch hier geht es nicht um eine Bewertung der einzelnen Heimatbegriffe, son-

Schlosslichtspiele (Foto: Uli Deck)

dern um Denkanstöße. Die Ausstellung im Pfinzgaumuseum widmet sich den 27 Stadtteilen und versucht darzustellen, wie unterschiedliche Stadtteilidentitäten überhaupt entstehen.

Baden-Württemberg-Tag und Landesfestumzug sind die Höhepunkte

Wie bereits gesagt, sind der Baden-Württemberg-Tag sowie die Landesfesttage die beiden Ankerveranstaltungen der Heimattage Baden-Württemberg. Dabei sei noch einmal an die Intention der Heimattage erinnert: Die Heimattage Baden-Württemberg wollen Tradition mit modernen Elementen verbinden, jüngere Menschen genauso ansprechen wie ältere, und sie wollen in unterschiedlichster Hinsicht die Vielfalt Baden-Württembergs zeigen. Genau diese Vielfalt zeigt sich beispielsweise beim Entdeckermarkt. Wenn sich Vereine, Verbände, Initiativen, Organisationen, Kirchen, Industrie, Handel und Tourismus am ersten Maiwochenende vor dem Karlsruher Schloss präsentieren und vorstellen, dann ist das ein bunter Querschnitt der gesamten Gesellschaft. Die große SWR-Bühne vor dem Schloss ist dabei der zentrale Veranstaltungsort an diesen beiden Tagen. Gleichzeitig verwandelt sich die gesamte Innenstadt in ein Fest der Sinne, inklusive verkaufsoffenem Sonntag. Dabei geht es um die Themen Frühling, Slow Food und Genuss. Neben einer Vielzahl an regionalen Produkten gibt es ebenfalls ein Kinder- und Familienprogramm, einen Stoffmarkt

sowie einen Flohmarkt und einen Schokoladenmarkt.

Die Klammer der Landesfesttage am zweiten September-Wochenende sind die Verleihung der Heimatmedaille und der Landesfestumzug als krönenden Abschluss. Gruppen aus ganz Baden-Württemberg nehmen daran teil mit Festwagen, Fußgruppen, Musik- und Trachtengruppen. Darin eingebettet ist die Folkloria, das internationale Tanz- und Folklorefestival. Auch das wiederum ist ein Beispiel für die weltoffene und liberale Tradition von Karlsruhe als Stadt des Miteinanders.

Bereits eine Woche vorher, am 3. September, steigt an gleicher Stelle vor dem Schloss das SWR-Familienfest. Moderatorinnen und Moderatoren beliebter Sendungen sind vor Ort und stellen sich persönlich den Fragen ihres Publikums. Die Aufzeichnung von SWR-Fernsehsendungen vor den Augen der Zuschauer ermöglicht einen Blick hinter die Kulissen einer Fernsehproduktion. Wer gerne selbst einmal vor laufender Kamera stehen möchte, kann sich als Nachrichtensprecher, Moderator oder als Sportreporter versuchen.

In der Erlebniswelt können sich alle Generationen in verschiedenen Disziplinen beweisen, zum Beispiel bei einer Speed-Radar-Messung für Fußballer, bei einem spannenden Tresorspiel, bei einem exklusiven Verkehrstraining oder auf einem Laufradparcours. Den Abschluss des SWR-Fernsehen-Familienfestes bildet die Lichtbespielung der Fassade des Karlsruher Schlosses am Abend im Rahmen der »Karlsruher Schlosslichtspiele«.

Schlosslichtspiele stehen für Miteinander der Kulturen

Eben jene Schlosslichtspiele – einer der Höhepunkt des Stadtgeburtstags – verwandeln die Barock-Fassade auch bei den Heimattagen in die wohl größte und sicherlich schönste Leinwand Deutschlands. Die eigens vom Zentrum für Kunst und Medien I ZKM kuriatierten und nur für das Karlsruher Schloss von internationalen Künstlern erschaffenen Projektionen erstrahlen vom 3. August bis zum 10. September.

Abermals ein Beleg für das den Heimattagen Baden-Württemberg zugrundeliegende Ziel: Heimat ist ein unpräziser Begriff, der von jedem Menschen unterschiedlich und immer wieder neu definiert wird. Heimat lässt sich nicht auf einen Ort, eine Sprache oder eine Gruppe von Menschen beschränken. Heimat ist ein subjektives Empfinden, das von Mensch zu Mensch variiert. Die Heimattage Baden-Württemberg möchten deshalb mit über 250 Veranstaltungen dazu motivieren, sich intensiv mit der eigenen Heimat auseinanderzusetzen. Das hat sich das Land Baden-Württemberg, das hat sich die Stadt Karlsruhe für die Heimattage 2017 zum Ziel gesetzt.

Weitere Informationen und Veranstaltungskalender: www.heimattage-karlsruhe.de

Kontakt:
KEG Karlsruhe Event GmbH
Dr. Oliver Langewitz, Pressesprecher Heimattage Baden-Württemberg 2017
Alter Schlachthof 7A
76131 Karlsruhe
0177 377 17 44

Ein schreckliches Gedicht

Wie Heinrich Vierordt in die Weltliteratur geriet

Johannes Werner

Der badische Dichter Heinrich Vierordt (1855–1945) ist zu Recht kaum noch bekannt; seine Werke blieben schon hinter denen seiner Zeitgenossen weit zurück. Aber mit einem überaus blutrünstigen Gedicht, das er im ersten Jahr des Ersten Weltkriegs schrieb, erregte er Aufsehen, ja Entsetzen in Deutschland und darüber hinaus: Romain Rolland hat es in seinen Erinnerungen, Jaroslav Hašek in seinem berühmten Roman vom braven Soldaten Schwejk als abschreckendes Beispiel zitiert.

> *… daß Sie mich mit vollem Recht […] einmal einen Friedfertigen genannt haben, hat mich ergötzt.*
> Heinrich Vierordt an Albert Herzog, 19.10.1936

Eine der vielen Anekdoten, wie sie der brave Soldat Schwejk zu erzählen nicht müde wird, handelt von einem k. u. k. Offizier, der sich maßlos darüber ärgerte, dass man Gefangene machte; man sollte sie, wie er meinte, gleich umbringen und ihre serbischen Landsleute einschließlich der Kinder ebenfalls. Doch dieser Offizier war – so der Erzähler, der hier ausnahmsweise selbst das Wort ergreift – »um nichts schlimmer als der deutsche Dichter Vierordt, der während des Kriegs Verse veröffentlichte, Deutschland möge mit eiserner Seele Millionen französischer Teufel morden: ›Und bis zu den Wolken möge sich / der Haufen der Gebeine und das dampfende / Fleisch türmen …‹.«[1]

Und so, aber auch nur so, geriet der deutsche, ja badische Dichter Heinrich Vierordt in die Weltliteratur und hinterließ einen Schandfleck, der nie zu tilgen sein wird.

Die Dichtungen …

Ansonsten ist zu Recht vergessen, was er, der 1855 in Karlsruhe geboren wurde und 1945 in Triberg starb, im Laufe seines langen Lebens schrieb: Lyrisches vor allem, das kaum je die längst ausgetretenen Wege verließ.[2] Die Bücher hießen: Neue Balladen (1884), Lieder und Balladen (1885), Akanthusblätter (1888), Vaterlandsgesänge (1890), Fresken (1901), Gemmen und Pasten (1902), Meilensteine (1904), Kosmoslieder (1908), Deutsche Hobelspäne (1909), Ruhmesschilder und Ehrentafeln (1914), Grotesken (1926), Sänge der Seele (1928). Allenfalls »Das Buch meines Lebens« (1925), seine mit vielen Erlebnissen und Erfahrungen aus dem Badischen angereicherte Autobiographie, darf sachlich noch auf Interesse rechnen, obwohl auch es sprachlich darunter leidet, dass sich sein Verfasser die »Ausmerzung aller Fremdwörter«[3] zur Aufgabe gemacht hatte; er ersetzte sie durch eigenwillige Neubildungen, die er überhaupt liebte. In den bruchstückhaften Erinnerungen »Aus dem Schattenspiel meines Lebens« (1935) trug er noch mancherlei nach. Schon früh hatte

Heinrich Vierordt (Archiv des Autors)

er sich »von patriotischer Begeisterung beseelt […] den Sieg des Deutschtums in der Geschichte«[4] auf die Fahne geschrieben.

… und das Gedicht

Hašek hat ungenau zitiert[5] und unvollständig; die entscheidenden, letzten vier (von zehn) Strophen des Gedichts, das am 20. November 1914 in der Welt am Sonntag und dann noch als eigenes, mehrfach aufgelegtes Druckwerk erschien, lauten:

O du Deutschland, jetzt hasse! mit eisigem Blut
Hinschlachte Millionen der teuflischen Brut,
Und türmten sich berghoch in Wolken hinein
Das rauchende Fleisch und das Menschengebein!

O du Deutschland, jetzt hasse! geharnischt in Erz:
Jedem Feind ein Bajonettstoß ins Herz!
Nimm keinen gefangen! mach jeden gleich stumm!
Schaff zur Wüste den Gürtel der Länder rundum!

O du Deutschland, jetzt hasse! im Zorn glüht das Heil:
Und zerspalt' ihre Schädel mit Kolben und Beil!
Diese Räuber sind Bestien, sind Menschen ja nicht,
Mit der Faustkraft vollstrecke des Herrgotts Gericht!

O du Deutschland, jetzt hasse! und Hieb nun und Stoß!
Bataillone, Batterien, Geschwader los, los!
Aus den Trümmern der Welt steig', auf ewig dann frei
Von dem Wahn, von dem Fluch deiner Ausländerei!

Soweit der Text.[6]

Reaktionen

Erich Mühsam sah in solchen Machwerken »ein blutrünstiges Hunnentum der Amateurpolitiker, das garzu geeignet ist, den Ruf der Deutschen als Barbaren und Vandalen im Ausland zu befestigen«[7]. Allerdings kannte er, als er dies schrieb, erst zwei Zeilen des Gedichts, doch die Münchner Zeitung hatte versprochen, »baldmöglichst das gemütvolle Opus im Gesamtwortlaut zu drucken. Es steht uns also ein besonderer Genuß bevor.«[8] Am 23. Oktober 1914 war es dann soweit, und Mühsam notierte: »Eine hanebüchene Geschmacklosigkeit, viehisch roh, dabei von literarischen Gesichtspunkten aus kommishaft dilettantisch. Ich lege den Mist als Dokument der Zeit diesem Heft bei.«[9] Der Abscheu war allgemein. »Nicht mehr lachend«[10] lasen, in jenen Tagen, die Arbeitskollegen von Karl Retzlaw die Verse, und erst recht nicht mehr lachend, als der Autor nach der Zerstörung der belgischen Stadt Löwen durch deutsche Truppen verlauten ließ, dass er, »wenn ich meinem Volk den Sieg dadurch verschaffen könnte, alle Kathedralen und Rathäuser der Welt kalten Blutes, wenn auch nicht leichten Herzens, vom Erdboden vertilgen würde«[11]. Als »abschreckendes Beispiel«[12] bezeichnete Helene Stöcker am 15. Januar 1915 die »blut-

rünstigen Verse eines Hofrates Vierordt«[13] und fragte: »Was soll man zu solch einer Benebelung durch den Blutrausch noch sagen?«[14] Auch in den legendären Weißen Blättern zitierte, im selben Jahr, Josef Luitpold Stern aus dem Gedicht[15]: als Beispiel dafür, dass »der geistige Landsturm im Augenblick zur Stelle gewesen«[16] und die deutschen Lyriker »plötzlich Hasser geworden«[17] seien. Sogar Romain Rolland kannte den Text und zählte seinen Autor, den er beim Namen nannte, zu den »lächerlichen Sängern des germanischen Chauvinismus« und den »verbrecherischen Dichtern, die durch verlogene Berichte zum Hass anstacheln«.[18] Doch diese Wirkungen wurden noch weit übertroffen durch die, die Jaroslav Hašek dem Gedicht in seinem Roman vom braven Soldaten Schwejk verschaffte; er erschien in Prag auf Tschechisch von 1921 bis 1923 und schon 1926 bis 1927 in einer deutschen Übersetzung.

Vierordt war einer jener »lyrischen Heimarbeiter des Krieges«[19], mit denen Karl Kraus unnachsichtig ins Gericht ging; war einer, der »zwischen seiner doch tatsächlich unangetasteten körperlichen Sicherheit und der gewitzten Grausamkeit seiner Verse […] einen der peinlichsten Kontraste der Kriegszeit«[20] herstellte. Hetz- und Hassgesänge wie die von Vierordt ließen sich freilich leicht verfassen von einem, der gemütlich an seinem Schreibtisch saß und von der moralischen wie militärischen Überlegenheit seines Volkes und dessen baldigem Sieg überzeugt war. Dabei erregte sich Kraus hier nur über die vergleichsweise harmlosen Verse von Alfred Kerr; aber was er über eine Anthologie sagte, in der sie standen, hat seine Geltung nicht verloren: »Der Ekel würgt einen noch heut, wenn man den Mist lesen muß, mit dem die Journaille vier Jahre lang den Riesenirrsinn düngte.«[21] Auch die Weißen Blätter druckten einiges davon ab, und zwar mit der Bemerkung: »Das ist eine gefährliche Konkurrenz für Herrn Vierordt!«[22] Denn sein Gedicht war eines der schrecklichsten, wenn nicht das schrecklichste überhaupt.

Auf den Schlachtfeldern mussten 10 Millionen Soldaten ihr Leben lassen; hinzu kamen 20 Millionen Verwundete und 7 Millionen zivile Opfer, um von den Witwen und Waisen noch zu schweigen. Den Brandstiftern geschah, wie so oft, nichts.

Nachspiel

Vierordt kam freilich nicht ganz ungeschoren davon. Auf den verlorenen Krieg folgte die Inflation, und in ihr verlor er sein ererbtes Vermögen, das ihm bis dahin ein überaus angenehmes Leben ermöglicht hatte: ohne bürgerlichen Beruf, mit zahlreichen Reisen in Deutschland und halb Europa. Doch »erst das große Geschehen des Dritten Reiches«[23] fügte, wie es heißt, dem Bild des Dichters noch neue Züge hinzu, die allerdings den alten ähnelten. Im Jahre 1938, nach dem sogenannten Anschluss Österreichs an Deutschland, lobte er Hitler mit den (unfreiwillig komischen) Worten: »Du bist mehr als König und Kaiser / Du bist des deutschen Volkes Festzusammenschweißer.«[24]

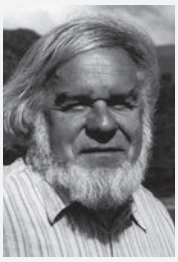
Auch für diese neuerliche Verirrung und Verfehlung sollte Vierordt noch die Quittung bekommen. Am Ende des nächsten Krieges, den der von ihm Gepriesene mit seinen Gefolgsleuten angezettelt hatte, nämlich im Herbst 1944, wurde seine Wohnung in Karlsruhe völlig zerstört, im Februar 1945 dann auch das Hotel Post in Hornberg, in dem er notdürftig Unterschlupf gefunden hatte. Man brachte ihn mit seiner Frau nach Triberg, wo sein Leben rasch zu Ende ging.

Seine dortige Grabstätte wurde inzwischen abgeräumt und eingeebnet. In Palmbach, wo er sich öfter aufhielt, erinnert an ihn eine nach

ihm benannte Straße sowie die sogenannte Dichterbank mit der in sie eingemeißelten, von ihm verfassten Inschrift: »Was knochig kernhaft erdenstark – das sprießt aus deutschem Bauernmark.« (Diese Inschrift ist, mit ihrem verfehlten Vergleich, nicht nur sprachlich, sondern auch sachlich falsch und nimmt sich seltsam aus in einem Dorf, das von französischen Emigranten gegründet wurde.) Die Bank war 1925 eingeweiht und ursprünglich in der Ortsmitte aufgestellt worden, steht aber jetzt auf dem Friedhof, und zwar neben dem Denkmal für die Opfer des Ersten Weltkriegs. Kommentar überflüssig.

Anmerkungen

1 Jaroslav Hašek: Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk. Reinbek o. J., S. 210. – In einer neueren Übersetzung lauten die Verse: »So dass bis zu den Wolken über den Bergen / Sich ansammeln die menschlichen Knochen und das rauchende Fleisch« (Die Abenteuer des guten Soldaten Švejk im Weltkrieg. 4. Aufl. Stuttgart 2016, S. 246).
2 Vgl. vor allem: Wilhelm E. Oeftering: Geschichte der Literatur in Baden. 3. Teil (=Bis zur Gegenwart). Karlsruhe 1939, S. 18–20; Rainer Haehling von Lanzenauer: Der vergessene Dichter Heinrich Vierordt. In: Die Ortenau 74 (1994), S. 507–514.
3 Oeftering, a. a. O. S. 19. – Dabei bildeten eben diese Fremdwörter »winzige Zellen des Widerstands gegen den Nationalismus im Ersten Krieg« (Theodor W. Adorno, Wörter aus der Fremde. In: Th. W. A., Noten zur Literatur II. Frankfurt a. M. 1965, S. 110–130; hier S. 112).
4 Julius Werner: Heinrich Vierordt und seine Dichtungen. Eine literarische Studie. Heidelberg 1891, S. 5.
5 Allerdings ist zu beachten, dass er aus dem Deutschen ins Tschechische und der Übersetzer (vielmehr die Übersetzerin Grete Reiner, die später in Auschwitz starb) aus dem Tschechischen wiederum ins Deutsche übersetzen musste. Das inkriminierte Zitat lautet bei Hašek so: »At' až k oblakům nad hory / hromadí se lidské kosti a kouřicí se maso«.
6 Deutschland, hasse! Kriegsruf von Heinrich Vierordt. Verlag Müller & Gräff, Karlsruhe 1914 (Expl. der Deutschen Nationalbibliothek Leipzig); ähnlich als Deutsches Flugblatt Nr. 25 (Expl. des Deutschen Historischen Museums Berlin). – In den folgenden Auseinandersetzungen wurden von dem Gedicht, wenn überhaupt, nur die ersten beiden der hier zitierten Strophen, und sie stets fehlerhaft, abgedruckt.
7 Erich Mühsam: Tagebücher. Bd. 3. 1912–1914. Hrsg. von Chris Hirte und Conrad Piens. Berlin 2012, S. 285.
8 Ebd. S. 286.
9 Ebd. S. 288.
10 Karl Retzlaw: Spartacus. Aufstieg und Niedergang. Erinnerungen eines Parteiarbeiters. 4. Aufl. Frankfurt a. M. 1976, S. 33.
11 Zit. n. ebd.
12 Helene Stöcker: Lebenserinnerungen. Die unvollendete Autobiographie einer frauenbewegten Pazifistin. Hrsg. von Reinhold Lütgemeier-Davin. Köln/Weimar/Wien 2015, S. 202.
13 Ebd.
14 Ebd. S. 203.
15 Josef Luitpold Stern: Dichter. In: Die weißen Blätter 3/1915, S. 337–348; hier S. 339.
16 Ebd. S. 337.
17 Ebd. – Als Beleg wird das Gedicht noch zitiert in: Peter Berghoff: Der Tod des politischen Kollektivs. Politische Religion und das Sterben und Töten für Volk, Nation und Rasse (=Politische Ideen Bd. 7). Berlin 1997, S. 176.
18 Romain Rolland: Au-dessus de la mêlée. Paris 1915, S. 130 (Übers. v. Verf.).
19 Karl Kraus, Der größte Schuft im ganzen Land … . In: Die Fackel 787–794/1928, S. 1–208; hier S. 61.
20 Ebd. S. 30 f.
21 Ebd. S. 136. – Vgl. auch ders., Ein Friedmensch. In: Die Fackel 735–742/1926, S. 70–95.
22 Stern, a. a. O. S. 340.
23 Oeftering, a. a. O. S. 20.
24 Zit. n. Haehling von Lanzenauer, a. a. O. S. 512.



Anschrift des Autors:
Dr. Johannes Werner
Steinstraße 21
76477 Elchesheim-Illingen

Eine Facette der nationalsozialistischen »Machtergreifung«

Die Karlsruher Polizei und die »Deutsche Erhebung in Baden« 1933

August Greiner

Die Rolle der Polizeien bei ihrer »Gleichschaltung« in den deutschen Ländern der ersten Monate 1933 wurde durch die vorausgegangene Entwicklung in Preußen, dem gewichtigsten deutschen Reichsland mit der Reichshauptstadt Berlin, geprägt. Die Verhältnisse in den anderen Ländern unterschieden sich jedoch gegenüber Preußen zumindest in der Zeit zwischen der »Machtergreifung« der NSDAP mit Adolf Hitler am 30. Januar und den Reichstagswahlen am 5. März 1933 beträchtlich. Dies wird nachfolgend durch einen Betrag nachbereitet, der am Beispiel der Polizei in Karlsruhe die Entwicklung in Baden näher beleuchtet. Dort war der Gleichschaltungsprozess, im nationalsozialistischen Schrifttum als »Die Deutsche Erhebung in Baden«[1] deklariert, im Zeitraum von nur einer Woche nach dem Wahltag vollzogen.

Das Polizeipräsidium Karlsruhe betreute die Landeshauptstadt Baden, wobei der Dienststellenleiter in Personalunion auch der Leiter des Landeskriminalpolizeiamtes war.[2] Die Dienststelle verfügte über drei Polizeibereitschaften (Hundertschaften). Durch die von den Alliierten des Ersten Weltkriegs auferlegte, sogenannte »Entwaffnungsnote« vom 4. Juni 1925, durften diese mit Wirkung ab Jahresbeginn 1926 nicht mehr dem badischen Innenministerium unmittelbar unterstellt sein. Fortan war deshalb die kasernierte Polizei dem Karlsruher Polizeipräsidenten nachgeordnet. Eine Maßnahme, durch die er erheblich an Bedeutung gewann. Dem Innenministerium unterstand bei den Polizeieinrichtungen in Karlsruhe nur noch die Polizei- und Gendarmerieschule.

Das 1904 erstellte Gebäude für das Bezirksamt Karlsruhe 1933 am Marktplatz. In ihm residierte auch das Polizeipräsidium als selbstständige Behörde (Foto: Stadtarchiv Karlsruhe)

Karlsruhe durfte kein Reichswehr-Standort sein

Da Karlsruhe in der durch den Versailler Friedensvertrag festgelegten entmilitarisierten 50-Kilometer-Zone lag, war eine Stationierung von Reichswehreinheiten nicht möglich.

Ihr Einsatz durch die Reichsregierung – wie beim Staatsstreich (»Preußenschlag«) am 20. Juli 1932 in Berlin[3] – kam deshalb nicht in Betracht. Die in Karlsruhe stationierten kasernierten Polizeibereitschaften waren deshalb für die Regierung des Landes Baden – und so wurden sie auch in der Presse zitiert – eine »wichtige Schutztruppe«.

Gefahr eines »Preußenschlags« in Baden

»Die Fackeln des 30. Januars waren erloschen; Hitler war Reichskanzler! Und dabei blieb es – zunächst«. So umschreibt ein städtischer Chronist die Zeit der fünf Wochen bis zur Reichstagswahl am 5. März 1933 in Karlsruhe.[4] Wobei allerdings der Druck der Nationalsozialisten auf Regierung und Polizei des Landes eine bis dahin nicht vorhandene Dimension erreichte. Die Absetzung von Dr. Lothar Barck, Leiter der Polizeiabteilung im Innenministerium, ist hierfür Beleg.[5]

Zwei Hindernisse versperrten Hitler nach dem 30. Januar 1933 noch den Weg zur totalen Macht: der Reichstag und – mit Ausnahme Preußens, wo Hermann Göring bereits schon kommissarisch das Amt des Innenministers wahrnahm – die Länder mit der ihnen noch obliegenden Polizeigewalt. Unmittelbar nach seiner Machtergreifung ließ Hitler deshalb das erst am 6. November 1932 gewählte Parlament wieder auflösen. Die kurzfristig angesetzten Neuwahlen sollten »die Regierung des nationalen Zusammenschlusses« sichern.

Flankierend hierzu ließen zwei auf Artikel 48 der Reichsverfassung gestützte und am 4. und 28. Februar 1933 (nach dem Reichstagsbrand) erlassene Verordnungen des Reichspräsidenten Eingriffe in die Presse- und Versammlungsfreiheit wie in die persönliche Freiheit zu. Die Letztgenannte (»Reichstagsbrandverordnung«) ermächtigte ferner die Reichsregierung, »die Befugnisse einer obersten Landesbehörde vorübergehend wahrzunehmen«, falls in einem Lande »die zur Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung nötigen Maßnahmen nicht getroffen werden« sollten. Davon konnte jedoch in Baden keine Rede sein.

Die durch Berliner Ereignisse zu Aktionen legitimierten paramilitärischen Organisationen der NSDAP eroberten auch in Baden die Straße. Das von NS-Gauleiter Robert Wagner[6] verlegte »Kampfblatt« der NSDAP-Gauleitung »Der Führer« orakelte noch vor der Wahl, dass nach ihr in Baden ein »großes Reinemachen« beginnen würde.

Die demokratische badische Regierung vertraute der Polizei

Noch hatte Baden eine demokratische Regierung und von 88 Landtagsabgeordneten stellte die NSDAP gerade sechs. Es musste jedoch befürchtet werden, dass die Reichstagswahl den Nationalsozialisten Anlass geben würde, nach preußischem Vorbild und aufgrund der Reichstagsbrandverordnung im Lande rechtswidrig die Macht zu übernehmen. Die Regierung versetzte daraufhin mit Wirkung vom 1. März 1933 die Polizei und die Gendarmerie in Alarmbereitschaft und vertraute auf deren Repräsentanten, insbesondere auf den badischen Polizeioberst Erich Blankenhorn[7], dessen demokratische Gesinnung bekannt war. Dies galt auch für die Karlsruher Polizeiführung mit dem Polizeipräsident Paul Haußer[8] und dem Leiter der Schutzpolizei, Polizeimajor Julius Krauth.[9] Die Letzteren hatten mit den in der ehemaligen Grenadierkaserne im Westen der Stadt stationierten kasernierten Polizeibereitschaften gut ausgerüstete, schlagkräftige Einheiten.

Polizeioberst Erich Blankenhorn

Polizeimajor Julius Krauth

Bis November 1932 war es für Polizeibeamte in Baden verboten, NSDAP-Mitglied zu sein, weshalb im Februar/März 1933 nur wenige dieser Partei angehörten. Einer von ihnen war der Polizeioberleutnant Karl Pflaumer[10] bei der Polizeidirektion Heidelberg, der wegen NSDAP-Parteimitgliedschaft bereits zum 1. März 1929 in den Ruhestand versetzt worden war.

Im NS-Jargon Badens sprach man verächtlich von der »roten Polizei«. Als deren Repräsentanten wurden insbesondere Dr. Barck, Blankenhorn und Kraut angesehen. Ein Aufruf des Gauleiters an die Polizei- und Gendarmeriebeamten, NSDAP-Mitglied zu werden, hatte bis dahin einen nur mäßigen Erfolg. Dies gilt auch für die von den Nationalsozialisten bezweckte Unterminierung und Zerstörung der Regierungstreue der Polizei in Baden insgesamt.

Übung sollte einsatzbereite »Schutztruppe« dokumentieren

Dass sie eine einsatzbereite »Schutztruppe der demokratischen badischen Regierung« sein will, wollte die Karlsruher Polizei am Vortag der Reichstagswahl (4. März 1933) demonstrativ zeigen. Das »Karlsruher Tagblatt« berichtete hierzu in seiner Ausgabe am Wahlsonntag, dass unter der Leitung von Blankenhorn und Krauth am Vortag zwischen zwei Karlsruher Vororten eine große Übung der gesamten Karlsruher Polizei stattgefunden habe. »Danach marschierte die Polizei in geschlossenem Zug unter Vorantritt der Polizeikapelle durch die Hauptstraßen zurück zur Polizeiunterkunft. Die Übung wie auch der Rückmarsch hinterließen den denkbar besten Eindruck«, heißt es abschließend.

Beamte der Polizeibereitschaften in Karlsruhe 1930 bei einer Übung

Dem stand allerdings ein am gleichen Tag im »Führer« abgedruckter Aufruf an Polizei- und Gendarmeriebeamte entgegen, bei der Reichstagswahl NSDAP zu wählen. Ihn hatten landesweit 300 Beamte mit ihrem Namen unterschrieben.

Zwischen SA und Polizei drohte eine blutige Auseinandersetzung

Bei den Reichstagswahlen am Sonntag, 5. März 1933 erzielte die NSDAP in Baden 45,5 % aller abgegebenen Stimmen. Ihr Stimmenanteil war damit größer als mit 43,9 % im Reich insgesamt. Daraufhin liefen am Montagmorgen in allen Städten und Gemeinden Badens nationalsozialistische Aktionen an. Eine von ihnen bestand in der rechtswidrigen Beflaggung der öffentlichen Gebäude mit der Hakenkreuzfahne und teilweise auch der Reichskriegsflagge.11 In Karlsruhe erfolgte dies gegen den Willen der Hausrechtsinhaber auf dem Rathausturm und dem damaligen Bezirksamtsgebäude am Markplatz mit dem dort residierenden Polizeipräsidium (siehe Foto Seite 80). Die »Ohnmacht der noch amtierenden demokratisch gewählten Landesregierung« (Karlsruher Chronik) zeigte sich dadurch, dass ihr noch am gleichen Tag erlassenes Verbot, »staatliche Dienstgebäude mit Parteifahnen« zu beflaggen und bereits bestehende Beflaggungen zu entfernen, nicht ausnahmslos durchgesetzt werden konnte.

Polizeikaserne wurde zur Verteidigung hergerichtet

Der einzige Gebäudekomplex, wo es der SA nicht gelang, die Hakenkreuzfahne zu hissen, war die bereits erwähnte Polizeikaserne im Westen der Stadt. Es musste damit gerechnet werden, dass die mit Gewehren bewaffnete SA mit ihrer in Karlsruhe gegenüber der Polizei 4- bis 5-fach größeren Personalstärke das Areal gewaltsam stürmen würde, um durch das Hissen der Hakenkreuzfahne die Übernahme der Polizeigewalt zu demonstrieren. Der Gebäudekomplex wurde deshalb – so Kranich (siehe Anmerkung 3) – zur Verteidigung hergerichtet: »Spanische Reiter« versperrten die Zufahrten, die Dächer waren von MG-Schützen besetzt und an die Polizeibeamten wurden Handgranaten ausgegeben. Es drohte eine blutige Auseinandersetzung zwischen Polizei und SA.

Das Eingangsgebäude der Karlsruher Polizeikaserne in der Moltkestraße am 9. März 1933 mit der erstmals gehissten Hakenkreuzfahne

In den vom späteren Karlsruher Schutzpolizeidirektor Edgar Heller[12], seinerzeit Führer der Lehrhundertschaft in der Polizeikaserne, 1961 verfassten »Erinnerungen«, findet sich folgende Lageschilderung: »Polizeioberst Blankenhorn erschien bei uns in der Kaserne, versammelte die anwesenden Offiziere und sagte etwa folgendes: ›So lange die derzeitige badische Regierung am Ruder ist, müssen wir ihr gehorchen; sie allein hat uns Befehle zu geben. Ich erwarte, dass jeder von Ihnen zu seinem Beamteneid steht. Wir können deshalb keinesfalls gestatten, dass die SA in die Kaserne zieht und hier ihre Fahne hisst. Ich hoffe, dass ich mich auf jeden von Ihnen verlassen kann.‹ Nur ein einziger Offizier – von zehn anwesenden – sagte dem Oberst den Gehorsam auf und verließ unseren Kreis.« Heller weiter: »Bald kam die Nachricht vom Herannahen der SA. Doch als sie erfuhr, dass wir nötigenfalls mit der Schusswaffe Widerstand leisten würden, wagte sie zu unserer Erleichterung keinen Angriff und zog wieder ab.«

Damit war die Hissung der Hakenkreuzfahne auf der Polizeikaserne jedoch nur aufgeschoben, denn vier Tage später wehte sie auch dort.

»Schwerer Verfassungsbruch«: Ein Reichskommissar für das Polizeiwesen in Baden

Nach den Beflaggungsaktionen am Montag war eine weitgehende Normalisierung der Lage eingetreten, als am Mittwochabend, 8. März 1933, überraschend beim badischen Staatsministerium ein Telegramm aus dem Reichsinnenministerium eintraf. Dieses besagte, dass NS-Gauleiter Robert Wagner zum

Robert Wagner

Reichskommissar für das Polizeiwesen in Baden eingesetzt worden sei. Ihm seien sofort die Geschäfte zu übergeben und Vollzug zu melden.

Als Hinweis: Am gleichen Tag wurde auch für Württemberg ein Reichskommissar eingesetzt und für Bayern und Sachsen erfolgte dies am 9. März 1933.

Zumindest in Baden war die Maßnahme jedoch zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung nicht erforderlich, weshalb sie von den demokratischen Parteien und der Landesregierung als ein »schwerer Verfassungsbruch« bewertet wurde.[13]

Noch während im Staatsministerium am Donnerstag (9. März 1933) über die neue Lage und mögliche Protestschritte gegen die Einsetzung des Reichskommissars beraten wurde, traf gegen 10.00 Uhr Wagner mit einem Schnellzug in Karlsruhe ein. Er ordnete sofort eine »Führerbesprechung« in der Gauleitung und die Alarmierung der SA- und SS-Einheiten nebst der Hitlerjugend an. Um 15.00 Uhr marschierten rund 3000 mit Karabinern und Pistolen bewaffnete SA- und SS-Stürme zum Innenministerium am Schlossplatz, wo sich bereits eine mehrfach tausendköpfige Menschenansammlung eingefunden hatte. Dort übergab Innenminister Dr. Erwin Umhauer[14] Wagner die Dienstgeschäfte. Noch am gleichen Tag ordnete der Reichskommissar einschneidende personelle Änderungen im Polizeibereich an. Ferner wurde die Ermächtigung ausgesprochen, dass auf allen Polizeigebäuden die Hakenkreuzfahne gehisst werden durfte. Dies erfolgte dann auch auf der Polizeikaserne im Westen der Stadt.

Das »große Reinemachen« begann

Die von Wagner noch am 9. März 1933 verfügten Personalmaßnahmen im Führungsbereich der Polizei wurden bereits am Tag darauf (Freitag, 10. März 1933) in der Karlsruher Presse ausführlich dargestellt. Sie betrafen den beurlaubten Polizeipräsident Haußer gleich zwei Mal: Als Leiter der Polizeiabteilung in das Innenministerium abgeordnet, wurde er durch den bisherigen Mannheimer Polizeipräsidenten Dr. Jakob Bader[15] ersetzt und als Dienststellenleiter des Polizeipräsidiums Karlsruhe kommissarisch durch den SA-Obergruppenführer Hanns Elard Ludin.[16] Beurlaubt wurden ferner aus der Polizeiabteilung im Innenministerium Polizeioberst Blankenhorn (der am 14. März ohnehin in

Der Beauftragte der Reichsregierung für die Polizei des Landes Baden.

Karlsruhe, den 9. März 1933.

Nr. 24182.

Bad. Bezirksamt RASTATT Eing. 12 MRZ 1933 № 558

I. An Herrn Polizeioberst Blankenhorn Karlsruhe.

Sie werden hiermit bis auf weiteres beurlaubt. Polizeimajor Vaterrodt ist angewiesen, die Dienstgeschäfte unverzüglich zu übernehmen.

II. An Herrn Polizeimajor Vaterrodt Karlsruhe.

Sie werden hiermit mit der kommissarischen Ausübung der Befugnisse des Polizeiobersten und des Gendarmerieoberstleutnants beim Beauftragten der Reichsregierung beauftragt.

III. Gleiches Schreiben wie I an Herrn Gendarmerieoberstleutnant Jung Karlsruhe.

IV. Nachricht hiervon

a) den Herren Landeskommissären,

b) den Bezirksämtern, Polizeipräsidien und Polizeidirektion Baden-Baden,

c) der Polizei- und Gendarmerieschule hier.

Verfügung Wagners zur Beurlaubung von Blankenhorn und Jung und zur Übertragung ihrer Ämter auf Vaterrodt

den gesetzlichen Ruhestand getreten wäre) und der Gendarmerieoberstleutnant Rudolf Jung.[17] Beide Ämter übernahm der Polizeimajor Franz Vaterrodt.[18]

Eine wichtige Änderung ferner: dem bereits erwähnten Polizeioberleutnant a. D. Pflaumer wurde die Personalabteilung des badischen Polizeiwesens übertragen. Beim Polizeipräsi-

Polizeimajor
Franz Vaterrodt Polizeipräsident

Polizeioberleutnant a. D.
Karl Pflaumer

Polizeipräsident SA-Obergruppenführer Hanns Elard Ludin
(Foto: Außenministerium Berlin)

dium Karlsruhe wurde Polizeimajor Krauth beurlaubt. Gegen ihn und Blankenhorn erging zusätzlich der Erlass eines Schutzhaftbefehls. Man darf Pflaumer unterstellen, dass die Beurlaubungen seine Handschrift trugen.

Eine besonders gravierende Maßnahme Wagners gegenüber der Polizei: nach preußischem Vorbild wurden sofort 500 Angehörige von SS, SA und Stahlhelm als Hilfspolizei einberufen und in den Städten auch eingesetzt.

Mit der SA-Standarte und Spielmannszug zur Amtsübernahme

In den Vormittagsstunden des Freitags, 10. März 1933 erklärte die badische Landesregierung mit Ausnahme des Staatspräsidenten Josef Schmitt[19] ihren Rücktritt, während Ludin am Nachmittag sein Amt als Polizeipräsident des Polizeipräsidiums Karlsruhe antrat. Die Amtsübernahme war ein einzigartiger Vorgang: Ludin war nämlich mit der »SA-Standarte 109« (Formation in Anlehnung an ein Bataillon des Militärs) und ihrem Spielmannszug unter klingendem Spiel vor dem Polizeipräsidium am Marktplatz aufmarschiert. Dort hisste die SA das Hakenkreuzbanner und blieb vor dem Gebäude stehen, bis die Amtsübernahme abgeschlossen war.

Die Karlsruher Presse berichtete ausführlich, wie sich die Amtsübergabe gestaltete. Danach richtete Ludin in seinen künftigen Amtsräumen eine Ansprache an seine engeren neuen Mitarbeiter. Im Anschluss daran habe er sich in den Hof des Polizeipräsidiums begeben, wo die Polizeioffiziere mit ihren Mannschaften und die Kriminalpolizei angetreten waren. An diese richtete er eine kurze Ansprache, wie er sich das Führungspersonal vorstellen ließ.

Übernahme der kasernierten Polizei

Waren sich die neuen Machthaber noch nicht ganz im Klaren, wie die kasernierte Polizei reagiert, war auch dies am Vormittag des Sams-

Zur Amtsübernahme im Polizeipräsidium Karlsruhe erschien Polizeipräsident Ludin mit einer SA-Standarte

Polizeipräsident Ludin im Hof des Polizeipräsidiums mit den dort angetretenen Mannschaften

tags (11. März 1933) beantwortet. Nach einer Alarmierung hatten sich alle Beamten, welche in der Polizeikaserne Dienst verrichteten, eingefunden und im Hof des Gebäudekomplexes Aufstellung genommen. Gegen 9.30 Uhr traf Wagner mit dem neuen Polizeioberst Vaterrodt beziehungsweise Polizeipräsident Ludin und anderen ein und nahm die mit Hakenkreuzfahnen präsentierende Aufstellung ab. Seine Rede an die versammelten Mannschaften hatte nach Presseberichten einen »begeisterten Widerhall« gefunden.

Beim Eintreffen in der Polizeikaserne empfingen Wagner und seine Begleitung an der Spitze der angetretenen Mannschaften Polizeibeamte mit der Hakenkreuzfahne

Der Reichskommissar für das Polizeiwesen übernimmt auch das Amt des Staatspräsidenten

Noch war Staatspräsident Schmitt im Amt. Seine Amtsenthebung durch Wagner erfolgte dann mit polizeilicher Mitwirkung am gleichen Tag. Die Karlsruher Presse berichtete hierzu: »Die Karlsruher Polizei zog mit klingendem Spiel vor dem Staatsministerium auf, wo die Mannschaften Aufstellung nahmen.« Um 12.30 Uhr sei Wagner erschienen und habe »einen Teil der Front der aufgestellten Polizeimannschaften unter lebhafter Begeisterung der inzwischen angesammelten Volksmenge« abgeschritten. Über das Ende der Übernahmezeremonie im Staatsministerium mit der Absetzung Schmitts, nachdem dieser »in Schutzhaft fort begleitet« worden war, wird berichtet: »Darauf intonierte die Polizeikapelle das Deutschlandlied.«

Wagner bei der Begrüßung durch das Führungspersonal in der Polizeikaserne

In einer Erklärung Wagners vom gleichen Tag hieß es unter anderem, dass es »gefährliche Meinungsverschiedenheiten zwischen örtlichen Polizeistellen und den Verbänden der Nationalen Erhebung« gegeben habe. »Der in der Wahl vom 5. März zum Ausdruck gekommene Volkswille drohe sich über die Polizeigewalt hinweg in den Besitz der gesam-

ten Macht zu setzen.« Deshalb habe er sich »veranlasst gesehen, im Interesse der öffentlichen Ordnung und Sicherheit des Landes die gesamte Regierungsgewalt in Baden aufgrund der mir von der Reichsregierung übertragenen Befugnisse zu übernehmen.«

Die Funktionen des Staatspräsidenten und des Innenministers hatte Wagner selbst übernommen beziehungsweise für die Bereiche Finanzen, Justiz, Kultur und Unterricht jeweils kommissarisch einen neuen Minister ernannt. Eine Feststellung Wagners lautete: »Als Kommissar zu meiner besonderen Verwendung bestimme ich Polizei-Oberleutnant a. D. Pflaumer (Heidelberg), zur Zeit beauftragter Personalreferent für den gesamten badischen Polizei- und Sicherheitsdienst.«

Wagner mit Ludin und Vaterrodt beim Abschreiten der auf dem Kasernenhof angetretenen Mannschaften

Exkurs: Die »Gleichschaltung« der Polizei in den anderen Städten Badens

Nachdem Wagner die Regierungsgewalt in Baden übernommen und die polizeiliche Führungsspitze im Innenministerium und beim Polizeipräsidium Karlsruhe neu besetzt hatte, vollzog sich die »Gleichschaltung« der Polizei in den anderen Städten des Landes ohne bekannt gewordene Widerstände. Wie in Karlsruhe wurden in Mannheim, Heidelberg, Pforzheim, Waldshut und Konstanz nur wenige Polizeioffiziere beurlaubt.

Die Einberufung einer Hilfspolizei und ihr sofortiger Einsatz erschien Wagner und seiner neuen polizeilichen Führungsspitze insbesondere in den Städten erforderlich zu sein, wo es bisher zu kommunistischen Unruhen kam,

Wagner mit Pflaumer beim Abschreiten einer angetretenen Karlsruher Polizeibereitschaft auf dem Weg zum Staatsministerium in der Erbprinzenstraße zur Absetzung des Staatspräsidenten

Wagner bei der »Verpflichtung« der Polizei in Heidelberg

Wagner mit Bader und Ludin in Mannheim vor der angetretenen Hilfspolizei aus SS, SA und Stahlhelm

beispielsweise in Mannheim. Deshalb nahm dort der Reichskommissar in Begleitung von Bader und Ludin bereits am Nachmittag des besagten 11. März 1933 die Aufstellung einer Formation aus SS, SA und Stahlhelm ab. Wagner dankte ihnen für »ihren Einsatz bei der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit«, verordnete ihnen jedoch für die Zukunft »Zurückhaltung«. Fortan könne die durch die Hilfspolizei verstärkte Polizei ihre Aufgaben erfüllen.

Wie in Karlsruhe am 11. März nahm Wagner dann auch in den anderen Städten Badens angetretene Polizei- und Gendarmerieformationen zur »Verpflichtung« ab, so in Freiburg am 16. März und in Mannheim und Heidelberg am 17. März 1933. Seine Ansprache begann er jeweils mit den Worten: »Kameraden von der Polizei!«

Wagner vor der auf dem Münsterplatz in Freiburg angetretenen Polizei (Fotos ohne Nachweis: Archiv Greiner)

Anmerkungen

1 So Otto Ebbeke in der bereits im Mai 1933 im Verlag G. Braun erschienenen gleichnamigen, illustrierten Publikation.

2 Näher erläutert im Band II, Kapitel Polizeilicher Vollzugsdienst, Abschnitt Kriminalpolizei, Fahndungspolizei (Seite 1202 ff.) bei Karl Stiefel: Baden 1648–1952.

3 Näher erläutert unter Preußen, Staatsstreich 20.7.1932, im Lexikon der deutschen Geschichte, Seite 963; und dazu aus polizeigeschichtlicher Sicht: Uwe Mainz: Hätte die Preußische Schutzpolizei den »Preußenschlag« und damit die spätere Machtergreifung der Nazis verhindern können? In: Die Polizei 1998, S. 40 ff.

4 Kurt Kranich: Karlsruhe – Schicksalstage einer Stadt, 1973 bei Badendruck verlegt.

5 Barck, seit 1921 im Amt, durfte dieses schon seit Februar 1933 nicht mehr wahrnehmen und wurde im gleichen Jahr aufgrund des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums entlassen.

6 Wagner war Teilnehmer am Hitler-Putsch vom 9. November 1923 und gab zu Jahresbeginn 1933 wegen einer Abordnung in die NSDAP-Parteizentrale die Leitung des Gaus Baden vorübergehend ab, blieb aber Gauleiter-Stellvertreter. Nach seiner Ernennung zum Reichskommissar für Baden und anschließend zum Reichsstatthalter übernahm er die Gauleitung wieder. Nach dem Frankreichfeldzug 1940 wurde Wagner in Personalunion auch Chef der Zivilverwaltung im Elsass mit dem Dienstsitz in Straßburg, wo er am 14. August 1946 hingerichtet wurde. Eine ausführliche Darstellung seiner Person und seines Wirkens findet sich in: Die Führer der Provinz – NS-Biographien aus Baden und Württemberg, 1997, S. 733 ff., Angaben zu seiner Person und seiner Amtsführung sind auch im Internet über Wikipedia und Stadtwiki Karlsruhe abrufbar.

7 Blankenhorn wirkte seit 1919 als Polizeioberst (mit Einschränkungen vergleichbar mit dem heutigen Inspekteur der Polizei) im Innenministerium Baden. Angaben zu seiner Person sind über Wikipedia abrufbar.

8 Haußer war seit 1921 Leiter der Polizeidirektion im Bezirksamt Karlsruhe, welche 1932 zum Polizeipräsidium avancierte. Seit Februar 1933 vertrat er im Innenministerium den Leiter des beurlaubten Polizeiabteilungsleiters Dr. Barck. Am

9. März 1933 von den Nationalsozialisten selbst beurlaubt, übernahm er später die Leitung des Statistischen Landesamtes. Eine Kurz-Vita ist über Wikipedia abrufbar.

9 Krauth war 1933 als Polizei-Major beim Polizeipräsidium Karlsruhe Leiter der uniformierten Polizei. Nach seiner Beurlaubung wurde er aus dem Polizeidienst entlassen. Nach Kriegsende fungierte er kurzfristig als Leiter der Polizeidirektion Baden-Baden, um danach in das Amt des Polizeipräsidenten in Karlsruhe berufen zu werden. Dieses Amt übte er bis zu seinem Tod 1953 aus. Angaben zu seiner Person sind im Internet über: Geheimes Staatspolizeiamt Karlsruhe – Wikipedia abrufbar.

10 Als Wagner im Mai 1933 zum Reichsstatthalter in Baden berufen wurde, avancierte Pflaumer zum Innenminister des Landes. Eine ausführliche Darstellung seiner Person und seines Wirkens findet sich – wie die von Wagner – in: Die Führer der Provinz – NS-Biographien aus Baden und Württemberg, 1997, S. 539 ff., weitere Personalangaben in Wikipedia.

11 Die Reichskriegsflagge war die Fahne des Stahlhelms (Bund der Frontsoldaten), eine Organisation, welche mit den Nationalsozialisten kooperierte und 1935 aufgelöst wurde. Die Flagge wurde 1933 bei gemeinsamen Auftritten regelmäßig neben der Hakenkreuzfahne gehisst.

12 Heller wurde 1933 zuerst als Revierführer nach Villingen und 1934 als Führer einer Hundertschaft zum Polizeipräsidium Mannheim versetzt. 1935 in die Wehrmacht übergewechselt, übernahm er 1945 das Amt des Schutzpolizeichefs beim Polizeipräsidium Karlsruhe, das er bis 1961 inne hatte.

13 Vgl. hierzu ausführlich Horst Rehberger: Die Gleichschaltung des Landes Baden 1932/33 (Dissertation), Heidelberg 1966.

14 Umhauer war Mitglied der nationalliberalen Deutschen Volkspartei (DVP) und hatte sein Ministeramt geschäftsführend erst zu Jahresbeginn 1933 übernommen. Ihm wurden enge Kontakte zur NSDAP nachgesagt. Er sprach sich im Kabinett gegen Protestaktion wegen der Einsetzung des Reichskommissars aus. Siehe bezüglich weiterer Personalangabe Wikipedia.

15 Bader war bis dahin Polizeipräsident in Mannheim. Nach der Verreichlichung der Polizei in Baden 1936 wurde er in das Reichskriminalpolizeiamt versetzt.

16 Der damals 27 Jahre alte Ludin nahm das Amt des Karlsruher Polizeipräsidenten kommissarisch nur über den Zeitraum von wenigen Wochen wahr, bis er zum Führer der SA-Gruppe Südwest aufstieg. Seit 1931 Führer der SA-Untergruppe Baden ging Ludin schon 1930 als Angeklagter (wegen Bildung einer NS-Zelle in der Reichswehr) vor dem Reichsgericht in Leipzig in die deutsche Geschichte ein. Seine Aussage in dem Prozess ermöglichte Adolf Hitler die Ablegung seines »Legalitätseides«. Zuletzt deutscher Gesandter in der Satelittenrepublik Slowakei wurde Ludin dort am 3. Dezember 1947 zum Tode verurteilt und sechs Tage später durch Erdrosseln hingerichtet. Eine ausführliche Beschreibung seiner Person mit weiteren Nachweisen bei Wikipedia.

17 Wie Blankenhorn bei der Polizei, war Jung oberster Beamter bei der Gendarmerie. 1829 in Baden gegründet, bestand diese neben der staatlichen oder kommunalen Polizei in den Städten zur Wahrnehmung der Polizeiaufgaben in den ländlichen Bereichen.

18 Vaterrodt war wie Pflaumer ein »Günstling« Wagners. Er soll sich als Angehöriger des Polizeipräsidiums Mannheim dort bei der Bekämpfung kommunistischer Unruhen, bei denen er einen Oberschenkeldurchschuss erlitt, besonders bewährt haben. Bereits zum Polizei-Major befördert, wurde Vaterrodt am 1. Oktober 1932 als Verkehrsreferent in das Innenministerium versetzt. Wie Heller wechselte er 1935 zur Wehrmacht und ging als letzter Standortkommandant (Generalmajor) von Straßburg in die Geschichte des Zweiten Weltkrieges ein. Siehe hierzu im Internet: Lexikon der Wehrmacht (Personenregister).

19 Eine Kurz-Vita von Schmitt bei Wikipedia.

Anschrift des Autors:
August Greiner
Ltd. Polizeidirektor a. D.
Am See 42 (Büchenau)
76646 Bruchsal
august.greiner@t-online.de

Ein rätselhafter Todesfall

Reiner Haehling von Lanzenauer

Alexander Gortschakow zählte zu den bedeutendsten russischen Staatsmännern und Diplomaten des 19. Jahrhunderts. Zuweilen wurde er als politischer Gegenspieler Bismarcks bezeichnet. Im Privatleben schätzte er den aufstrebenden Kurort Baden-Baden. Hier verbrachte er Urlaubsaufenthalte, hier verlebte er stille Ruhestandsjahre. Sein ungeklärter Tod gibt noch immer Anlass zu mancherlei Verdächtigung. In dem nachfolgenden Beitrag soll versucht werden, zumindest die medizinische Todesursache aufzudecken.

»Sommerhauptstadt Europas« wurde Baden-Baden im vorletzten Jahrhundert genannt. Kaiser und Könige, Minister und Diplomaten kamen mitsamt Familie und Gefolge in das Städtlein, um Erholung zu suchen. Zuweilen hatten sie zu regieren. Das lief über Kuriere, über die Briefpost, späterhin auch über den Telefonapparat und über Telegramme. Zeitgleich mit den Landesfürsten strömten fortan zahlreiche Bürger ins Oostal, um auf der Lichtentaler Allee zu flanieren, Theater und Konzerte zu besuchen, in den Thermalbädern zu schwitzen, über kühle Waldwege zu kutschieren, an der Hoteltafel zu dinieren oder an Monsieur Bénazets Spieltischen ihr Glück zu wagen. Gesteigertes Gefallen an dem eleganten Badeort fanden wohlhabende Russen, ebenso eine Gruppe russischer Künstler. So lebten damals in der Stadt für kürzere oder längere Zeit aus Russland kommende Schriftsteller wie Annenkow, Dostojewski, Tolstoi, Turgenjew und andere.

Zu den Zuwanderern aus diplomatischen Kreisen gehörte Fürst Alexander Michailowitsch Gortschakow. Er war am 16. Juni 1798 in Petersburg geboren worden,[1] besuchte das Lyzeum in Zarskoje Selo. Schon früh wurde er ins Departement für auswärtige Angelegenheiten berufen. Er amtierte als Botschafter in London, schließlich stieg er auf zum bevollmächtigten Minister beim würt-

Alexander Gortschakow (Privatarchiv HvL)

Das Hotel Europe um 1900 (Privatarchiv HvL)

tembergischen Hofe in Stuttgart. Ab 1850 war er zudem Vertreter Russlands beim Frankfurter Bundestag. Dort machte er Bekanntschaft mit Bismarck.[2] Im Jahre 1854 sah sich Gortschakow als Botschafter nach Wien versetzt, 1856 ernannte ihn Zar Alexander II. zum russischen Minister des Auswärtigen. Von 1872 bis zur Pensionierung im Jahre 1878 war er russischer Reichskanzler.

Der ranghohe Beamte ist seit den vierziger Jahren immer wieder nach Baden-Baden gereist. Im Sommer 1853 wohnte er mit seiner Frau Marija und den beiden Söhnen im Hause Sophienstraße 11. Schon im Juni desselben Jahres verstarb hier die Ehefrau. Doch der Witwer kehrte, sobald es seine dienstlichen Verpflichtungen erlaubten, gerne in die Kurstadt zurück. Von nun an residierte er im Hotel Europe, wo man ständig ein komfortables Hotelappartement für den angesehenen Gast reserviert hielt.[3] Nach dem Eintritt in den Ruhestand begründete er in Baden-Baden seinen endgültigen Wohnsitz. Wie staunten die Bürger, als eines Tages eine überaus hübsche junge Dame als ständige Begleiterin des alten Herrn auftrat. Sie nannte sich Caroline Braun, tatsächlich handelte es sich jedoch um Caroline Charlotte Schallock, geboren 1848 in Stettin. Sie hatte als Blumenverkäuferin begonnen, arbeitete danach beim Jockey-Club in Berlin. Dort hatte Gortschakow die attraktive Dame aufgegabelt und mitgenommen nach Baden-Baden. Es besteht kein Zweifel, dass es der reiche Pensionär war, der den Kauf eines ansehnlichen Hausanwesens in der heutigen Ludwig-Wilhelm-Straße aus eigener Tasche finanziert und das Hausinnere mit prachtvollen Möbeln ausgestattet hat. Als Eigentümerin ließ er Carola eintragen. Häufig verließ er jetzt sein Hoteldomizil am Oosufer, um sich in der Villa seiner Mätresse aufzuhalten. Dem Baden-Badener Maler Karl Gimbel verdanken wir eine lebensnahe Skizze des ungleichen Paars.[4]

An einem Tage im Monat März 1883 wurde der Baden-Badener Arzt Dr. Schliep[5] in die

Villa gerufen. Als ihm eine bildhübsche Person die Tür öffnete, erkannte er in ihr sogleich jene Blumenverkäuferin wieder, der er einst in einer Handlung in Stettin begegnet war. Sie führte ihn zu Gortschakow, der an Gicht litt und über Unwohlsein klagte. Einige Zeit später wurde der Arzt erneut in dasselbe Haus gerufen. Diesmal war der Patient ernstlich erkrankt. Er klagte über Erbrechen und schleimigen Stuhlgang. Obwohl der Hausarzt beruhigende Medizin verordnete, dauerten die Symptome an. Dr. Schliep rief daher den Geheimrat Dr. med. Bäumler herbei zu einer gemeinsamen Konsultation. Beide Ärzte sollen von einer Vergiftung ausgegangen sein, Schliep Arsenik als Ursache vermutet haben.[6] Allemal war der Kranke nicht mehr zu retten. So zeigte denn der Hausdiener Karl Moranval alsbald auf dem Standesamt an, dass er zugegen gewesen sei, als Gortschakow am 11. März 1883 um »drei und drei viertel Uhr« in Carolas Villa, dem damals so benannten Hause Promenadeplatz Nr. 2, verstarb.[7] Als in der Stadt bekannt wurde, Dr. Schliep habe sich geweigert, den Todesschein zu unterzeichnen, machten wilde Gerüchte die Runde. Bald wurde kolportiert, Carola habe einige Tage zuvor ihrem Dienstpersonal angekündigt, dass der Fürst sie ehelichen werde. Man deutete auf die beiden Söhne des Verstorbenen, von denen einer zum Todeszeitpunkt in der Kurstadt weilte. Wären sie interessiert gewesen, solch eine eheliche Verbindung gewaltsam zu verhindern? War die Mätresse Carola gar in den Fall verwickelt? Oder waren verborgene Mächte am Werk?

Die undurchschaubaren Todesumstände veranlassten die Obrigkeit, Ermittlungen einzuleiten und eine Obduktion anzuordnen.[8] Ein Karlsruher Blatt wusste mitzuteilen: »Es scheint gewiß zu sein, dass sowohl in Heidelberg wie in Freiburg chemische Untersuchungen einzelner Teile der Leiche des Fürsten Gorbatschow auf Anordnung der Strafbehörde stattfinden.«[9] Akten der Polizei oder der Staatsanwaltschaft sowie ein Sektionsprotokoll sind nicht mehr auffindbar. Das Generallandesarchiv Karlsruhe verwahrt jedoch eine Berichtshandakte zu dem ominösen Fall. Auslöser war eine Anfrage des russischen Botschafters vom 24. März 1883 nach dem Ergebnis der amtlichen Untersuchungen. Daraufhin wandte sich das Badische Staatsministerium in Karlsruhe an das zuständige Justizministerium. Von dort legte man wiederholt Berichte vor. Aus diesen Stellungnahmen lässt sich vieles rekonstruieren: Unter dem 28. März 1883 meldete das Justizministerium, dass ein Gutachten vorliegt, das eine Vergiftung durch Phosphor für wahrscheinlich halte. Man bemühe sich aber um endgültige Ergebnisse. Am 13. April wurde der Eingang eines weiteren Gutachtens angezeigt, wonach die Blutuntersuchung eine »geringe Menge von Morphinen« ergeben habe. Man benötige indes noch präzisere Auskünfte. Aus dem Bericht ergibt sich jedenfalls, dass die Ärzte Dr. Schmidt und Hofrat von Babo als zusätzliche Sachverständige eingeschaltet worden waren. Am 28. Juni hat man vom Eingang eines Obergutachtens berichtet. Die Sachverständigen waren sich offenbar nicht einig. Eine Vergiftung durch Phosphor wurde nun lediglich als »wahrscheinlich« betrachtet, bald ist nicht mehr die Rede davon, auch auf die Beibringung von Opium oder Morphium könne nicht geschlossen werden.[10]

Aus anderer Quelle ist bekannt geworden, dass die Retorte mit dem bei der Sektion entnommenen Mageninhalt in der Apotheke des Hofapothekers Gustav Eckart in der Sophienstraße[11] zu Boden fiel und zerbrach, so dass man statt gründlicherer Analysen auf Riechproben angewiesen war.[12] Nach den Regeln

Alexander Gortschakow mit Carola Schallock, Zeichnung von Karl Gimbel (Stadtarchiv Baden-Baden)

der Toxikologie muss aber der gesamte Mageninhalt erfasst, die flüssigen Bestandteile müssen von den festen Partikeln getrennt und eine Verdachtsdiagnose durch eine mikroskopische Untersuchung erhärtet werden.[13] Dies war nun nicht mehr möglich.

So verbleiben nur die bislang bekannten Symptome, um eine Krankheitsdeutung vorzunehmen. Demnach scheidet eine Beibringung von Phosphor oder Arsen aus, da hier auffälliger Knoblauchgeruch, Verätzungen im Rachenraum, gelbsuchtartige Hautverfärbung und Krämpfe auftreten. Davon wird aber nichts berichtet. Ersichtlich gab es ebenso wenig Anhalt für ein in solchen Fällen sehr häufig festgestelltes toxisches Lungenödem: Bei vielen schweren, lebensbedrohlichen Vergiftungen reagiert der Körper nämlich mit einer massiven Flüssigkeitsansammlung im Lungengewebe und in den Atemwegen, egal ob die Ursache auf Amphetamine, Alkohol, Arsen, Drogen, Kokain oder Medikamente zurückgeführt werden kann.[14] Opium oder Morphium wurden damals oft zur Beruhigung Kranker eingesetzt. Unerhebliche Spuren im Körper des Toten wären somit erklärbar, denn wie bekannt hatte Dr. Schliep während des Krankenbesuchs zu Beginn der Verdauungsbeschwerden ein nicht näher bezeichnetes Beruhigungsmittel verordnet.[15]

Die bei jenem neuerlichen Arztbesuch erstmals beobachteten Krankheitszustände – Unwohlsein, Erbrechen, schleimhaltiger Stuhlgang – lassen vielmehr mit hoher Wahrscheinlichkeit an eine Pilzvergiftung denken: Die zwischen einem ahnungslosen Verzehr und der Sterbestunde festgestellten Latenzzeiten bilden zudem ein typisches Anzeichen für den Genuss von Grünen Knollenblätterpilzen *(Amanita phalloides)*. Erfahrungsgemäß kommt es da 2–4 Tage nach der Speiseaufnahme zu einer scheinbaren Erholung, erst danach setzt die eigentliche Vergiftungsphase ein, die abhängig von der zugeführten Pilzmenge ungefähr 8–16 Tage nach Erkrankungsbeginn mit dem Tod im Leber- und Nierenkoma endet. Beim vorliegenden Ereignis fällt zwar der Todesmonat März nicht in die Zeit der Pilzernte, indes hat man in früheren Jahren häufig die im Spätsommer und im Herbst in der Natur gesammelten Pilze getrocknet, um sie späterhin zu verwerten.[16] Beim Menschen kann je nach Körpergewicht ein Amatoxingehalt von 5–7 mg bereits tödlich wirken, was nach jeweiliger Konzentration im Pilzkörper einer Menge von 5 bis zu 50 Gramm Frischpilz entsprechen würde.[17]

Selbst geringe, gegebenenfalls zuvor erhitzte Bruchstücke oder geringe Trockenpulvermengen wirken mithin schon lebensgefährdend. Auf welche Weise solche giftige Substanzen dem Pensionär beigebracht worden sein könnten, lässt sich nicht nachverfolgen. Wäre ein schädliches Quantum versehentlich in einen Kochtopf voll guter Waldpilze hineingeraten, dann würde es sich rechtlich um ein Vergehen der fahrlässigen Tötung handeln. Wurde aber das Pilzgift absichtlich verabreicht, dann läge ein Verbrechen des Mordes vor. Allerdings fehlt es nach wie vor an konkreten Hinweisen auf eine Täterschaft, denn bei Würdigung des ermittelten Sachverhalts lässt sich kein Anfangsverdacht gegen eine bestimmte Person, etwa aus dem Umfeld des Verstorbenen, schöpfen. Im Ergebnis besitzen wir nunmehr aus gerichtsmedizinischer Sicht zusätzliche Erkenntnisse zur Todesursache, der oder die Handelnden stehen aber weiterhin im Dunkel.

Nach dem Tode des Vaters spendeten die beiden Söhne, die Fürsten Michael und Constantin Gortschakow, einen Betrag von 1000 Mark für die Armen der Stadt. Zugleich erklärten sie, keine Nachlassregulierung zu wünschen. Das Amtsgericht Baden-Baden bestätigte unter dem 4. April 1883 urkundlich, dass kein Testament des Verstorbenen hinterlegt worden sei.[18] Carola Schellok heiratete im Juni 1884 einen 47-jährigen russischen Staatsbürger.[19] Im Jahre darauf veräußerte sie ihre vergoldeten Möbelstücke und verkaufte die Villa an eine elsässische Versicherungsgesellschaft in Strassburg. Der Leichnam Gortschakows war vorläufig in die Gruft unter der neu errichteten Russischen Kirche in der Lichtentalerstraße[20] verbracht worden, ehe er nach Sergiewski in Russland überführt und neben der früh verstorbenen Gattin beigesetzt wurde. Der damalige deutsche Botschafter in Petersburg erinnert sich: »Ich fuhr mit Werder nach Sergiewski, wo Fürst Gortschakow auf dem Klosterfriedhof beerdigt wurde; der Kaiser war zugegen, sonst aber wenig Leidtragende; es war ein recht kläglicher Abschluss einer glänzenden Laufbahn.«[21]

Anmerkungen

1 Daten nach der Sterbeurkunde des Standesamts Baden-Baden, Eintrag Nr. 62/1883.
2 Julian Klaczko, Zwei Kanzler, Fürst Gortschakow und Bismarck, Basel 1878, S. 39.
3 Eine im Jahre 1998 am Hotelgebäude angebrachte Gedenktafel erinnert an den berühmten Gast.
4 Karl Gimbel, Fächermaler (1817–1884), vgl. Marianne Eaton-Krauss in: Ausstellungskatalog *Bürgerschätze,* Museum Kestner, Hannover 2013, S. 59; Hans Merkle, AQUAE 2016, S. 61. Sein Neffe gleichen Namens hat im gemeinsamen Wohnhaus in der Schloßstraße 16 in Baden-Baden eine berühmte Sammlung zusammengetragen: Karl Gimbel, Die Reconstruction der Gimbel'schen Waffensammlung, Berlin 1902.
5 Dr. Paul Schliep (1846–1917), Leibarzt der Kaiserin Augusta, Erbauer der imposanten Villa Schliep in der Kaiser-Wilhelm-Straße 2 (1971 abgerissen).
6 Anna Schliep geb. Heim, Erinnerungen Teil I, S. 271–274. Das Tagebuch der Ehefrau Schliep wird im Stadtarchiv Baden-Baden verwahrt.
7 Baden-Badener Badeblatt v. 12.3.1883.
8 Karlsruher Zeitung Nr. 62 v. 14.3.1883.
9 Karlsruher Zeitung Nr. 68 v. 21.3.1883.
10 GLAK 234/9268, AS 2, 9 und 14.
11 Rolf Rößler, AQUAE 2005, S. 41.
12 Badische Landeszeitung Karlsruhe v. 25.3.1901; Diethard Schlegel, Russische Vergangenheit & Gegenwart in der Stadt Baden-Baden, 2. Aufl., Baden-Baden 2012+2013, S. 64.
13 Hans Tröger / Cordula Baur / Kurt-Wolfgang Spann, Mageninhalt und Todeszeitbestimmung, Lübeck 1987, S. 33 f.
14 Michael Tsokos, Dem Tod auf der Spur, 5. Aufl., Berlin 2009, S. 206.
15 Anna Schliep (Anm. 6), S. 274.
16 Der Verfasser erinnert sich, wie noch in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im Wald gesammelte Pilze längs durchschnitten und

auf Zwirn gereiht vor den Küchenfenstern zum Trocknen hingen.

17 Andreas Bresinsky / Helmut Besl, Giftpilze, Stuttgart 1985, S. 26; René Flammer / Egon Horak, Giftpilze – Pilzgifte, Basel 2003, S. 28.

18 GLAK 250/Zug. 1969-8, Nr. 6697.

19 Eheschließung am 10.6.1884 mit Léonce Heinowitsch, Standesamt Baden-Baden, Eintrag Nr. 42/1884.

20 Reiner Haehling von Lanzenauer, Badische Heimat 2016, S. 446.

21 Hans Lothar Graf von Schweinitz, Denkwürdigkeiten eines Botschafters und Generals, 2. Band, Berlin 1927, S. 230. Bei der als »Kaiser« bezeichneten Person handelt es sich um Zar Alexander III.

Anschrift des Autors:
Dr. Reiner Haehling
von Lanzenauer
Hirschstraße 3
76530 Baden-Baden

Heinrich Hauß (Hg.)

KARLSRUHE – AUFGEFÄCHERT

Aspekte und Perspektiven der Kultur in der Stadt

Schriftenreihe der Badischen Heimat, Bd. 11.

Karlsruhe – Aufgefächert ist der Beitrag des Landesvereins »Badische Heimat« zum Jubiläum der Badischen Landeshauptstadt Karlsruhe. Rund vier Dutzend regional und überregional bekannte Autoren stellen aus unterschiedlichsten Gesichtspunkten die »Aspekte und Perspektiven der Kultur in der Stadt« vor. Darüber hinaus werden Gegenwart und Zukunft des urbanen Lebensraumes Karlsruhe in den Fokus gestellt.

320 Seiten, zahlreiche Farbabbildungen, Hardcover, Halbleinen, ISBN 978 3 7930 5105 31, € 32,00.

Zu beziehen im Buchhandel und über die Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat e. V., Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg.

Johann Baptist Kirner – Badischer Hof- und Genremaler der Biedermeierzeit[1]

Mona Djabbarpour

Der Genremaler Johann Baptist Kirner wurde schon zu seinen Lebzeiten aufgrund seiner feinfühligen Interieurschilderungen und seiner sorgfältigen, geradezu dokumentarischen Erfassung der Alltagsgeräte und Trachten als bedeutender Chronist seiner Zeit und vor allem seiner Schwarzwälder Heimat geschätzt. Ausgebildet an der Königlich Bayerischen Akademie in München verstand er es, mit seinen oftmals mit einem humoristischen Unterton unterlegten Genredarstellungen das Bildbedürfnis seiner bürgerlichen Käuferschicht zu bedienen.

Johann Baptist Kirner (1806–1866) gilt als großer Sohn der Stadt Furtwangen, der mit seinen oftmals humorvollen Genrebildern als »Spitzweg des Schwarzwaldes« überregional bekannt geworden ist. Er war bereits zu seinen Lebzeiten ein durchaus erfolgreicher Maler gewesen und damals wie heute wurde und wird er für seine feinfühligen Interieurschilderungen und seine sorgfältige, geradezu dokumentarische Erfassung der Alltagsgeräte und Trachten als bedeutender Chronist seiner Zeit und seiner Umgebung geschätzt.

Kirners Interesse und seine Bildthemen waren vorwiegend von seiner Schwarzwälder Heimat geprägt, ebenso finden sich Motive von seinen Reisen in die Schweiz, nach Österreich und seinem Jahrzehnte langen Aufenthalt in München in seinen Gemälden wieder. Aus dieser Umgebung und aus seinem 5-jährigen Italienaufenthalt schöpfte er zeit seines Lebens seine Anregungen.

Genau wie seiner regionalen Verbundenheit blieb Kirner bis zu seinem Ende dem Zeitgeist des Biedermeier verhaftet. Bei aller Empathie für seine Modelle bewahrte ihn sein, für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts typisch sachlicher Blick auf seine Umgebung vor einer süßlich kitschigen Darstellungs-

Johann Baptist Kirner als Kapellmeister, Porträt, das Franz Xaver Winterhalter in Rom gemalt hat (aus dem Künstleralbum in Rom)

weise, durch die die Genremalerei in der 2. Jahrhunderthälfte zunehmend in Verruf geraten ist.

Auch wenn Kirner Schilderungen harter Arbeit und das durchaus vorhandene Elend seiner Epoche stets ausgeklammert ließ, und er seine Karikaturen niemals politisch zuspitzte, so bleiben seine Schilderungen immer frei von unangenehm aufstoßender Sentimentalität.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war die Genremalerei ein Fach, das es zu dieser Zeit an den Kunstakademien eigentlich noch gar nicht gab und dort auch noch nicht eigenständig als solches gelehrt wurde. Nichtsdestotrotz waren die meisten Genremaler, und auch Johann Baptist Kirner, sehr gut ausgebildet, da sie meist von den Professoren der Königsgattung, der »Historienmalerei«, unterrichtet und technisch perfekt geschult wurden.

Entgegen aller akademischer Querelen und despektierlichen Urteilen der Verfechter der Historienmalerei erfreute sich die Genremalerei seit Anfang des 19. Jahrhunderts zunehmender Beliebtheit, durchaus unterfüttert von philosophischen Überlegungen. So bemerkte bereits 1819 Arthur Schopenhauer in seinem Hauptwerk »Welt als Wille und Vorstellung«: »Die Scenen und Vorgänge, welche das Leben so vieler Millionen Menschen ausmachen«, […] sind »schon deshalb wichtig genug, um Gegenstand der Kunst zu seyn, und müssen Stoff genug geben zur Entfaltung der vielseitigen Idee der Menschheit.«

Die Fixierung der Flüchtigkeit des Augenblicks in einem solchen Bilde, und er benennt es explizit »heut zu Tage Genre-Bild genannt«, bildet seiner Meinung nach die eigentliche »Leistung der Malkunst, […] indem sie das Einzelne zur Idee seiner Gattung erhebt.«[2]

Damals – wie auch heute noch – goutierten die Liebhaber der Genremalerei die mehr oder weniger lebensnahen, häufig idealisierten und oft humorvollen Schilderungen der Alltagswelt des kleinen Mannes. Und damals wie heute arbeiten sich Kunstkritiker und -historiker daran ab, was denn Genremalerei nun eigentlich sei. Der Vergleich

Italienische Hirten mit ihrer Herde herabziehend, 1836, Ölgemälde, 66 x 49 cm. Im Hintergrund ist wohl das Bergdorf Olevano zu sehen (Privatbesitz)

zwischen den zeitgenössischen Berichterstattungen und den heutigen, übrigens überraschend häufigen, Abhandlungen über Genremalerei ist frappierend. Damals wie heute läuft es am Ende hinaus auf eine Aufzählung der verschiedenen Bildthemen, die der Genremalerei in wechselnder Weise zugeordnet oder abgesprochen werden. Eine knappe und überzeugende Zusammenfassung des Begriffs Genremalerei bietet der Wikipedia Eintrag. Dort wird Genremalerei definiert als »[…] die gemalte Abbildung einer Alltagsszene – zum Beispiel Menschengruppen, Szenen und Handlungen – als Schilderung von Lebensformen eines Volkes und seiner landschaftlichen Umgebung«.[3]

Zur Zeit Johann Baptist Kirners waren die Künstler, die sich der Genremalerei zuwandten, von Anfang an sowohl in der Themenwahl als auch im formalen Bildaufbau von der barocken niederländischen Genremalerei des 17. Jahrhunderts beeinflusst. Diese Vorbilder waren ihnen schon als Akademiestudenten durch das Studium der damals bereits zugänglichen Sammlungen wohlbekannt. In Kirners Falle ist das die Schleißheimer Galerie in München gewesen, aber auch in Karlsruhe verfügt die Markgräfliche Gemäldesammlung seit dem 18. Jahrhundert über eine bedeutende Niederländer Abteilung. Allerdings wurde die »Badische Kunstakademie der Bildenden Künste« erst 1854 eingerichtet. Diese späte Gründung zwang daher angehende Künstler aus badischen Landesteilen wie z. B. Friedrich Mosbrugger, Franz Xaver Winterhalter, Johann Baptist Kirner und auch noch den deutlich jüngeren Anselm Feuerbach außerhalb des Landes zu studieren, zumeist in München.

Die frühen biedermeierlichen Genrebilder waren zumeist einfache Darstellungen eines ereignisarmen Daseins ohne einen verborgenen Nebensinn zu beinhalten. Trotz des großen Interesses und intensiven Studiums war den Künstlern des 19. Jahrhunderts die beziehungsreiche Allegorik der barocken niederländischen Genremalerei nicht gegenwärtig. Stattdessen wurde ein Geschehen ohne Bedeutung gezeigt; die Menschen erscheinen unbefangen, treuherzig und redlich. Daneben liegt in der Beseelung und liebevollen Durchdringung aller Gegenstände der besondere Reiz dieser Bilder. Insbesondere häusliche und familiäre Themenkreise wurden bevorzugt dargestellt, was durchaus der Geisteshaltung der Epoche entspricht: Im Biedermeier wurde geradezu ein Kult mit der Familie betrieben. In der bürgerlichen Gesellschaft, die sowohl zum wichtigsten Träger der Kultur als auch zur bedeutendsten Käuferschicht von Kunst aufgestiegen war, galt das Heim als eine Art Urbild für Geborgenheit. Das Bemühen die Härten der Welt im Ideal der Familie zu mildern, resultierte aus den damaligen wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen nach den Napoleonischen Kriegen und nach dem Wiener Kongress und entsprang der Sesshaftigkeit, der Landschaftsgebundenheit und dem Sich-Bescheiden in dieser Zeit. Die neue bürgerliche Käuferschicht wünschte sich für die Gemälde ihrer Wohnstuben keine realistischen Schilderungen, sondern eine verklärende Idee der Wirklichkeit.

All das findet sich auch in dem Werk von Johann Baptist Kirners wieder. Seine minuziösen Studien der Alltagsgegenstände, seine kleinen Interieurbildchen, die Darstellung einfacher Hausarbeiten (z. B. Beim Rumpeln) oder des niederen Gewerbes (z. B. Beim Barbier) vermitteln noch heute die besondere Stimmung der Biedermeierzeit. Die Verortung seiner Darstellungen bleibt zudem vorwiegend der ländlichen Umgebung vorbehalten. Das entspricht einerseits seiner eigenen

Karoline, die Schwester des Künstlers, als Strohflechterin in der Furtwanger Tracht, 1826, Ölgemälde, 50 x 41 cm (Privatbesitz)

biographischen Herkunft aus dem Schwarzwald. Andererseits entspricht auch Kirners Interesse am Landleben den typisch biedermeierlichen Idealvorstellungen. Die unzähligen Idyllen des Landlebens im 19. Jahrhundert waren und es sind im Grunde noch heute Sehnsuchtsbilder. In zivilisationsflüchtender Manier glaubt man, auf dem Land noch ein echtes Verhältnis von Mensch und Natur vorfinden zu können, unberührt von zunehmender Industrialisierung und Verstädterung. Überzeugen können diese Idealdarstellungen durch ihre sorgfältige Wiedergabe der volkskundlichen Details. Mit einem geradezu ethnographischen Interesse haben Kirner und seiner Malerkollegen die Besonderheiten der verschiedenen Regionen wie Schwarzwald, Allgäu, Schweiz oder Tirol erfasst.

Ihren kulturhistorischen Wert hatte schon die zeitgenössische Kunstkritik erkannt: »Der echte Genremaler hat daher vollkommen recht […] sich auf die Wahrheit und auf die Lebenstreue seiner Darstellungen zu berufen, die ja auch einem künftigen Culturhistoriker vollgiltiges Material liefern, um die Zeitgenossen und das Volksleben in treuen lebensvollen Darstellungen wiedergeben zu können.«[4]

Die gleichzeitige Beliebtheit italienischer Volksszenen widerspricht dem Rückzug ins Häusliche und in die eigene Heimat nicht. Das Fremdartige wird vielmehr als Gegenstand der Sehnsucht ins Haus genommen. Gerade durch das Einbeziehen der Ferne in den häuslichen Bereich erscheint die Nähe noch traulicher.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts folgten auf die ruhigen, beschaulichen Zustandsschilderungen eine Ausschmückung und inhaltliche Bereicherung. Das Publikum wollte unterhalten werden, und die Erzählung im Bild wurde zum bestimmenden Charakteristikum.[5] Auch das Schaffen von Johann Baptist Kirner bewegt sich zwischen den beiden Polen von Darstellungen eines ereignisarmen Alltagslebens und erzählerischen Anekdotenbildern.

Biographie und künstlerischer Werdegang

Geboren wurde Johann Baptist Kirner am 25. Juni 1806 als fünftes Kind des Schuhmachers Johann Baptist Kirner und seiner Ehefrau Genoveva. Gegen den anfänglichen Widerstand des Elternhauses und nach einigen Zwischenstationen konnte er im Jahr 1824 an der Königlich Bayerischen Akademie in München seine akademische Ausbildung zum Maler beginnen. Die große finanzielle Belastung der Ausbildung konnte nur durch ein großherzogliches Stipendium von jährlich 300 fl (= Gulden) ab dem Jahr 1827 bewältigt werden. Die

Ein Schweizer Gardist erzählt in seiner Heimat seine Erlebnisse während der Pariser Juli-Revolution von 1830, 1831 (Kunsthalle Karlsruhe, Inv.-Nr. 563. Ausstellungskatalog Furtwangen 2016, S. 52–53)

Gewährung dieser finanziellen Zuwendungen war allerdings keineswegs selbstverständlich, sondern erfolgte nur durch mehrfache Fürsprache und Intervention der befreundeten Konstanzer Malerin Marie Ellenrieder und des Fürsten Karl Egon von Fürstenberg.

Von 1824–1829 studierte Kirner an der Bayrischen Akademie u. a. unter den Professoren Clemens Zimmermann und Peter Cornelius, einem glühenden Verfechter der Historienmalerei.

Aus Kirners teilweise erhaltenen Briefwechsel geht hervor, dass die Eleven u. a. in den Fächern Komposition und Aktzeichnen unterrichtet wurden und zudem Anatomie-Vorlesungen besuchten. Einige der erhaltenen Briefe geben auch Aufschluss über die damaligen Lebensgewohnheiten und Umstände. So schließt ein Studienkamerad Belkle seinen Brief an Kirner angesichts dessen bevorstehender Rückkehr nach München mit der Bemerkung: »Schliesslich bemerk ich Ihnen noch dass Sie ohne Furcht vor der Polizei mit Schnurr- und Knebelbart – langen Haaren und was sonst noch dazu gehört erscheinen dürfen.«[6]

Seinen Durchbruch gelang Kirner 1831 mit seinem Gemälde »Ein Schweizer Gardist erzählt in seiner Heimat seine Erlebnisse während der Pariser Juli-Revolution von 1830«[7]. Das Gemälde wurde vom Großherzog von Baden angekauft und befindet sich heute in der Kunsthalle Karlsruhe. In der Ausstellung wird neben einem farbigen Druck eine zeitgenössische, übrigens seitenverkehrte Lithographie gezeigt. Dazu haben sich mehrere vorbereitende Bleistiftstudien erhalten.[8]

Die lithographische Reproduktion muss bald nach dem Gemälde entstanden sein und

Preisverteilung des landwirtschaftlichen Vereins in einer Hotzenwälder Bauernstube, 1841
(Kunsthalle Karlsruhe, Inv.-Nr. 564. Ausstellungskatalog Furtwangen 2016, S. 90–92)

wird im »Kunstblatt von 1834« besprochen: »Die Schweizer Bauernstube, […] ein Bild des Hrn. Kirner […] ist durch Hrn. Bodmer in Stein gezeichnet, in den Kunsthandel übergegangen.« Und der Berichterstatter erwähnt ausdrücklich, dass »der Lithograph mit Fleiss und Genauigkeit sich an das Vorbild gehalten, durch kräftige Ausführung dem Tone des Ölbildes nahe gekommen, und das Blatt sich – namentlich für Freunde des Genre – sehr wohl zur Zimmerverzierung eignet«. Auch der Preis des Großfolio ist angeben mit: »3 fl 30 kr auf weissem, 4 fl 30 kr auf chinesischem Papier.«[9]

Neben den Einnahmen aus dem Ankauf konnte Kirner ausgestattet mit einem großherzoglichen Stipendium im Jahr 1832 zum »Mekka« der damaligen deutschen Künstlerschaft nach Italien aufbrechen, wo er sich für fünf Jahre vorwiegend in Rom aufhielt. Ein Italienaufenthalt war zu dieser Zeit geradezu ein »Muss« für deutsche Künstler um ihre künstlerische Ausbildung zu vervollständigen, so dass Kirner auf eine zahlreiche Künstlerschaft aus der Heimat getroffen ist. Mit seinem etwa gleichaltrigen Landsmann Franz Xaver Winterhalter, der ebenfalls mit einem großherzoglichen Reisestipendium ausgerüstet war,

teilte er sich für zwei Jahre ein Atelier. Zahlreiche Studien vom italienischen Volksleben und ausgeführte Ölgemälde mit italienischem Flair sind während dieser Zeit und nach seiner Rückkehr entstanden. Kirner hatte sich in Italien sichtlich wohlgefühlt, und wie viele seiner Landsleute mit dem Gedanken gespielt, sich dauerhaft dort niederzulassen. Doch nachdem sein Vater bereits 1835 gestorben war, kehrte er 1839 über Wien zurück. 1839 wird er zum Badischen Hofmaler ernannt – allerdings zunächst ohne Besoldung.

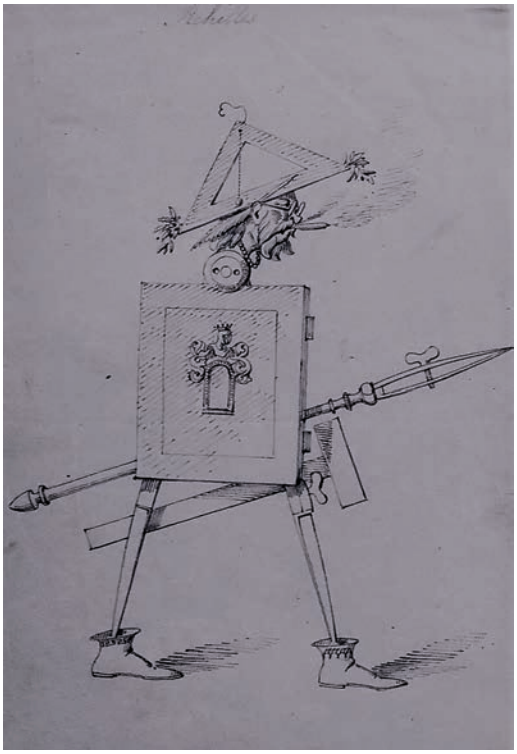
Nach dem erfolgreichen Ankauf des Gemäldes »Preisverteilung des landwirtschaftlichen Vereins in einer Hotzenwälder Bauernstube«[10] im Jahr 1841 durch den Badischen Großherzog, wird Kirner die Festanstellung als Badischer Hofmaler mit Besoldung gewährt mit der Auflage alle zwei Jahre ein Gemälde abzuliefern. Mit einem garantierten Gehalt von jährlich 400 fl ist er von nun an bis an sein Lebensende aller finanzieller Geldsorge entledigt. Auch die »Preisverteilung« befindet sich heute in der Kunsthalle Karlsruhe und ist hier durch einen farbigen Druck vertreten, ebenso verschiedene Figurenstudien.[11]

Nachdem Kirner zunächst zwei Jahre in Karlsruhe verbracht hatte, zog es ihn zurück nach München. Als Badischer Hofmaler musste er alljährliche Urlaubsgesuche an den Großherzog stellen, die es ihm letztlich gewährten die nächsten 20 Jahre in München zu leben. In München war er angesehenes Mitglied im Münchener Kunstverein, einem der bedeutendsten Umschlagplätze der Münchner Malerschaft, in dem auch Kirner seine Gemälde regelmäßig zum Verkauf ausstellte. Ebenso war er Mitglied mehrerer Münchner Künstlervereinigungen, an deren Geselligkeiten der Junggeselle Kirner lebhaften Anteil nahm.

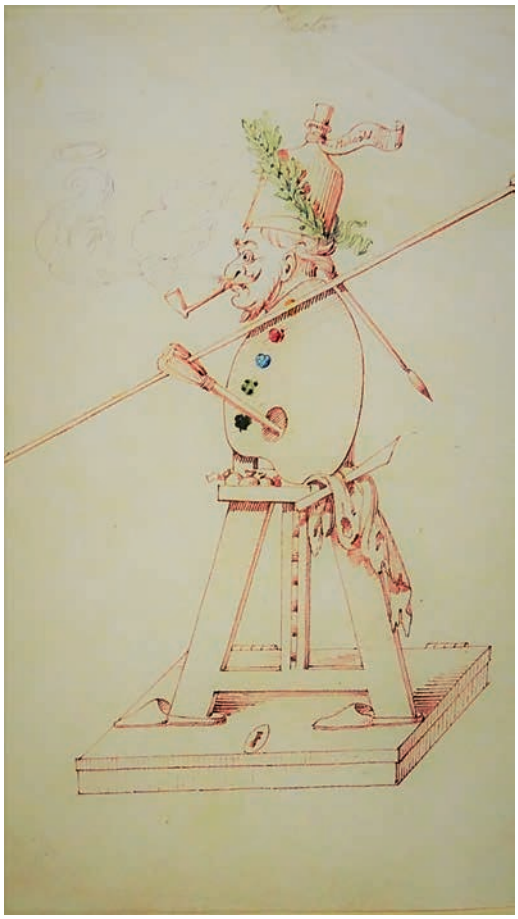
In Karlsruhe wie in München pflegte er langjährige Freundschaften mit bekannten Malern wie u. a. Anselm Feuerbach, Schnorr von Carolsfeld, Moritz Schwind und Carl Spitzweg. In diesem privaten Rahmen sind auch seine wunderbaren und humorvollen Karikaturen entstanden, in denen er vornehmlich seine Künstlerkollegen und –freunde in amüsanter Weise aufs Korn nahm.

Karikaturen

Ganz besonders einfallsreich gelungen sind die Karikaturen seiner Künstlerfreunde Jakob Hochstetter und Moritz von Schwind, alias Achilles und Hector.[12] Um sie zu charakterisieren, setzte Kirner die Dargestellten aus den typischen Utensilien ihrer Berufe zusammen. Der Körper des Architekten



Der Architekt Jakob Hochstetter als Achilles (Ausstellungskatalog Furtwangen 2016, S. 121)



Der Maler Moritz von Schwind als Hector
(Ausstellungskatalog Furtwangen 2016, S. 121)

Hochstetter wird gebildet aus Reißzeug, Zirkel und Linealen. Der Maler Schwind besteht aus Pinsel, Palette, Staffelei und Mohnölflasche. Ihr feindschaftliches Verhältnis deuten schon ihre Pseudonyme Achilles und Hector an. Die verschiedenartigen Temperamente werden durch die Farbigkeit charakterisiert. Achilles ist mit lila Tinte, der Farbe der Unentschlossenen und Zaudernden gegeben, dem nur ganz wenig hoffnungsvolles Grün in den kleinen Sträußen zugefügt ist. Für den cholerischen Hector dagegen wurde rote Tinte verwendet, angereichert durch das kräftige Grün im Kranz und die bunten Farbtupfer auf der Palette.[13]

Schon in den 1850er Jahren begann Kirner zu kränkeln. 1865 ist er gezwungen nach Furtwangen zurückzukehren und sich der Pflege seiner Schwester Caroline Dufner zu übergeben. Etwa ein Jahr später, am 19. November 1866, verstirbt Kirner in der oberen Mühle in Furtwangen.[14] Den größten Teil seiner künstlerischen Hinterlassenschaft vermachte er dem Großherzoglichen Kunstkabinett, dem heutigen Kupferstichkabinett der Kunsthalle Karlsruhe.[15]

Ziel der Ausstellung

Nachdem bereits in den 1960er Jahren in Furtwangen umfassende Ausstellungen zum Werk und Wirken Kirners gezeigt wurden, soll die diesjährige Jubiläumsausstellung dazu dienen, sein Schaffen erneut in das Licht der Öffentlichkeit zu rücken. Gezeigt werden vorwiegend Werke aus Privatbesitz, die sämtliche Schaffensphasen Kirners von seiner Frühzeit bis zu seinem Ende exemplarisch belegen. Zudem ist es ausdrückliches Konzept der Ausstellung, die Vorbereitung und Genese der Kompositionen in Öl anhand von Bleistiftzeichnungen, Aquarellstudien und Bleistiftpausen nachvollziehbar zu dokumentieren.

Da Kirners Kompositionen häufig schon kurz nach ihrer Entstehung als Lithographie, Stahlstich oder Öldruck vervielfältigt wurden, kann durch die Präsentation der gezeigten Drucke ein wichtiger Beitrag zum Thema der Reproduktionsgraphik im 19. Jahrhundert geleistet werden. Die kunsthistorische aber auch die soziokulturelle Erforschung der Bedeutung dieser Reproduktionsgraphik steht noch am Anfang der wissenschaftlichen Forschung.

Ereignisarmes Alltagslebens – erzählerische Anekdote

Mit dem Ankauf der »Schweizer Bauernstube nach der Pariser Juli-Revolution 1830«[16] vor wenigen Jahren, konnte ein bis dato verschollenes Werk wieder aufgefunden werden. Die großformatige Komposition ist ca. drei Jahre nach dem »Schweizer Grenadier« entstanden und steht mit ihm kompositorisch und thematisch in engem Zusammenhang. Der Künstler lässt den Betrachter an der Genese seiner Komposition teilhaben, indem er sich selbst in eben dieser Schweizer Stube darstellt; und wie er Studien von den anwesenden Personen, inklusive dem Hauptprotagonisten, dem Schweizer Soldaten, anfertigt. Sich seiner Rolle als Schöpfer der Szenerie durchaus bewusst, positioniert er sich selbst auf der Mittelachse und an höchster Stelle, und zwar just in dem Augenblick als er mit Schwung, Begeisterung und großer Geste zwei Frauen in Lauterbrunner Tracht seine Studie von ihnen zu Begutachtung vorhält. Mit der ostentativen Betonung der Aufnahme der Modelle vor der Natur verbürgt er nicht nur sein Interesse an der genauen Wiedergabe der Trachten und volkskundlichen Details, sondern versichert somit auch Lebensnähe und Authentizität seiner Schilderung. Die helle und farbenfrohe Kleidung der vielzähligen Personen, die freundlich aus dem warmen Braun der höl-

Schweizer Bauernstube nach der Pariser Juli-Revolution 1830, 1833
(Privatbesitz. Ausstellungskatalog Furtwangen 2016, S. 54/55)

zernen Stube herausleuchten, das mit echter realistischer Liebe dargestellte häusliche Gerät auf den Regalen und an den Wänden bis hin zu den stilllebenhaft arrangierten Details auf dem Holzboden im Vordergrund verweisen auf den Siegeszug der an der niederländischen Barockmalerei geschulten Genremalerei des 19. Jahrhunderts.

Schlägt im »Schweizer Grenadier« von 1830 noch die etwas additive porträthafte Aufnahme der eigenen Familienmitglieder und Freunde durch die gebannt lauschende Zuhörerschaft durch, so gelingt es Kirner in der »Schweizer Bauernstube« die Szenerie deutlich lebhafter zu entwickeln. Die vielfigurige Aufnahme ist mit zahlreichen anekdotischen Einzelheiten inszeniert, indem die dargestellten Personen auf verschiedenste Art untereinander agieren. Die unterschiedlichen Frontal-, Seit- und Rückansichten der Figuren bereichern die Vielfältigkeit der Darstellung. Dagegen wandten sich beim »Schweizer Grenadier« noch alle Personen dem erzählenden Soldaten gleichförmig zu. Diese belebende Vielfältigkeit der Einzelheiten versteht es Kirner in seiner sieben Jahre später entstandenen »Preisverteilung«[17], die in der hiesigen Ausstellung als Druck[18] vertreten ist, nochmals zu steigern. Bildthema ist die Preisverteilung von großherzoglichen Gnaden als Höhepunkt im Leben eines jungen Landmanns, an dem die Dorfgemeinschaft lebhaften Anteil nimmt. Die Szenerie findet nun in einer Hotzenwälder Dorfschänke statt, in der sich wie schon im »Schweizer Grenadier« und in der »Schweizer Bauernstube« eine Vielzahl an Personen unterschiedlichen Alters und Geschlechts zusammen gefunden haben, um gemeinsam an dem vaterländischen Akt teilzuhaben. Mit der geschickten Übertragung in ein eindeutig lokalpatriotisches Kolorit mit Huldigung an den Großherzog durch die noch kürzlich aufsässige Landsmannschaft der Hotzenwälder gelang es Kirner, sich beim Badischen Großherzog so erfolgreich zu empfehlen, dass die Ernennung zum Badischen Hofmaler mit Besoldung auf dem Fuße folgte.

Porträt der Eltern

Das Ölbildchen mit den »Eltern in der Stube«[19] von 1863 ist von ganz anderem Charakter. Viel kleiner in Anspruch und Format steht das Bildchen in der Reihe seiner zahlreichen Innenansichten von heimeligen Schwarzwälder Bauernstuben mit der grünen »Kunst« und dem schweren hölzernen Mobiliar in kräftiger tiefbrauner Färbung. In der Regel werden diese Interieurs mit einer ruhig sitzenden oder stehenden Figur bevölkert, um den Eindruck des Bewohnten und Genreartigen noch zu steigern. Gerade diese kleinformatigen Aufnahmen sprechen den heutigen Betrachter ganz besonders an und rücken den Künstler in ihrer freien Ausführung und Treffsicherheit an die Seite anderer großer Talente aus dem mittleren 19. Jahrhundert wie z. B. Wilhelm Busch. Fühlten sich die Künstler in den repräsentativen Salonstücken noch gezwungen ihren Malauftrag entsprechend dem Zeitgeschmack zu glätten, so bleibt hier der Zugriff frisch und unmittelbar.

Über die Entstehungsgeschichte der »Eltern in der Stube« gibt ein Brief von Kirner an seinen Neffen Hermann Dufner Auskunft: Das Bildchen ist Kirners Hochzeitsgeschenk an den Frischvermählten und im Jahr 1863 – gerade drei Jahre vor seinem Tod – entstanden. Anscheinend ging die Motivwahl auf Anregung des Neffen zurück, der der Maler gerne nachgekommen ist. In seinem Brief gesteht er: »Zugleich lag mir selbst viel daran, da von meinem Vater, so viel ich weiß, kein

Eltern in der Stube, 1863 (Privatbesitz. Ausstellungskatalog Furtwangen 2016, S. 26/27)

Porträt mehr vorhanden ist, ihn wieder in die Gegenwart hervor zu ruffen, wo ich glücklicher weisse, noch aus früheren Zeiten, eine Zeichnung in meiner Mappe mir aufbewarte, daß es mir möglich wurde, mit diesem dürftigen Mittel, ihn und meine liebe Mutter wieder zu geben, so wie Du als Kind noch erinnern wirst, wie sie ihr leben anspruchlos und liebe zu brachten, und ihre letzten Tage verlebten glücklich und harmlos.«[20]

Die vorbereitenden Studien, also das erwähnte väterliche Porträt aus der Mappe, und die Bleistiftskizze von der Mutter, die übrigens mit 1830 datiert ist, waren demnach rund 30 Jahre früher entstanden, immer in den Mappen liebevoll aufbewahrt und niemals für ein Gemälde verwendet worden. Zusätzlich ist auch noch die Bleistiftpause auf Transparentpapier[21] erhalten, die die verhältnisgerechte Übertragung der beiden Studien in das Gemälde gewährleistet.

Der hohe Stellenwert des elterlichen – bzw. für Dufner großelterlichen – Porträts ist Kirner durchaus bewusst, wenn er in seinem Brief fortfährt und den Neffen ermahnt: »Obgleich Du das Bildchen als ein Geschenk und Eigenthum ansehen darfst, so bleibt immer hin es als ein geschenk, welches die ganze Famillie betrift, […] zugleich freut es mich«, dass »dieses fröhliche Ereigniß mir Gelegenheit gab,

eine Erinnerung zu hinderlassen, welches ein fortdauerndes Monument der Famillie sein wird.« Mit dieser Gabe hat Hermann Dufner von seinem Onkel nicht nur ein ungewöhnlich persönliches Hochzeitsgeschenk erhalten, sondern gleichzeitig Verantwortung und Pflicht der Bewahrung für »ein fortdauerndes Monument der Famillie«.

Das Ölbild befindet sich noch heute – hochverehrt – in Familienbesitz der Nachfahren und zeigt den Künstler, obwohl schon durch Krankheit gezeichnet, nicht nur in Vollbesitz seiner künstlerischen Fähigkeiten, sondern auch von seiner liebenswertesten Seite.

Anmerkungen

1 Vortrag vom 18.11.2016 anlässlich der Eröffnung der Ausstellung: »Johann Baptist Kirner. Zum 150. Todestag des berühmten Sohnes der Stadt. 19. Nov. 2016–29. Jan. 2017.« Deutsches Uhrenmuseum Furtwangen.

2 Arthur Schopenhauer: Welt als Wille und Vorstellung. 1819, Bd. I, 2, S. 271 f. Zitiert nach: Ute Immel: Die deutsche Genremalerei im 19. Jahrhundert. Phil. Diss. Heidelberg 1967. S. 23.

3 https://de.wikipedia.org/wiki/Genremalerei (abgerufen: 16.11.16).

4 Rudolf Eitelberger von Edelberg: Gesammelte kunsthistorische Schriften. 1879, Bd. 1, S. 51. Zitiert nach: Ute Immel, 1967, S. 45 f.

5 Ute Immel, 1967, S. 33.

6 Brief vom 3. Dezember 1828, Privatbesitz.

7 »Ein Schweizer Gardist erzählt in seiner Heimat seine Erlebnisse während der Pariser Juli-Revolution von 1830«, 1831. Kunsthalle Karlsruhe, Inv.-Nr. 563.

8 Abbildungen S. 52–53. In: Johann Baptist Kirner (1806–1866) Großherzoglich Badischer Hofmaler und Genremaler in der Biedermeierzeit. Hg.: Geschichts- und Heimatverein Furtwangen e. V. Furtwangen 2016. Katalog zur Ausstellung vom 19.11.2016–29.1.2017 im Deutschen Uhrenmuseum Furtwangen.

9 Zitiert nach: Carina Mahlbacher: Johann Baptist Kirner, 1806–1866, Badischer Hofmaler. Phil. Diss. Stuttgart 1983, S. 106 f.

10 »Preisverteilung des landwirtschaftlichen Vereins in einer Hotzenwälder Bauernstube«, 1841. Kunsthalle Karlsruhe, Inv.-Nr. 564.

11 Abbildungen S. 90–92. In: Ausstellungskatalog Furtwangen 2016.

12 Abbildungen S. 121. In: Ausstellungskatalog Furtwangen 2016.

13 Siehe dazu: Edith Ammann, Kurt Senn: Johann Baptist Kirner als Karikaturist. In: Badische Heimat. Ekkhart. 1977. S. 75–85.

14 Die biographischen Angaben nach: Christian Baumann: Johann Baptist Kirner – ein Schwarzwälder Maler. Furtwangen 1956. Und: Wilfried Dold: Johann Baptist Kirner. Großherzoglich Badischer Hofmaler (1806–1866). In: Furtwangen. Beiträge zur Geschichte einer Stadt. 1179–1973. Bd. 1. Hg.: Ludger Beckmann, Wilfried Dold und Helmut Kahlert im Auftrag der Stadt Furtwangen im Schwarzwald. 2. Auflage 2013. S. 397–413.

15 Carina Mahlbacher, 1983, S. 16.

16 »Schweizer Bauernstube nach der Pariser Juli-Revolution 1830«, 1833. Privatbesitz. Abbildung S. 54/55. In: Ausstellungskatalog Furtwangen 2016.

17 Siehe Anmerkung 10.

18 Abbildung S. 90/91. In: Ausstellungskatalog Furtwangen 2016.

19 »Eltern in der Stube«, 1863. Privatbesitz. Abbildung S. 26/27. In: Ausstellungskatalog Furtwangen 2016.

20 Brief vom 27.7.1865, Privatbesitz.

21 Abbildungen S. 27. In: Ausstellungskatalog Furtwangen 2016.

Anschrift der Autorin:
Dr. Mona Djabbarpour
mona.djabbarpour@t-online.de

Ein Prunkkamm für den Fürsten

Katharina Siefert

Der Prunkkamm, um 1615 entstanden, ist ein exquisites und singuläres Artefakt der Augsburger Goldschmiedekunst des frühen 17. Jahrhunderts. Als repräsentatives Objekt und nicht zum Gebrauch bestimmt, war der überdimensionale Kamm einst Glanzstück einer fürstlichen Kunstkammer. Der doppelseitige Kamm besteht aus kostbarem Schildpatt der Karettschildkröte. Als Dekor der vergoldeten Spange dienen Blüten aus Email. Die schmalen Bordüren zeigen in Grubenemail u. a. Waffen und Musikinstrumente aus einem Heerestross von Musketieren. Der Kamm befand sich bis 1859 in der Kunstsammlung Großherzog Leopolds von Baden.

Der Kunsthistoriker und ausgewiesene Experte für Goldschmiedekunst, Hofrat Marc Rosenberg (1852–1930), würdigt in einem Großfoliband die »Kunstkammer im Großherzoglichen Residenzschlosse zu Karlsruhe«. Anlass war das 40-jährige Regierungsjubiläum Großher-

Prunkkamm, wohl Augsburg, um 1615, Schildpatt; Silber oder Kupfer, vergoldet; Email (Körper- und Grubenemail), Maße: 25,5 cm x 16 cm, Badisches Landesmuseum Karlsruhe, Inv. Nr. A 377

Detail, Blütenbouquets mit Email en ronde bosse

zogs Friedrich I. von Baden am 24. April 1892. Auf seine Initiative erfolgte im Jahr 1875 die Einrichtung der »Großherzoglichen Vereinigten Sammlungen für Alterthums- und Völkerkunde« am Friedrichsplatz in Karlsruhe.

Die bedeutendsten Stücke der Kunstkammer werden auf 25 Lichtdrucktafeln abgebildet und von Rosenberg erläutert. Unter der Überschrift »Kamm, [2] Fächer und Dose« sind insgesamt vier sehr unterschiedliche Objekte vereint. Der sonst in seinem Urteil so sichere Rosenberg mäandert hier allerdings zwischen Beschreibung und Mutmaßung: »Der Kamm von dunklem Schildpatt, mit einem emaillierten Goldbande umgeben, gehört zu jenen eleganten Ausstattungsstücken des Toilettentisches, welche man unter dem Namen ›Nachtzeug‹ in eleganten Kassetten auf Reisen mit sich führte. Warum der Meister ausser den emaillierten Blumen, auf dem das Schildpatt nachahmenden Untergrund, noch eine Verzierung in *Émail de basse taille* [Tiefschnittemail] mit kriegerischen Emblemen gewählt hat, ist schwer zu sagen. Vielleicht war der Kamm für einen Fürsten bestimmt, welcher ein besonderes Interesse am Kriegswesen nahm. Der Zeit nach könnte das nur Markgraf Georg Friedrich von Baden-Baden [sic] sein, welcher uns ja auch ein theoretisches Werk über das Kriegswesen hinterlassen hat. In den Inventaren habe ich den Kamm nicht nachweisen können. Er befindet sich […] in den Vereinigten Sammlungen.«

Mit Georg Friedrich[1], regierender Markgraf von Baden-Durlach und der Markgrafschaft Baden-Baden (1604–1622), ist ein Hinweis auf eine Datierung des Objekts um 1600 gegeben. In der Tat arbeitete der Markgraf 1614 bis 1617 an einem kriegswissenschaftlichen Werk, das jedoch nicht veröffentlicht wurde. Ob die Verzierungen des Kammes auf dieses Interesse Bezug nehmen?

Mittig zwischen den feinen und groben Zinken des doppelseitigen Kammes aus

Detail, Feldlager mit Pferdewagen in Tiefschnittemail

Schildpatt befindet sich eine beide Seiten umfassende silbervergoldete Spange, die jeweils drei erhaben gearbeitete Blütenbouquets mit feiner Emaillierung trägt. So haben z. B. die gefiederten Tulpen eine zusätzliche Binnenfärbung und auf den Blumen sitzen verschiedene Insekten und eine Schnecke. Seitlich schließen ebensolche Blüten die Spange ab.

Auffallend sind die beiden umlaufenden schmalen Bordüren mit unterschiedlichen Militaria in buntem transluzidem und opakem Tiefschnittemail: Gewehre kreuzen sich mit Schwertern, ebenso Fahnen und Spieße. Leitern, Haken und Seile dienen der Belagerung. Dazwischen befinden sich Kanonen und Mörser mit Kugeln sowie Harnische und Helme, auch einige Würfel sind eingestreut, dazu Trompeten und Trommeln. Mit den dekorativ »hängenden« Bandeliers ergibt sich in Summe die Ausstattung eines Musketiers aus dem 17. Jahrhundert. Als überraschendes erzählerisches Moment am Ende einer Bordüre wird ein Pferdewagen auf ein Zelt zugeführt, in dem sich ein Hund befindet, daneben hängt ein Kessel über dem Lagerfeuer. Auffällig ist ein gelber Hahn, der auf dem weißen Pferd sitzt, doch erweist sich diese Motiv als typisch für Darstellungen eines Heerestrosses, bei dem auch Proviantwagen wie der abgebildete mitgeführt werden. Oft findet sich auf Druckgraphiken des 16. Jahrhunderts z. B. von Barthel Beham oder Erhard Schön solch ein Hahn mutmaßlich als Symbol für die Kampfeslust.

Nicht minder exklusiv als das emaillierte Schmuckband ist das Material Schildpatt, das aus dem Rückenpanzer der Karettschildkröte gewonnen wurde. Professionelle Kammmacher pressten das erwärmte Material zu Platten, aus denen mit einer Vielzahl von Spezi-

Prunkkamm, umseitig (Fotos: Badisches Landesmuseum Karlsruhe)

alwerkzeugen ein Kamm entstand. Mit der sogenannten Örter-Säge wurden im vorliegenden Fall 150 feine und 45 breite Zinken gesägt, letztere mit quadratischem Grundriss; anschließend wurde das Schildpatt glänzend poliert. Dem hohen Material- und kunstfertigen Arbeitsaufwand entsprechend waren solche Kämme um ein vielfaches teurer als jene aus Holz oder Bein.

Sehr wohl mag der Kamm also Bestandteil eines fürstlichen Toilettenservices gewesen sein, auf Reisen wird man ihn kaum mitgeführt haben: Er misst 25,5 cm in der Länge und 16 cm in der Breite und ist offenkundig für den praktischen Gebrauch ungeeignet. Schildpattkämme vergleichbarere Größe bewahrt z. B. die Kunstkammer in Schloss Ambras; aus Indien stammend und mit Silberfiligran verziert, sind auch sie ausschließlich repräsentativ.

Im kirchlichen Ritus fanden sogenannte Pontifikalkämme aus Elfenbein mit Reliefschnitzereien bei der Bischofsweihe Anwendung. Diese sind größer als die üblichen Gebrauchskämme, dienten sie doch als weithin sichtbare Schaustücke in einem symbolhaften Vorgang. So handelt es sich bei dem Karlsruher Kamm ebenfalls um ein prunkvolles Schaustück, welches das kostbare Material Schildpatt mit einer aufwändigen Emailarbeit vereint, durchaus eines Fürsten würdig und als Kunstkammerobjekt der Kategorie *Artificialia* – handwerklich qualitätvolle Erzeugnisse, hier in Verbindung mit einer *Naturalie* – bestens geeignet.

Wie kam der Kamm an den Karlsruher Hof? Nach Rosenberg gibt es in den fürstlichen Inventaren keinen Hinweis auf das Objekt. Allerdings findet es sich im sogenannten A-Inventar der »Großherzoglichen Ethnogra-

phischen Sammlung«, das von Konservator Ernst Wagner im Oktober 1878 für die »Vereinigten Sammlungen« erstellt worden war. Dieses Inventar verzeichnet die einst umfangreiche völkerkundliche Sammlung mit Artefakten aus aller Welt, die 1935 in einem Ringtausch der badischen Museen nahezu vollständig nach Mannheim abgegeben wurde. Unter der Inventarnummer A 377 ist als Zugang aus dem Jahr 1876 »1 großer Kamm aus Schildpatt« genannt. Bei den unterschiedlichsten ethnologischen Objekten mit den fortlaufenden Inventarnummern A 316 bis A 400 handelt es sich um »Gegenstände aus der Gr. Kunstkammer Seiner Königlichen Hoheit des verewigten Großherzogs Leopold von Baden«. Diese finden sich zuvor im »Verzeichnis derjenigen ethnographischen Gegenstände aus der Kunstsammlung seiner Königlichen Hoheit des höchstseligen Großherzogs Leopold, welche Herr Geheimer Hofrat Dr. Wagner in dem Locale der Schülerschen[2] Sammlung im Sammlungenbau in Empfang genommen hat« /[…]/ »80 Nummern im Ganzen«. Die Objekte sind mit Nummern nach dem Verzeichnis der Kunstsammlung Leopolds von 1859 und den neuen Nummern des A-Inventars versehen. Ernst Wagner bestätigt den Empfang am 3.7.1876. Der Kamm hatte in der Liste von 1859 die Nummer 210 und ist hier eindeutig beschrieben: »Ein großer Kamm aus Schildpatt mit 2 vergoldeten Ringen und Schmelzwerk [i.e. Email] garniert«.[3]

Leopold, geboren 1790, seit 1830 Großherzog, war bereits 1852 gestorben. Zunächst von liberaler Gesinnung, ging er unter dem Eindruck der badischen Revolution von 1848 und deren Niederschlagung zu einer konservativen Haltung über. Schon vor seinem Regierungsantritt kümmerte er sich intensiv um Kunstförderung und Belange der Denkmalpflege in Baden und hatte auch privat eine Kunstsammlung zusammentragen bzw. fortgeführt. Wie er in den Besitz des Prunkkamms kam, ist bislang nicht bekannt.

Bezeichnenderweise wurden der Kamm und zwei weitere Gegenstände aus Leopolds Sammlung 1935 nicht mit den übrigen Ethnographica abgegeben: Sie galten als europäischer, wenn nicht gar deutscher Herkunft. Darauf verweist der spätere ergänzende Eintrag zum Kamm im Inventarbuch: »Augsburger Arbeit, um 1600«.

Nun war Augsburg bis ins 19. Jahrhundert neben Nürnberg das Zentrum der Goldschmiedekunst, insofern wäre dieser Herstellungsort naheliegend. Für die Zeit um 1600 ist im Hinblick auf die anspruchsvolle Technik des Tiefschnittemails wiederum in Augsburg ein Meistername herausragend: Es handelt sich um den vor allem als Emailleur bekannten Goldschmied David Altenstetter (1547–1617), der u. a. ab 1610 am sogenannten Pommerschen Kunstschrank mitarbeitete. Dieser Kabinettschrank war ein Prunkmöbel ersten Ranges, das wie eine Kunstkammer *en miniature* ausgestattet war. Der Schrank verbrannte während des Zweiten Weltkrieges in Berlin, erhalten blieben die in ihm aufbewahrten Utensilien, darunter auch »Toilettengerät« mit drei Kämmen aus Elfenbein[4] und einem aus Buchsbaum. Zahlreiche Kunsthandwerker arbeiteten an dem Möbel und seinem Inhalt für den pommerschen Herzog Philipp II. mit. Federführend für diesen Auftrag war der Augsburger Kunsthändler und Diplomat Philipp Hainhofer, der durch seine Kontakte die Kunsthandwerker koordinierte und gleichzeitig für deren Schaffen warb; vor allem machte Hainhofer sich selbst an den Fürstenhöfen als Vermittler hochkarätiger Kunstgegenstände weithin bekannt. David Altenstetter – in der älteren Literatur auch als Attemstetter bezeichnet – gestaltete in der speziellen Email-

technik im Grotesken-Stil zahlreiche Luxusobjekte wie Tischuhren, Bestecke und Dosen. In die meist silbernen Platten sind ornamentale Pflanzendarstellungen, Tiere, aber auch Waffen und Musikinstrumente in kleinteiligem Tiefschnittemail wiedergegeben. Seine Arbeiten gehörten damals wie heute zu den herausragenden und gesuchten Objekten der Goldschmiedekunst seiner Zeit. Die Darstellungen auf dem Karlsruher Kamm sind zumindest im Umkreis Altenstetters zu sehen; die Spange mit dem *émail en basse taille* und bei den plastischen Blüten *en ronde bosse* ist sehr wahrscheinlich in einer Augsburger Goldschmiedewerkstatt im frühen 17. Jahrhundert entstanden.

Philipp Hainhofer, seit 1608 als »Korrespondent« auch für Georg Friedrich von Baden-Durlach tätig, hatte 1615 den Durlacher Hof anlässlich seiner Reise nach Wildbad besucht, dabei dem Markgrafen auch seine Dienste als Kunstagent angeboten und ihn wohl mit »türckischen Messern« beliefert.[5] Der Sohn und Nachfolger Friedrich V. besuchte wiederum im Jahr 1617 das Kunstkabinett Hainhofers in Augsburg.[6] Es ist verführerisch anzunehmen, dass bei diesen Kontakten Hainhofer geschäftstüchtig den Prunkkamm aus einer Augsburger Werkstatt dem Durlacher Hof angeboten hatte – solches »Toilettengerät« befand sich in allen Kabinettschränken Hainhofers. Mit seiner kriegerischen Ikonographie in der Verknüpfung mit meisterhaftem Kunsthandwerk mag er den Geschmack des Markgrafen Georg Friedrich getroffen haben. Allein, die Erwerbungsumstände dieses veritablen Kunstkammerstücks durch ein Mitglied des badischen Fürstenhauses sind bislang nicht zu belegen. Gleichwohl ist der Prunkkamm ein exquisites und bis dato singuläres Artefakt der Augsburger Goldschmiedekunst des frühen 17. Jahrhunderts und er muss daher zu den herausragenden Kunstkammerstücken des Badischen Landesmuseums gezählt werden.

Anmerkungen

1 Georg Friedrich (1573–1638); Markgraf von Baden-Durlach und protestantischer Heerführer im Dreißigjährigen Krieg. Er setzte die von seinem Bruder Ernst Friedrich eingeleitete oberbadische Okkupation fort und regierte auch die Markgrafschaft Baden-Baden.
2 Gemeint ist Carl Gustav Schüler (1805–1855); Bergrat in Jena. Er schenkt 1854 seine vielfältige Sammlung dem badischen Staat mit der Auflage der öffentlichen Ausstellung.
3 GLA Abt. 440, Zug. 1984–88, Fasz. 244.
4 Sie stammen vermutlich aus Venedig, wo die Kammmacher noch bis 1648 zweiseitige Kämme mit dekorierter Mittelleiste als Meisterstück fertigen mussten.
5 Oscar Doering: Des Augsburger Patriciers Philipp Hainhofer Reisen nach Innsbruck und Dresden. Wien 1901, S. 10.
6 Hans Rott: Kunst und Künstler am Baden-Durlacher Hof bis zur Gründung Karlsruhes. Karlsruhe 1917, S. 79.

Die Verfasserin dankt Dr. Franz Kirchweger und Mag. Paulus Rainer, Kunsthistorisches Museum Wien / Kunstkammer & Schatzkammer; Dr. Iris Edenheiser, Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim; Heidrun Jecht M. A., Badisches Landesmuseum Karlsruhe und Dipl.-Rest. Patrick Decker, Stuttgart, für weiterführende Hinweise.

Anschrift der Autorin:
Dr. Katharina Siefert
Badisches Landesmuseum
Karlsruhe
Schlossbezirk 10
76131 Karlsruhe

[1] Voraussetzung: Gehalts-/Bezügekonto; Genossenschaftsanteil von 15,– Euro/Mitglied

0,– Euro[1] Girokonto und Depot

Die BBBank überzeugt immer mehr Kunden mit ihren Leistungen. Führen Sie Ihr Bankdepot und Ihr Gehalts-/Bezügekonto kostenfrei[1] – ohne monatlichen Mindesteingang auf Ihrem Girokonto. Und genießen Sie den Service einer kompetenten Beraterbank. Gerne überzeugen wir auch Sie von unseren Vorteilen. Informieren Sie sich!

BB Bank

So muss meine Bank sein.

Ausstellungen in Baden

Schwarzwald Bilder. Kunst des 19. Jahrhunderts
Städtische Galerie Karlsruhe 3.12.2016– 26.2.2017
verlängert bis 5.3.2017

Ein »spannender Auftakt für die Heimattage 2017«
Der Blick von der Residenz auf den Schwarzwald

Heinrich Hauß

Die Stadt Karlsruhe sieht die Ausstellung in der Städtischen Galerie als »spannenden Auftakt für die Heimattage« im Jahre 2017. Man mag sich fragen, warum zu Beginn des 21. Jahrhunderts ein geradezu »historisch« anmutendes Thema im Mittelpunkt einer Großstadt steht, die einem kontinuierlichen Wandel unterliegt. Welchen Beitrag soll die Ausstellung zu den drei inhaltlichen Schwerpunkten der Heimattage »Heimat im Wandel«, »Heimat im Netz« und »Heimat des Fahrraderfinders« liefern? Vielleicht soll im historischen Kontrast gezeigt werden, dass Heimat vielfältig und wandlungsfähig ist. Das entspräche der Selbstinterpretation der Stadt Karlsruhe, die für sich beansprucht, im »Wandel zwischen Tradition, Innovation und Moderne« zu leben.

»Die Beziehung zwischen Kunstwerk und Betrachter ist abhängig vom kulturellen Kontext, in dem beide stehen« (Margret Zimmermann). Danach

Eduard Wilhelm Pose, Die Schneidemühle bei Wildbad, 1833, Öl auf Lw. (Museum Kunstpalast, Düsseldorf)

Wilhelm Hasemann an der Arbeit am Gemälde »Nach dem Kirchgang« mit Gutacher Bollenhutmädchen als Modell. Fotografie von Fritz Schmidt (aus: Ein Gruß aus dem Schwarzwald)

wäre zu fragen, in welchem gegenwärtigen Kontext die aktuelle Ausstellung steht. Den kulturellen Kontext des 19. Jahrhunderts ist man geneigt, heute mit »Natur als Gegenwelt« und »Befriedigung der Natürlichkeitsvorstellungen und Ursprungssehnsüchten« (S. 30) des Bürgertums zu umschreiben. »Wie die Natur und ihre Wahrnehmung kulturell generiert werden, lässt sich an der Konstruktion des Schwarzwaldbildes als Wahrnehmungsmuster im bürgerlichen 19. Jahrhunderts exemplarisch beobachten« (B. Heck, S. 30). In welchem Kontext steht die Ausstellung am Anfang des 21. Jahrhunderts? Die Ausstellung »O Schwarzwald o Heimat. Verlust oder Anpassung« von 1992 wollte »bewusstseinsverändern wirken und dadurch einen Wandel im politischen, ökonomischen und ökologischen Handeln aller derjenigen anregen, die handeln und wirtschaften«. 24 Jahre später steht neben dem rein ästhetischen Interesse an den Schwarzwald Bildern die Konstruktion des Schwarzwaldes als »Marke« im Vordergrund.

Romantische Verklärung des Schwarzwaldes und das Verhältnis zur Wirklichkeit wurde auch in der Ausstellung »Unser Schwarzwald« im Augustinermuseum von 2011 thematisiert.

Im Gegensatz zum heutigen Interesse am Schwarzwald als »Topos« und »Marke« sollte nicht vergessen werden, dass der Schwarzwald für viele Maler »ein Bekenntnis für ein Leben und Wirken in einem spezifischen Landschaftsraum« bedeutete, »mit dem eine emotionale Identifikation möglich war«. »So hat zum Beispiel Hermann Dischler (1866–1935) mit seinen Fotografien und Gemälden der Nachwelt den Schwarzwald als eine erhaltenswerte Kulturlandschaft und somit kulturelles Erbe gezeigt« (M. Zimmermann).

Die Entwicklung des Schwarzwaldes vom Naturraum zur »Marke Schwarzwald« hat Brigitte Heck in ihrem Aufsatz zu beschreiben versucht. Das heutige Bild vom Schwarzwald wurde nicht durch »die Erfahrungswelt seiner Bewohner geprägt«, sondern durch die »Fremdwahrnehmung«. Bereits um die Wende zum 20. Jahrhundert war der Schwarzwald von einem Naturraum zu einem »durch romantische Gefühle überformten Sehnsuchtsraum geworden«. 1906 konnte man ihn damit eine Marke nennen, zu

Carl Kuntz, Blick auf Gernsbach, um 1803/04 (Aquarell, Staatliche Kunsthalle Karlsruhe, Kupferstichkabinett, Inv.-Nr. VIII 1821. Alle Abbildungen mit freundlicher Genehmigung Städtische Galerie Karlsruhe)

deren Vermarktung im selben Jahr in Karlsruhe der »Badische Verkehrsverband zur Hebung des Fremdenverkehrs e. V.« gegründet wurde (S. 23).

Was den topografischen Ausgangspunkt und den Zeitraum der Ausstellung betrifft, so wurde im Gegensatz zu Hofstätters Blick in der Ausstellung von 1986 »von den hohen Bergen im Süden« der »Blick von der Residenz auf den Schwarzwald« gewählt, der Zeitraum umfasst die Jahre von 1806 bis kurz vor dem Ersten Weltkrieg, mit Namen von Malern von Carl Kuntz (1770–1830) bis zu Albert Haueisen (1872–1954). Die vermittelnde Rolle Freiburgs zwischen dem Bergland und der Rheinebene kommt Karlsruhe nicht zu. Der erweiterte Blick der Ausstellung in den Nordschwarzwald wird aber gerechtfertigt durch die Radierungen mit Motiven von Baden-Baden und dem Murgtal und den Hofkünstlern (Kuntz, Haldenwang) und Professoren der Karlsruher Kunstschule (Schirmer, Schönleber, Thoma, Trübner, Kallmorgen). Deshalb ist die Ausstellung mit dem Slogan »Der Blick von der Residenz auf den Schwarzwald« wohl am besten umschrieben.

Schwarzwald Bilder. Kunst des 19. Jahrhunderts. Redaktion: Brigitte Baumstark, Sylvia Bieber, Britta Borger. Michael Imhof Verlag, 2016, 240 Seiten; 24 s/w-Abb., 185 Farbabb.

Literatur

O Schwarzwald o Heimat. Verlust oder Anpassung. Hermann Dischler. Maler und Fotograf (1866–1935). Ausstellung Augustinermuseum 18.10.1992–6.1.1993.

Unser Schwarzwald – Romantik und Wirklichkeit. Augustinermuseum 16. 4.–30.10.2011. Gesamtleitung: T. v. Stockhausen. Konzeption: Maria Schüly, 2011.

Gedenktage badischer Geschichte

21. Februar 2017: Der 50. Todestag von Kunigunde Fischer (10.11.1812–21.2.1967)

Führend in der sozialdemokratischen Frauenbewegung

»Eine wichtige Rolle in der Geschichte der Stadt Karlsruhe«

Kunigunde Fischer ist ein Beispiel für die Frauen, die im Zeitraum von 1919–1946 auf verschiedenen Wegen zur Politik fanden. Maria Matheis (1.10.1858–4.2.1941) fand den Weg in die Politik von der ehrenamtlichen Tätigkeit in der Kommunalverwaltung, Clara Siebert (2.8.1973–23.3.1953) fand den Weg in die Politik vom Verbandskatholizismus aus und Kunigunde Fischer von der Frauensektion der SPD.

Kunigunde Fischer
(aus: AWO Mitteilungen, Nr. 184, Januar 2017)

Kunigunde Fischer, geborene Bachmeyer, wurde am 10. November 1882 im mittelfränkischen Speikern als Tochter eines Mühlenbesitzers und Landwirts geboren. Für ihr späteres Engagement für die SPD war die Heirat (1904) mit dem Schriftsetzer Kaspar Fischer, der bei der sozialdemokratischen Zeitung »Der Volksfreund« tätig war, ausschlaggebend. Kunigunde Fischer wurde SPD Mitglied. Nachdem durch das Reichsvereinsgesetz von 1908 den Frauen die Mitgliedschaft in politischen Parteien erlaubt worden war, begann die SPD mit dem Aufbau von Frauensektionen. Unter der Leitung von Kunigunde Fischer konstituierte sich 1909 die Frauensektion der Sozialdemokratischen Partei in Karlsruhe. Seit 1912 saß sie im Armen- und Waisenrat der Stadt Karlsruhe. Im Mai 1919 kandidierte sie für die Gemeinderatswahlen und war Stadträtin bis 1922. 1919 war sie eine der drei ersten Frauen in der Badischen Verfassungsgebenden Versammlung. Dem Badischen Landtag gehört sie bis zu seiner Auflösung 1933 an. 1919 wurde unter ihrem Vorsitz ein Ortsauschuss der Arbeiterwohlfahrt in Karlsruhe gegründet. 1933 wurde die AWO verboten, dann 1946 wieder gegründet. Kunigunde Fischer wurde zweite Vorsitzende bei der AWO. In der ersten Kommunalwahl 1946 seit 1930 war Kunigunde Fischer die einzige Frau in dem Gremium. Von 1946–1959 war sie dann Mitglied des Gemeinderates in Karlsruhe. 1965 wurde ihr die Ehrenbürgerwürde der Stadt Karlsruhe verliehen. *Heinrich Hauß*

Literatur

Susanne Asche, Barbara Guttmann u. a.: Karlsruher Frauen 1715–1945. Eine Stadtgeschichte. Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs, Bd. 15, 1992

Info

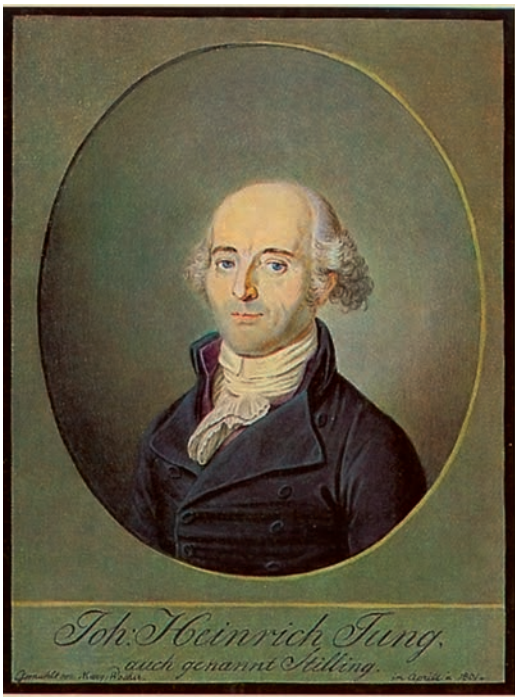
Gedenktag für Kunigunde Fischer
Am Dienstag, 21. Februar 2017 fand ein Gedenktag für Kunigunde Fischer in Karlsruhe statt.

Um 10.00 Uhr wurde in der Südstadt-Ost ein Kunigunde-Fischer-Weg benannt. Die Benennung wurde von der SPD-Fraktion angeregt. Um 12.00 Uhr folgte eine Kranzniederlegung am Grab von Kunigunde Fischer durch Vertreter des AWO-Kreisverbandes. Um 19.00 Uhr begann eine Veranstaltung im Ständehaussaal mit den Titel: »Wer war Kunigunde Fischer?« Andrea Hoffend interviewte den Enkel von Fischer, Albert Kleiber. Leni Breymaier beschäftigte sich mit der Frage, »Was die Frauengeneration von Kunigunde Fischer uns heute ins Stammbuch schreibt«.

Heinrich Johann Jung-Stilling

(12. September 1746–2. April 1817)

200. Todestag Johann Heinrich Jung-Stillings am 7. April 2017



Marquard Wocher, Johann Heinrich Jung-Stilling, Aquarell, 1801 (Stadtarchiv Karlsruhe, (8/PBS III 1908))

1. Goethes Jung-Stilling: »Gewahrwerden einer großen Maxime«

Personen, die im Lichtkreis Goethes auftauchen, spielen, wenn sie »bedeutsam« sind, für einen Moment in seiner Biografie eine Rolle und werden dann daraus wieder entlassen. Im Zusammenhang mit der Begegnung Goethes mit Jung-Stilling in der Tischgesellschaft in Straßburg im Sommer 1770 und dann nochmals 1774 geht Goethe etwas auf, das er »das Gewahr werden von großen Maximen« nennt (Dichtung und Wahrheit, 4. Buch).

Was aber faszinierte Goethe an Jung-Stilling? – »Er fand in ihm einen aufs Gebiet der Religion versetzte geistige Erfahrung, die er Apercu nennt«.[1]

Es ist ein »Gewahrwerden dessen, was eigentlich den Erscheinungen zu Grunde liegt«. Bei dem frommen Mann spürte Goethe die »genialische Operation«. »Jung-Stilling hat etwas Ganzes, nämlich den Gott der Bibel, erfahren, sein innerer Mensch ist vollkommen umgewandelt worden, und das alles ist plötzlich geschehen. Alles ist wie beim Apercu«.[2] Jung-Stilling hat in der Goethischen Interpretation ein solches »verwandelndes Apercu« erlebt und hat Goethe veranlasst, eine »genialische Geistesoperation« gültig auszuformulieren.

Goethe entdeckt in »unserm Jung« ein »treues, redliches Streben«. »Ohne Mitteilung, ohne guten Gegenwillen konnte er nicht existieren; er forderte wechselseitige Neigung; wo man ihn nicht kannte, war er still; wo man den Bekannten nicht liebte, war er traurig; deswegen befand er sich am besten mit solchen wohlgesinnten Menschen, die in einem beschränkten ruhigen Berufskreise mit einiger Bequemlichkeit sich zu vollenden beschäftigt sind« (DW 4,16).

Als Goethe 1815 nochmals nach Karlsruhe kommt, wird auch Jung-Stilling besucht. Aber: »Werden von der Frau nicht erkannt; von ihm kalt aufgenommen«. Dann werden »Anstalten zum Thee gemacht, wir werden nur von der Frau eingeladen«. Goethe war tief gekränkt durch diesen Empfang, am meisten durch Jungs Äußerung: »Ei, die Vorsehung führt uns schon wieder einmal zusammen!« Im Brief an Knebel vom 21. Oktober 1815 fasst Goethe den ernüchternden Eindruck zusammen: »Jung ist leider in seinem Glauben an die Vorsehung zur Mumie geworden«.

2. Jung-Stilling als »geistlicher Berater« Karl Friedrichs

Im Selbststudium gelangte er vom Landschullehrer zur Universitätsreife, dann zum Studium der Medizin (1770–1772 in Straßburg), zum Universitätslehrer (1778 Kameralschule in Kaiserslautern, 1784 in Heidelberg, 1787 in Marburg, 1803 als Professor für Staatswissenschaften nach Heidelberg berufen) und zum praktischen Arzt (ab 1772).

1808 veröffentlichte Jung-Stilling »Theorie der Geisterkunde«, »eine Provokation eines Unzeitgemäßen«. Ein »Lehrbuch eines Unbelehrbaren« mit einem »Vorstoß in die falsche Richtung« (H. Helwig).

Karl Friedrich hatte Lavater (1741–1801) 1774 kennen gelernt und stand in regem Briefwechsel über religiöse Fragen mit ihm. Nach dem Tode Lavaters entstand eine »tiefe Lücke« und Karl Friedrich suchte nach einem neuen religiösen Betreuer. Er fand ihn in Jung-Stilling, der 1803 an den Hof berufen wurde. Jung-Stilling maß dem Angebot Karl Friedrichs einen hohen Stellenwert zu. Er schrieb im August

Heinrich Johann Jung-Stilling-Denkmal mit Brunnen in Hilchenbach (Stefan Flöper, Wikimedia Commons)

1803, Gott habe das Herz des Kurfürsten dahin gelenkt, »mich auf den Standpunkt zu stellen, wozu ich von der Wiegen an und nach allen meinen Anlagen bestimmt bin.« Karl Friedrich wollte durch sein Angebot Jung-Stillings Briefwechsel und Schriftstellerei für Religion und praktischem Christentum befördern. »Dazu berufe und besolde ich Sie.« 1807 wurde er zum Betreuer Karl Friedrichs bestimmt. Als beim 80-jährigen Großherzog »Bewusstseinsstörungen und ein fortschreitender geistiger und körperlicher Zerfall einsetzten«, wurde Jung-Stilling unentbehrlicher denn je, um den Fürsten so weit wie möglich vor der Öffentlichkeit abzuschirmen und damit dessen Zustand zu verbergen.

Jung-Stilling übersiedete ins Schloss, wo ihm ein Arbeits- und ein Schlafzimmer zur Verfügung gestellt wurden. Der Fürst allerdings mutmaßte, man habe Jung-Stilling zu seinem »Aufseher« bestimmt.

Zur Beurteilung des Wirkens von Jung-Stilling schreibt Schwinge: »Es war also in erster Linie Jung-Stillings Frömmigkeit, welche die Zeitgenossen beeindruckte«. »Dennoch wäre es falsch, Jung-Stillings Wirkung und Bedeutung nur in der Frömmigkeitsgeschichte zu suchen«. »Er war eine der vielseitigsten und trotz mancher Schwächen eine der bedeutendsten Persönlichkeiten des deutschsprachigen Raums am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts«.[3]

Heinrich Hauß

Literatur

Heide Helwig: Johann Peter Hebel. Biographie, 2010.

Gerhard Schwinge: Johann Heinrich Jung-Stilling. Augenarzt, Staatswissenschaftler, religiöser Schriftsteller zwischen Aufklärung und Erweckung. Lebensbilder aus Baden-Württemberg, Bd. XVIII, 1994.

Gerhard Schwinge: Johann Heinrich Jung-Stilling. Überarbeiteter Nachdruck des Lebensbildes, in: Lebensbilder der evangelischen Kirche, Bd. V. Kultur und Bildung, 2007.

Rüdiger Safranski: Goethe, Kunstwerk des Lebens, 2013, S. 87–91.

Anmerkungen

1 Rüdiger Safranski: Goethe. Kunstwerk des Lebens. 2013, S. 89.

2 A. a. O., S. 90, »Das Apercu hat drei Aspekte: Erfahrung der Totalität, Verwandlung des Subjekts, Plötzlichkeit«, S. 90.

3 Schwinge: Lebensbilder der evangelischen Kirche, S. 38.

Info

05. April 2017

Vortrag in Kooperation mit der Literarischen Gesellschaft
Jung-Stillings letzte Lebensjahre in Karlsruhe, 1806–1817

Erinnerung an den Augenarzt, Wirtschaftsprofessor und religiösen Schriftsteller anlässlich seines 200. Todestags

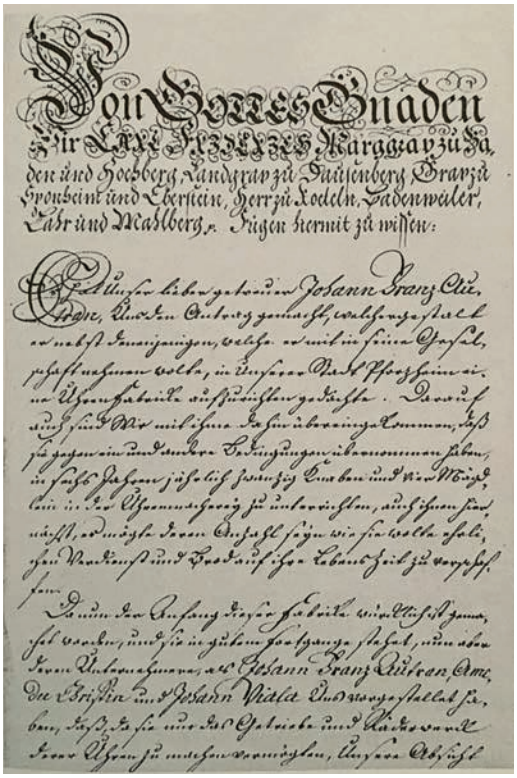
Dr. Gerhard Schwinge, Karlsruhe

250 Years of Goldstadt Pforzheim
Anniversary Festival 2017

250 Jahre Goldstadt Pforzheim

6. April 1767: Geburtsurkunde des Pforzheimer Unternehmertums[1]

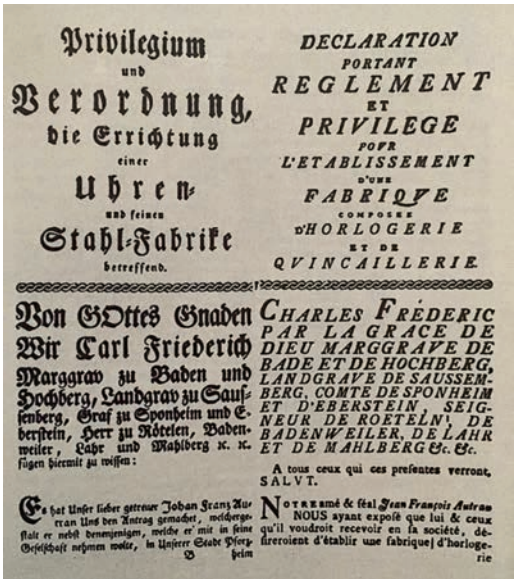
Das Waisenhaus in Pforzheim 1856 (Stadtarchiv Pforzheim, S5-82)



Vorvertrag vom 6. April 1767 zur Gründung der ersten Pforzheimer Uhrenfabrik (Fa. Autran & Viala)

Markgraf Karl Wilhelm ließ zwischen 1714 und 1718 ein Waisenhaus in Pforzheim errichten. Neben Waisen beherbergte es Arme und Zuchthäusler, schwer erziehbare Jungendliche, Sieche, Blinde, Taubstumme und Geisteskranke. Da die Insassen zum Unterhalt der Einrichtung beitragen und zur Arbeit angehalten werden sollten, wurde 1718 eine Tuchmanufaktur angegliedert. Der angestrebten »Verbindung von staatlicher Fürsorge und privatwirtschaftlichem Erfolgsstreben«[2] war kein Erfolg beschieden. Das hing auch damit zusammen, dass in der Einrichtung zu viele unterschiedliche Menschen zusammen lebten.

Mit dem Vorvertrag[3] vom 6. April 1767 gründete Markgraf Karl Friedrich im Pforzheimer Waisenhaus eine Manufaktur zur Erzeugung von Uhren und feinen Stahlwaren. Am 5. Oktober 1767 wurden den Herren Jean François Autran, Amende Christin und Jean Viala das Privileg verliehen, das die Modalitäten des Vorvertrags bestätigte. Sie durften eine Fabrik errichten, erhielten Geld und Naturalunterstützung. Sie verpflichteten sich auf sechs Jahre, jährlich »zwanzig Knaben und vier Mägdlein in der Uhrmacherei zu unterrichten, auch ihnen hiernächst, es möge deren Zahl sein wie sie wolle, ehrlichen Ver-



Privilegium und Verordnung, die Errichtung einer Uhren- und feinen Stahl-Fabrike betreffend.

DECLARATION PORTANT REGLEMENT ET PRIVILEGE POUR L'ETABLISSEMENT D'UNE FABRIQUE COMPOSÉE D'HORLOGERIE ET DE QUINCAILLERIE.

Von GOttes Gnaden Wir Carl Friederich Marggraw zu Baden und Hochberg, Landgraw zu Saussenberg, Graf zu Sponheim und Eberstein, Herr zu Rötelen, Badenweiler, Lahr und Mahlberg &c. &c. fügen hiermit zu wissen:

Es hat Unser lieber getreuer Johan Franz Autran Uns den Antrag gemachet, welchergestalt er mehr denenjenigen, welche er mit in seine Gesellschaft nehmen wolle, in Unserer Stadt Pforzheim

CHARLES FRÉDERIC PAR LA GRACE DE DIEU MARGGRAVE DE BADE ET DE HOCHBERG, LANDGRAVE DE SAUSSEMBERG, COMTE DE SPONHEIM ET D'EBERSTEIN, SEIGNEUR DE ROETELN, DE BADENWEILER, DE LAHR ET DE MAHLBERG &c. &c.

A tous ceux qui ces presentes verront, SALVT.

NOTRE amé & féal Jean François Autran NOUS ayant exposé que lui & ceux qu'il voudroit recevoir en la société, désireroient d'établir une fabrique d'horlogerie

Das Privileg für die Gründung der ersten Pforzheimer Uhrenfabrik vom 5. Oktober 1767 (Fa. Autran & Viala)

Das im Krieg zerstörte Waisenhaus 1948 (Stadtarchiv Pforzheim, S1-6-27-S-6, Fotograf: Otto Kropf)

dienst auf ihre Lebenszeit zu verschaffen.« Die Kinder sollten mindesten zwölf Jahre alt und Insassen des Waisenhauses sein. Sie sollten in einer 6-jährigen Lehrzeit ausgebildet werden.

Die sozialpädagogische Idee, die für Karl Friedrich bei der Manufakturgründung eine gewichtige Rolle spielte, lässt sich daran ablesen, dass zehn von den 24 Artikeln sich mit Erziehung und Ausbildung der Waisen befassen.

Um das Unternehmen in Gang zu bringen, war die Beschaffung eines Betriebsfonds mit 40 000 Gulden notwendig. Am 24. August 1767 legte Autran eine Denkschrift vor, in der er das Ausweiten der bisherigen Uhrenfabrik zu einer Uhren-, Juwelen-, Gold- und Stahlwarenfabrik vorschlug.

Am 9. November 1767 erging ein neues Privileg, das den Unternehmern die Herstellung aller Sorten von Uhren und ihrer Teile, aller Arten von feinen Stahlwaren, namentlich von »Uhrenketten, Degen, Gewehrbeschlägen, Schnallen, Knöpfen, Scheren, Bestecken usw., von Juwelen und Kleinodien von Gold und Silber« genehmigte. Mit Autran, Christin und Viala nimmt die erste Unternehmergeneration in Pforzheim ihre Arbeit auf.

Nach Machtkämpfen unter den Mitgesellschaftern kam es am 28. Juni 1768 zur Teilung der Fabrik. Der bisherige Buchhalter Johann Jakob Ador verband sich mit Autran in der Firma »Autran & Ador«. Sie stellten »Quincaillerie«, feine Stahlwaren her. Die Uhren-, Bijouterie- und Juwelenfabrikation ging an »Christin und Viala«.

Nachdem Autran Geld für private Zwecke aus der Fabrikkasse entnommen hatte, wurde 1776 die Leitung des Unternehmens Ador übertragen. Nach dem frühen Tod von Viala im Jahre 1775 wurde die Leitung des Betriebs seiner Witwe Augustine Viala, geb. Christin übertragen. »Die Witwe Viala ist also die erste Frau in der langen Reihe Pforzheimer Geschäftsfrauen«.[4]

1783 erhielt die Firma ein neues Privileg und hieß nun »Hofmann & Viala«. Eine weitere Frau sollte ab 1789 noch eine Rolle spielen. Nach dem Tode des Goldkontrolleurs Wilhelm Vierordt rückte sein Frau als »verpflichteter und staatlich besoldeter Kontrolleur« an die Stelle ihres Mannes.

Bis heute lebt der Geist von Jean Francois Autran und Johann Viala unter dem Markennamen Autran & Viala in Pforzheim weiter. Die Initiativfreudigkeit

Begrüßung des Markgrafen Karl Friedrich und seiner Gemahlin Karoline Luise durch die Unternehmer Autran und Ador bei einem Besuch der ersten Bijouteriefabrik in Pforzheimer Waisenhaus (Stadtarchiv Pforzheim, S1-16-6-R-24 aus: Prof. Dr. Erich Maschke, Die Pforzheimer Schmuck- und Uhrenindustrie)

und Abenteuerlust Autrans und die fleißige und gewissenhafte Art Vialas sind bis heute die tragenden Säulen der Pforzheimer Uhrenindustrie. Alle Ideen und Designs der Firma entstehen im Büro in Pforzheim. *Heinrich Hauß*

Literatur

Hans Georg Zier: Geschichte der Stadt Pforzheim, 1982.

Wolfgang Pieper: Geschichte der Pforzheimer Schmuckindustrie,1989.

Anmerkungen

1 Wolfgang Pieper: Geschichte der Pforzheimer Schmuckindustrie,1989.
2 A. a. O., S. 16.
3 Zier, S. 168.
4 Zier, S. 153.

Heinrich Hauß

BADEN – TAG FÜR TAG

Personen und Ereignisse vom Mittelalter bis zur Gegenwart

Was passierte am 1.12. vor 99 Jahren? Wann starb der Fürstenmaler Franz Xaver Winterhalter? Die Antwort gibt dieses Kalendarium. Als immerwährender Kalender und Geschichtsbuch zugleich ist das praktische Nachschlagewerk die ideale Ergänzung zu jedem Geschichtsbuch. Nach Daten geordnet beschreibt es Ereignisse und Institutionen badischer Geschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart, bedeutende Persönlichkeiten Badens werden in Kurzbiografien vorgestellt. Ein Personenregister und ein Literaturverzeichnis machen es zu einem praktischen Nachschlagewerk.

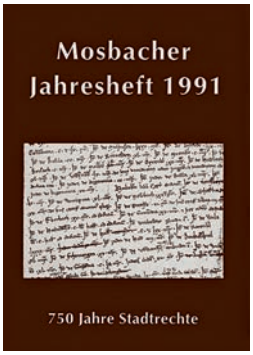
407 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Hardcover, Halbleinen, ISBN 978 3 7930 5107 7, € 29,80.

Zu beziehen im Buchhandel und über die Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat e. V., Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg.

Geschichts- und Museumsverein Mosbach e. V. und Große Kreisstadt Mosbach

Mosbacher Jahreshefte,
Jahresheft 2017, 26. Jahrgang

Anschrift:
Hospitalgasse 4, 74821 Mosbach
Tel.: 0 62 61-89 92 40
museum@mosbach.de
Schriftleiter Markus Wieland
markuswieland-wieland@web.de



Seit 1991 bringt der GMV ein Jahresheft heraus. Unregelmäßig erscheinen Sonderdrucke zur Regionalgeschichte.

Aufgaben des Vereins

Der GMV verfolgt u. a. den Zweck:

- die Geschichte der Großen Kreisstadt Mosbach sowie ihrer näheren Umgebung aufzuarbeiten und zu dokumentieren,
- die Ergebnisse zu publizieren, insbesondere in den vereinseigenen Publikationsreihen an der weiteren Entwicklung der Museumskonzeption des Stadtmuseums mitzuwirken,
- landeskundliche und heimatgeschichtliche Vorhaben und Veranstaltungen der Stadt Mosbach mit historischer Relevanz zu unterstützen,
- den Besonderheiten der Fachwerkstadt Mosbach sowie ihrer Ortsteile Rechnung zu tragen,
- das Interesse der Allgemeinheit für die Pflege und Erhaltung historischer Kulturgüter zu wecken und zu fördern,
- durch eine abgestimmte und gezielte Öffentlichkeitsarbeit, Vorträge, Seminare und Exkursionen bei den Mitgliedern das Geschichts- und Traditionsbewusstsein auszuprägen.

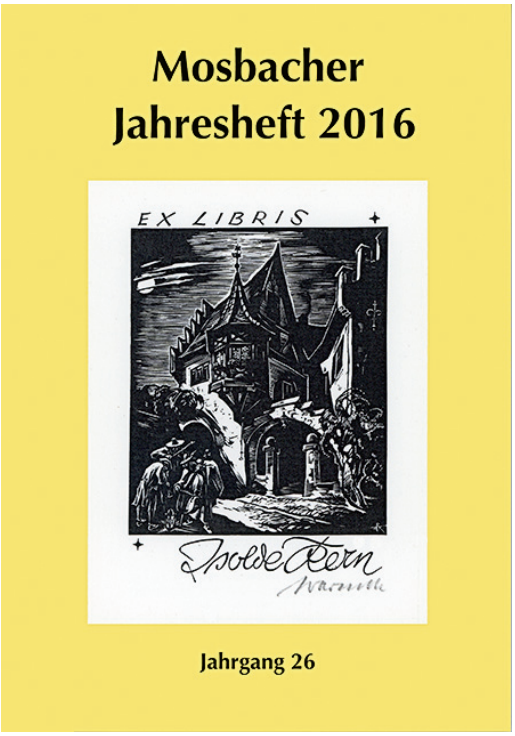
Jahresheft 2015

Peter Krieger berichtet über Orchideenarten im Neckar-Odenwald-Kreis. Ein umfangreicher Aufsatz vom Volker Schiller ist »archäologischen Bodenfunden im Raum Mosbach« gewidmet. Manfred Biedert stellt die »Postverhältnisse in Neckarzimmern« dar. Hans Happes behandelt in »110 Jahre Bismarckturm in Hamberg« Bismarckdenkmäler und Bismarckkult.

In der Serie »Museen der Region« wird das Heimatmuseum des Vereins Schefflenztal Sammlungen e. V. in Unterschefflenz vorgestellt.

Der Heftjahrgang schließt ab mir dem Jahresbericht des Stadtmuseums und dem Jahresbericht des Kreisarchivs des Neckar-Odenwald-Kreises.

Markus M. Wieland listet das »Schrifttum über Mosbach und Umgebung« des vergangenen Jahres auf.



Den größten Anteil an Seitenzahlen hat der Aufsatz von Manfred Beidert »Die Postverhältnisse in Limbach und den Ortsteilen« (Seiten 28–138). Peter Krieger fotografiert und berichtet über Orchideenarten. Ingeborg Schroeder-Wendel erinnert in »Schulfreud-Schulleid durch alle Zeit« an 150 Jahre Grundschule Diedesheim. Karen Weber behandelt in EXLIBRIS den Charme der kleinen Form. Norbert Schwing stellt den Heimat- und Museumsverein Wagenschwend e. V. vor.

Am Ende des Heftes folgen wie üblich der Jahresbericht aus dem Stadtarchiv, der Jahresbericht aus dem Kreisarchiv Neckar-Oderwald-Kreises und die Übersicht über das Schrifttum über Mosbach und Umgebung.

Heinrich Hauß

Sven von Ungern-Sternberg (Hg.)

NATURSCHUTZ IN BADEN

Geschichte - Probleme - Perspektiven

Schriftenreihe der Badischen Heimat, Bd. 8.

Erstmals wird die Geschichte des Naturschutzes in Baden umfassend dargestellt. Ausgehend von den bürgerlichen Vereine um 1900, und ab den 1950er Jahren vor allem durch private Aktionen, wird das Umweltbewusstsein einer breiten Öffentlichkeit geweckt. Es entstand eine neue Bewegung, die Einfluss auf die Politik ausübte. Der Band bietet weiter Beiträge über die Naturschutzarbeit der Regierungsbezirke Freiburg und Karlsruhe und blickt auch auf die Rolle des Landesvereins Badische Heimat.

288 Seiten, zahlreiche Farbabbildungen, Hardcover, Halbleinen, ISBN 978 3 7930 5137 4, € 39,80.

Zu beziehen im Buchhandel und über die Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat e. V., Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg.

Wozu ein Landesverein Badische Heimat?

Ein Weckruf

Man stelle sich vor: Die ordentliche Jahresmitgliederversammlung des Landesvereins Badische Heimat im Nebenzimmer einer Freiburger Pizzeria; Teilnehmer etwa 25 Personen zumeist fortgeschrittenen Alters (großenteils aus Freiburg und Umgebung); der Vorstand mit dem Landesvorsitzenden (Freiburg), seinem Stellvertreter (Schwetzingen), dem Schriftleiter der vereinseigenen Zeitschrift (Karlsruhe), der Schriftführerin (Freudenstadt) und einigen wenigen Beisitzern nur rudimentär anwesend; auch der Beirat ganz schwach vertreten; und von den Vertretern der (noch existierenden) Regionalgruppen gar niemand erschienen, unentschuldigt. Keine Vision. Deprimierende Realität, am 5. November 2016.

Die Frage drängt sich auf: Wozu überhaupt ein Landesverein Badische Heimat? Braucht es ihn noch? Braucht es noch einen Landesvorsitzenden, der sich jahrein, jahraus redlich bemüht, die Geschäfte des notorisch überalterten, schon lang unter einem unaufhaltsamen Mitgliederschwund leidenden Verein am Laufen zu halten und dessen Existenz zu sichern, der mühsam Spenden und Zuschüsse einwirbt, um vielerlei Aktivitäten zu ermöglichen und um ein zwar besonders schönes, aber längst viel zu groß geratenes, überdies renovierungsbedürftiges Vereinshaus in bester Freiburger Lage zu erhalten und zu pflegen? Weiterhin: Braucht es noch die landesweit erscheinende Zeitschrift Badische Heimat, die mit großem finanziellen Aufwand und – seit mehr als drei Jahrzehnten – vom selben unermüdlichen, inzwischen hochbetagten Schriftleiter unter größtem persönlichen Einsatz zuverlässig im gewohnten, vierteljährlichen Rhythmus produziert wird, allzeit in der bewährten inhaltlichen Qualität? Es braucht sie. Zur Pflege der badischen Identität. Aber daraus ergibt sich sogleich die nächste Frage: Gibt es überhaupt (noch) eine landesweite badische Identität? Hat es sie je gegeben?

Was ist Baden? Der Ursprung Badens ist die gleichnamige Stadt im Tal der Oos, über der die Veroneser Markgrafen vom Stamm der Zähringer um 1100 ihre Burg errichteten und nach der sie seither ihren Namen führen. Bald übertrug sich die Bezeichnung Baden auf ein in Mittelalter und Frühneuzeit langsam expandierendes, freilich nie sehr großes Territorium am mittleren und südlichen Oberrhein. Und begünstigt von Napoleon entstand schließlich zu Beginn des 19. Jahrhunderts das hier interessierende Land Baden mit seiner ebenso markanten wie kuriosen Erstreckung: von Markdorf und Konstanz am Bodensee über Singen am Hohentwiel, Waldshut am Hochrhein, Lörrach, Breisach, Freiburg im Breisgau, Lahr im Schwarzwald, Offenburg, Wolfach im Kinzigtal, Baden-Baden, Pforzheim, Karlsruhe, Bruchsal, Mannheim, Heidelberg, Weinheim an der Bergstraße, Mosbach, Buchen im Odenwald, Walldürn, Krautheim an der Jagst, Tauberbischofsheim und Wertheim am Main bis nach Gerchsheim im unmittelbaren Hinterland von Würzburg. Vereinigt waren in diesem Land sowohl schwäbische als auch alemannische, rheinfränkische und mainfränkische Gebiete, die zu Zeiten des Alten Reiches neben dem Kaiser einer Vielzahl großer und kleiner Fürsten, Grafen und Prälaten sowie landsässigen und reichsunmittelbaren Rittern unterworfen waren und deren Bewohner aller Stände sich daher teils als Katholiken, teils als Lutheraner und teils als Calvinisten bekannten. Ein in jeder Hinsicht heterogenes Land.

Ob dieses höchst vielfältige und eben durch seine landschaftliche und kulturelle Vielfalt so schöne Land jemals wirklich integriert war, mag dahingestellt bleiben. Immerhin gab die großherzogliche Verwaltung sich generationenlang alle Mühe, ein einheitliches Land zu schaffen, aber allein die Häufigkeit, mit der in Baden während des 19. Jahrhunderts immer von neuem Gebiets- und Verwaltungsreformen vorgenommen wurden, legt den Verdacht nahe, dass es mit der Integration der disparaten Landesteile in Wahrheit doch nicht so weither war, dass man um den Zusammenhalt des Ungleichartigen permanent ringen musste.

Und das Landesbewusstsein in der Bevölkerung? Vielsagend erscheint, dass es in Baden, anders als beispielsweise in Württemberg oder in der linksrheinischen Pfalz, wo diese Vereine noch heute buchstäblich florieren, einen das ganze Land umfassenden Geschichtsverein nie gegeben hat; entsprechende, von Baden-Baden ausgehende Ansätze scheiterten 1848/49 im Kontext der Revolution und wurden danach nicht wieder aufgegriffen. Kein Wunder, haben

doch die badischen Landschaften nicht bloß eine, sondern viele verschiedene Geschichten. Wenn es demnach überhaupt jemals ein von den »Badenern« getragenes Landesbewusstsein gegeben hat, dürfte dieses erst während der ungewöhnlich langen und erfolgreichen Regierungszeit Großherzog Friedrichs I. (1852/56–1907) erwachsen sein, zur Zeit jenes Fürsten also, dessen noch heute geläufiges Porträt den Eindruck eines gütigen, allseits beliebten Landesvaters erweckt. Nicht ohne Grund. So war es auch gewiss kein Zufall, dass der Landesverein Badische Heimat 1909 just in dem Moment gegründet wurde, als dieser allseits hochverehrte Landesvater verstorben war und das derart verwaiste Land auch für die Zukunft eines »geistigen Bandes« bedurfte. Die alsbald Zug um Zug aufgebauten Regionalgruppen arbeiteten dem Landesverein zu und pflegten im Zusammenwirken mit ihm das Bewusstsein des ganzen Landes in dessen einzelnen, so verschiedenen wie entlegenen Teilen. Sie pflegten die badische Identität.

Die diesbezügliche Leistung des Landesvereins Badische Heimat in den mehr als hundert Jahren seines Bestehens muss hier nicht des näheren dargelegt werden. Man trete nur einmal vor ein Bücherregal mit der viele Meter langen Reihe der Vereinsveröffentlichungen, namentlich der Zeitschrift Badische Heimat und der seinerzeit von Hermann Eris Busse herausgebrachten Sonderbände über badische Landschaften und badische Städte. Erst vor kurzem konnten, initiiert und unterstützt vom Landesverein, wiederum Sonderveröffentlichungen über Karlsruhe und über Schwetzingen vorgelegt werden. In diesen Heften und Büchern hat das Kondensat badischen Landesbewusstseins dauerhaften, eindrucksvollen Niederschlag gefunden. Und gelebt wurde das die Regionen übergreifende Bewusstsein badischer Zusammengehörigkeit bei vielerlei Veranstaltungen des Landesvereins, bei denen Badener aus den verschiedenen Landesteilen einander begegneten, nicht zuletzt bei den alljährlichen Mitgliederversammlungen, die eben nicht allein der gesetzlich vorgeschriebenen Erstattung des Kassenberichts und der Entlastung des Vorstands dienten, sondern auch und vor allem dem gegenseitigen Kennenlernen und der Gemeinschaft von Leuten mit einem gemeinsamen Anliegen, von Leuten, die – ohne deshalb sentimental zu werden – sich begeistern konnten für ein so schönes Land, wie Baden es nun einmal ist. Badische Identität. Diese badische Identität stiftende Gemeinschaft konnte man am 5. November 2016 in Freiburg leider nur noch in Spurenelementen erleben.

Wohl wahr, das Land Baden gibt es nicht mehr. Auf das kurze Intermezzo der besatzungsbedingten Länder Baden (Südbaden) und Württemberg-Baden, die das alte Land zerriss, folgte 1952 die Wiedervereinigung im Land Baden-Württemberg, in dem wir seit bald siebzig Jahren gut leben. Der Doppelname des neuen Landes bewahrt auch die Erinnerung an das alte Baden, und er bewahrt sie prominent. In diesem Baden-Württemberg kann es nicht darum gehen, einen, falls es ihn je ernstlich gegeben hätte, längst überwundenen und gänzlich unangebrachten Gegensatz zwischen Badenern und Württembergern zu pflegen. Schließlich ist auch Baden-Württemberg ein vielfältiges, wunderschönes Land, in dem sich sehr gut leben lässt und in dem man sich sehr wohl fühlen kann. Und vor allem ist Baden-Württemberg ein fest integriertes, in jeder Hinsicht, nicht zuletzt wirtschaftlich starkes Land, das es sich – anders als das benachbarte Rheinland-Pfalz als Rest der französischen Besatzungszone – gut leisten kann, die Regionen, die seine ungeheure Vielfalt und seinen kulturlandschaftlichen Reichtum bedingen, mit ihrer je eigenen Geschichte und mit ihrem je eigenen Charakter zu ihrem je eigenen Recht kommen zu lassen. In diesem Land ist es denn auch problemlos möglich, Baden-Württemberger und Badener zugleich zu sein und mit der Pflege badischen Bewusstseins und badischer Traditionen, unter denen Liberalität – man denke nur an die badische Verfassung von 1818 – und *Savoir-vivre* gewiss nicht die geringsten sind, die baden-württembergische Landeskultur täglich neu zu bereichern, die Attraktivität des Landes und seiner Teile weiter zu steigern. Baden und seine Identität sind in Baden-Württemberg nicht untergegangen, sie sind in Baden-Württemberg aufgegangen.

Zum Reichtum Badens in Baden-Württemberg gehört nicht zuletzt ein ebenso ausgeprägtes wie vielfältiges Vereinsleben. Erwähnt seien hier nur – ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit – die Heimat- und Geschichtsvereine: der Historische Verein Wertheim; der Verein Bezirksmuseum Buchen, der sich der Heimatpflege zwischen Neckar und Main verschrieben hat; der Mannheimer Altertumsverein von 1859, Gesellschaft der Freunde Mannheims und der ehemaligen Kurpfalz, einer der großen, klassischen Geschichtsvereine aus bürgerlicher Tradition; der Heimatverein Kraichgau; der Historische Verein für Mittelbaden, dem es um die Geschichte und Kultur der Ortenau geht; der Breisgau-Geschichtsverein Schau-ins-Land; der Geschichtsverein Markgräflerland; der Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar; der Hegau-Geschichtsverein; der Verein für Geschichte des Bo-

densees und seiner Umgebung; und viele andere mehr, von den rein lokal bezogenen Heimat- und Museumsvereinen einmal ganz abgesehen. Das alles sind hochverdiente Vereine mit zum Teil viele Generationen alten Traditionen. Sie alle pflegen wie die Badische Heimat die Geschichte, Kultur und Naturkunde, und die meisten von ihnen leiden wie die Badische Heimat unter Überalterung. Aber sie alle pflegen – erklärtermaßen und völlig legitimerweise – die Belange und das Bewusstsein ihrer jeweiligen Regionen, ihrer engeren Heimat. Aufgabe des Landesvereins Badische Heimat aber ist es, die Traditionen und das Bewusstsein ganz Badens in den Grenzen des 19. Jahrhunderts zu pflegen, und die Regionalgruppen des Gesamtvereins Badische Heimat sind – wohlverstanden und soweit sie sich nicht in bloßer Konkurrenz zu den bodenständigen Regionalvereinen erschöpfen wollen – dazu da, in solidarischem Zusammenwirken mit dem Landesverein gesamtbadische Identität zu pflegen. Vor Ort. Was sonst!

Ja, das Land Baden existiert nicht mehr, weder als Staat noch auf der Ebene der Regierungsbezirke oder der Landkreise. Und der Verein Badische Heimat leidet an Überalterung sowie an einem altersbedingten, unaufhaltsamen Mitgliederschwund, die Regionalgruppen und mit ihnen der Landesverein. Nicht wenige Regionalgruppen sind längst ganz erloschen. Wo ist das badische Bewusstsein geblieben, die badische Identität? Sind sie untergegangen? Ist die Badische Heimat überflüssig geworden? Ist der Verein ein unzeitgemäßes, überholtes und deshalb entbehrliches »Format«? Sollte man den Verein nicht kurzerhand auflösen und die gleichnamige, möglicherweise längst überflüssige Zeitschrift einstellen? Bei einem derart geringen Interesse, wie es am 5. November 2016 in Freiburg zu erleben war!

Aber Baden lebt, und Baden ist allenthalben präsent. In Karlsruhe, der einstigen Residenz, gibt es mit hohem Anspruch das Badische Landesmuseum, die Badische Landesbibliothek und das Badische Staatstheater. Das Generallandesarchiv und die Staatliche Kunsthalle tragen die Landesbezeichnung Baden zwar nicht mehr in ihren Namen, verkörpern aber unvermindert beste badische Tradition und hochkarätige badische Geschichte und Landeskultur im engeren Sinn. Nicht von ungefähr ist Karlsruhe auch Sitz der Evangelischen Landeskirche in Baden, des DLRG Landesverbands Baden, der BGV Badische Versicherungen, der Deutschen Bausparkasse Badenia und des Badenia Verlags. Es gibt sie also noch, die badischen »Institutionen«. Die Karlsruher Straßenbahnen, die weit über die Grenzen der Stadt hinaus fahren, sogar ins pfälzische und ins württembergische »Ausland«, sind in den badischen Farben rot und gelb lackiert. Mitten in Baden gibt es einen aufstrebenden Flughafen, der sich stolz als Baden-Airpark bezeichnet. Die Fußballvereine in Karlsruhe und Freiburg verstehen sich dezidiert, ja kämpferisch als badisch. Und landauf, landab werben Brauereien – bei weitem nicht allein die traditionsreiche Badische Staatbrauerei Rothaus auf dem Schwarzwald –, Bäckereien und andere Gewerbebetriebe mit der Selbstbezeichnung als badisch, um die Aufmerksamkeit und das Vertrauen ihrer Kundschaft und signalisieren damit Bodenständigkeit und qualitativen Anspruch. Und – gewollt oder ungewollt – nehmen alle diese Bezeichnungen als badisch selbstverständlich stets Bezug auf das ganze einstige Land Baden. Worauf sonst? Schließlich haben die vielen Regionen des Landes zwischen Bodensee und Main alle ihre eigenen Namen. Nein, man bezeichnet sich als badisch!

Das alles kann indes nicht darüber hinwegtäuschen, dass – naturgemäß – badische Identität da stärker und dort schwächer ausgeprägt ist, mitunter vielleicht sogar schon weitgehend verblasst ist. Bisweilen gewinnt man den Eindruck, die Südbadener hielten sich für die eigentlichen Badener, nur weil es bei ihnen für ein paar wenige Jahre noch ein letztes Mal ein Land des Namens Baden gab. Dabei sind sie aus Karlsruher Sicht, aus der Sicht der einstigen Residenz und Landeshauptstadt, sowie aus der Sicht Kernbadens am mittleren Oberrhein, doch eigentlich nichts anderes als Vorderösterreicher. Da erscheinen die Badener ganz im Norden sehr viel konsequenter, indem sie sich gleich als Kurpfälzer oder als Franken verstehen – und vielleicht gar nicht mehr so recht wissen, dass sie eben auch Badener sind. Aber badische Traditionen und vielerlei Relikte badischer Geschichte gibt es nach wie vor in allen Teilen des einstigen Landes, und sie sind es wert, bewahrt und gepflegt zu werden. Rivalität unter diesen und jenen Badenern kann dieser Pflege nur zuträglich sein.

Die Pflege badischer Traditionen mit Blick aufs Ganze war und ist die Aufgabe des Landesvereins Badische Heimat, und wenn der Landesverein weiter bestehen soll – weiter bestehen kann – sollte er diese Aufgabe auch künftig wahrnehmen können. Wer anders sollte badische Traditionen und badische Belange in allen ihren Facetten besser zusammenführen und besser repräsentieren? Dass der Landesverein zu dieser Vertretung des ganzen Landes in der Lage ist, setzt aber unabdingbar die Bereitschaft der Regionalgruppen voraus, am Ganzen und an seinem Gedeihen aktiv und solidarisch mitzuwirken. So we-

nig ein Dach ohne das von ihm bedeckte Haus bestehen kann, so wenig kann der Landesverein Badische Heimat ohne das Wurzelwerk seiner Regionalgruppen sein. Es geht nicht ohne das gegenseitige Geben und Nehmen. Gleichgültigkeit und persönliche Eitelkeiten oder Rivalitäten sind der Sache abträglich. Dem Verein. Dem Ganzen. Der badischen Identität.

Natürlich, die Regionalgruppen könnten auch ohne den Landesverein Badische Heimat bestehen. Badische Identität könnten sie – ohne Bezug auf das Ganze – dann aber selbstverständlich nicht mehr vermitteln. Als »Badische Heimat« könnten sie sich dann ehrlicherweise auch nicht mehr bezeichnen. Ohne den die gesamtbadische Idee und ohne einen den gesamtbadischen Zusammenhalt gewährleistenden Landesverein wären sie zwangsläufig nur noch Heimatvereine von Rastatt, Baden-Baden, Karlsruhe oder Heidelberg. Wohlverstandene Badische Identität kann es allein bezogen auf einzelne Städte, Landkreise oder Regionen naturgemäß nicht geben. Badische Identität kann es nur in den Grenzen des einstigen Landes Baden geben, des ganzen Baden. Getragen werden muss die badische Identität aber von der Basis, und das sind die dem Landesverein verpflichteten Regionalgruppen. Deshalb müssen die Regionalgruppen sich uneingeschränkt zum Ganzen bekennen.

Sollte es den Landesverein Badische Heimat und seine Zeitschrift gleichen Namens am Ende also doch noch brauchen, sollte das ganze Baden in seinen vom frühen 19. und bis ins 20. Jahrhundert geltenden Grenzen uns auch heute noch etwas bedeuten, dann reicht es also nicht, wenn die Regionalgruppen sich selbst genügen. Dann müssen die, die das badische Landesbewusstsein mit oder ohne Mandat vertreten, bei der jährlichen Mitgliederversammlung des Landesvereins erscheinen, müssen teilnehmen, mitwirken und die Anliegen des Landesvereins unterstützen – müssen für die Sache eintreten. Ansonsten können wir auf einen Landesvorsitzenden und auf die Zeitschrift, auf den Landesverein ohne weiteres verzichten.

Braucht es noch einen Landesverein Badische Heimat? Selbstverständlich braucht es ihn! Weil badische Identität ohne gesamtbadische Bezugsgröße schlechterdings nicht zu haben ist.

Prof. Dr. Kurt Andermann
c/o Historisches Seminar
der Albert-Ludwigs-Universität
Abt. Landesgeschichte
Werthmannstraße 8 (Vorderhaus)
79085 Freiburg i. Br.

Karlsruhe, 18. Dezember 2016

Sehr geehrter Professor Andermann,

in Ihrem Aufsatz fordern Sie als zentrale Aufgabe des Landesvereins Badische Heimat die Sorge um eine »badische Identität mit gesamtbadischer Bezugsgröße«. In erster Linie ist unter Identität zu verstehen »das übergreifende Bewusstsein badischer Zusammengehörigkeit«, ein »gesamtbadischer Zusammenhalt«, dann die Gemeinschaft von Menschen mit einem »gemeinsamen Anliegen«, weiter die Pflege »badischer Traditionen und Anliegen«.

Ihre schonungslose Analyse der letzten Mitgliederversammlung zeigt, dass der Landesverein im Jahre 2016 wohl weit davon entfernt ist, die von Ihnen entwickelten Anforderungen zu erfüllen. Die »badische Identität stiftende Gemeinschaft«, so schreiben Sie, konnte man »nur noch in Spurenelementen erleben«.

Es fehlt, wie sie richtig erkannt haben, vor allem am Zusammenspiel zwischen dem Gesamtverein und den Regionalgruppen. Der Verein als »Vertretung des Ganzen« müsste wohl Vorschläge zu Projekten ausarbeiten, die dann an die Regionalgruppen zur Realisierung vor Ort weitergegeben werden. Beide Teile müssen dem gleichen (Arbeits-) Ziel, der Vermittlung badischer Identität, verpflichtet sein.

Zusammengehörigkeit oder badische Identität ist vielschichtig. Verschiedene Bereiche können Beiträge leisten: Publikationen, Literatur, Ausstellungen, Geschichtsvereine, Mentalitäten, Dialekte, regionale Kulturen usw. Am wichtigsten ist aber wohl der persönliche Austausch, der weitgehend fehlt.

Thomas Küster hat darauf hingewiesen, dass »der Heimatpflege im Augenblick und vielleicht für lange Zeit ein bewegendes zentrales Thema fehlt«. Die Bemühung um »badische Zusammengehörigkeit« könnte dagegen für den Landesverein wohl ein zentrales Thema sein, die Frage aber ist, ob der Verein die Möglichkeiten nutzt, es zu einem (emotional) »bewegenden« Thema zu machen, zu einem »gelebten und gepflegten Lebensgefühl« (W. Hug).

Ernst genommen werden muss die Beobachtung Küsters, dass es in Zukunft »vermehrt unterschiedliche und heterogene Baden-Identitäten« geben wird (Warum Baden »weiterlebt«). In diesem Sinne sieht das »Sechs-Punkte-Programm« zur Anpassung des Vereins vor, dass »die Pflege der badischen Identität in Zukunft schwerpunktmäßig auf die regionale und lokale Ebene« zu verlagern sei.

Ihr »Weckruf« an den Landesverein ist gerechtfertigt. Er muss zu entsprechenden differenzierten Überlegungen führen.

In der Vergangenheit meinte der Landesverein wohl, der Vermittlung badischer Zusammengehörigkeit publizistisch mit der Herausgabe einer Zeitschrift und einer Erinnerungskultur Genüge tun zu können. Der Verein muss endlich einsehen, dass sich Baden-Bewusstsein nicht von selbst generiert und Identitäten immer wieder zu aktualisieren sind. Aktualisierung kann nur über Projekte laufen, mit denen sich Mitglieder identifizieren können. Identitätssicherung geschieht »draußen im Land«. Deshalb kann der Ort der Aktualisierung nur die jeweilige Regionalgruppe sein. Zur Entwicklung und Förderung eines badischen Bewusstseins, ist von der Zentrale in Freiburg Mut notwendig, »sich zu Wort zu melden, sich einzumischen« (Adolf Schmid), kurz, sich politisch einzulassen. Besonders dann, wenn man die kollektive Identität politisch definiert als Reduktion der »Disparitäten und Ungerechtigkeiten innerhalb des Landes Baden-Württemberg«.

Einige Bemerkungen zur Schwierigkeit gesamtbadisches Zusammengehörigkeitsgefühl nach 65 Jahren Baden-Württemberg zu vermitteln, müssen bedacht werden.

Was die prospektiven Mitglieder der Badischen Heimat angeht, so haben wir es mit »spätmodernen« Subjekten zu tun, die aus »identitätsbildenden Gemeinschaftsbindungen« herausgefallen sind und selbst Schwierigkeiten mit einer dauerhaften, »zeitstabilen« Identität haben. Sie neigen eher zu »situativen Identitäten« mit einem ständigen Zwang zur »Selbstthematisierung« (H. Rosa, Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung, 2010). Der Verein muss überlegen, wie man mit dieser Klientel umzugehen hat.

Einen Auftrag, badische Identität zu vermitteln, kann nur aus der Geschichte des Landesvereins abgeleitet werden und eben nicht, wie in anderen Ländern üblich, aus einer staatsnahen landesintegrativen Heimatpflege. Auch kann der Verein bei der Vermittlung nicht unbedingt auf die Institutionen zählen, die badisch (noch) im Namen führen. Einen Beitrag zum Zusammengehörigkeitsgefühl können Ausstellungen zu badischen Themen leisten. Auch Publikationen, die im reichen Maße vorhanden sind. Zu überlegen ist, wie Ausstellungen und Publikationen für die Baden Identität dauerhaft umgesetzt werden können. Auf lange Sicht ist nur eine Kooperation mit Vereinen, Institutionen, Kulturämtern oder Firmen, die mit Baden etwas verbinden, unerlässlich. Auch hier hat der Landesverein die Führung zu übernehmen.

Zu bedenken ist auch, dass das Zusammengehörigkeitsgefühl mit dem Appell des Karlsruher Oberbürgermeisters an die Bürger für eine Kultur des (urbanen) »Miteinanders« in Konkurrenz steht. Das Miteinander bezieht sich auf Offenheit, Toleranz gegenüber Neuem und »Unaufgeregtheit« in schwierigen Phasen der Stadt. Das geforderte Miteinander soll wohl überall dort greifen, wo Politik und Verwaltung an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit gelangt sind. Und schließlich ist auf den von der Administration propagierten Slogan »Baden-Württemberg – da sind wir daheim« hinzuweisen.

Ausschlaggebend scheint mir zu sein, dass »Badische Identität« nicht als isoliertes Phänomen wirksam werden kann, sondern nur innerhalb eines kulturellen Kontextes. Das heißt, Badische Identität ist in Zusammenhängen mit Mentalitäten, Kultur, Kunst, Festen und Traditionen zu denken.

Die Aufgabe, badische Identität oder badische Zusammengehörigkeit zu bewahren und zu fördern, stellt den Landesverein unter den geschilderten Voraussetzungen vor eine große Herausforderung.

Aber, das ist Ihre Botschaft, der Landesverein hat sich der Herausforderung zu stellen, will er weiter seiner Bestimmung als Landesverein gerecht werden.

Mit freundlichen Grüßen
Heinrich Hauß

Veranstaltungen des Landesvereins

Die Badische Heimat bei den Baden-Württembergischen Heimattagen 2017 in Karlsruhe

Die Badische Heimat hat sich zusammen mit ihrer Karlsruher Schwestervereinigung »Baden in Europa« als Veranstalter bei den diesjährigen Heimattagen Karlsruhe angemeldet. Es werden dem Publikum vom 6. Juli bis zum 7. August zehn Vorträge angeboten.

Eröffnet wird die Vortragsreihe von dem bekannten Schriftsteller Dr. Arnold Stadler, Träger des Johann-Peter-Hebel-Preises und des Reinhold-Schneider-Preises. Sein Vortrag findet im Saal des Ständehauses statt, neun weitere Vorträge im Prinz-Max-Palais. Der Eintritt zu allen Veranstaltungen ist frei, Spenden sind willkommen.

Die Thematik der Reihe ist durch das Generalthema der Karlsruher Heimattage angeregt: »Heimat in Bewegung«, nämlich: »Heimatbewusstsein in Baden im Zeitalter von Mobilität und Migration«. Alle Vortragenden sind für ihr jeweiliges Thema ausgewiesene Fachleute. Ende des Jahres 2017 soll im Rahmen der Schriftenreihe der Badischen Heimat und in Zusammenarbeit mit dem Rombach-Verlag in Freiburg ein Buch erscheinen, in dem alle Einzelvorträge abgedruckt sind.

Landesverein Badische Heimat und Landesvereinigung Baden in Europa e. V.

Heimat in Bewegung

Heimatbewusstsein in Baden im Zeitalter von Mobilität und Migration

Eröffnung im Saal des Ständehauses Donnerstag, 6. Juli 2017, 18.00 Uhr

Eintritt ist frei. Um eine Spende wird gebeten.

Grußworte des Karlsruher Oberbürgermeisters und der beiden Landesvorsitzenden Dr. Sven von Ungern-Sternberg (Badische Heimat) und Prof. Robert Mürb (Landesvereinigung Baden in Europa e. V.)

Vortrag:
HEIMAT IST EIN WORT BERGAUF – Nachdenkliches zu einem Wort zwischen Gestern und Morgen.
(Dr. Arnold Stadler, Schriftsteller, Träger des Johann-Peter-Hebel-Preises und des Reinhold-Schneider-Preises))

Die weiteren Vorträge im Prinz-Max-Palais jeweils Donnerstags, 18.00 Uhr

13. Juli 2017
Die Eingliederung der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge im Stadt- und Landkreis Karlsruhe nach 1945 – ein Integrationswunder?
(Dr. Hans-Jürgen Vogt, Karlsruhe)

20. Juli 2017
Die Eingliederung der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge im Stadt- und Landkreis Karlsruhe nach 1945 – ein Integrationswunder?
(Dr. Hans-Jürgen Vogt, Karlsruhe)

27. Juli 2017
Türkische Zuwanderer in badischen Städten. Integration – Teilhabe – Beheimatung.
(Prof. Dr. Max Matter, Zürich)

3. August 2017
In diesem Hause wohnt mein Schatz! Wie muslimische Neubürger und Neubürgerinnen über den Weg ins Landesmuseum eine Heimat in Baden finden.
(Dr. Schoole Mostafawy, Karlsruhe)

10. August 2017
Alte und neue Bodenständigkeit. Heimat und Fortschritt im Konflikt?
(Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht, Würzburg)

17. August 2017
Heimatbewusstsein im Elsass am historischen Wendepunkt – die Herausforderung durch die französische Regionalreform.
(Jean Marie Woehrling, Präsident des elsässischen Kulturzentrums Straßburg)

24. August 2017
Kulturelle Beziehungen zwischen Baden und dem Elsass – wo stehen wir heute?
(Prof. Dr. Gerd F. Hepp, Freiburg))

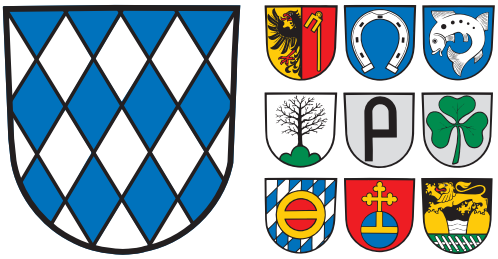
31. August 2017
Baden – eine europäische Kernregion.
(Prof. Robert Mürb, Karlsruhe)

7. September 2017
Badens künftige Rolle am Oberrhein – grenzüberschreitende Entwicklungspotenziale im Rahmen der Trinationalen Metropolregion Oberrhein.
(Dr. Sven von Ungern-Sternberg, Freiburg)

Regionalgruppe Bretten

Zur Geschichte der Regionalgruppe Bretten

Melanchthon **Stadt Bretten**



Von 1956 bis 1984 hat der Ortsverein Bretten innerhalb der Badischen Heimat unter der Regie des damaligen Vorsitzenden Willy Bickel sechs Folgen des »Brettener Jahrbuches für Kultur und Geschichte« herausgegeben.

Diese Jahrbücher sind sehr beachtet worden und stellen auch heute noch einen wahren Fundus an Kenntnissen für jeden Heimatforscher dar, der sich in Bretten und Umgebung mit Geschichte und Kultur befasst. Diese Jahrbücher knüpfen an eine Publikation an, die vor dem Zweiten Weltkrieg schon aufhorchen ließ, es war der »Pfeiferturm«, eine Sammlung von grundlegenden Aufsätzen, die heute noch lesenswert sind.

In Bretten trug man sich über Jahre (seit 1984) hinweg mit dem Gedanken, für diese Jahrbücher eine Fortführung zu finden. In geistiger Verbundenheit zu den Jahrbüchern, die Willy Bickel herausgegeben hat, fanden sich der Museums und Geschichtsverein Bretten, die Stadt Bretten und die Ortsgruppe Bretten der Badischen Heimat zu einer Kooperation in einer »neuen Folge« dieser Brettener Jahrbücher bereit. Am 8. Dezember 1999 wurde die Folge 1 vorgestellt. Dieser Band vereint u. a. Vorträge, die in den letzten Jahren in Bretten gehalten wurden, und Veröffentlichungen zum Brettener Kulturgeschehen, u. a. zu Ausstellungen und Jubiläum, aber auch Ausführungen zu Brettener Eigentümlichkeiten. Es ist nur zu bedauern, dass sich das alles auf die Stadt Bretten beschränkt, die Folgen, die geplant sind, werden auch das Umland mit einbeziehen. Eine Ausnahme bildet die »Maulbronner Seeordnung von 1561« von Christa Ballhank, Karlsruhe.

Es seien die Hauptaufsätze genannt: die »Stadtwerdung Brettens im Mittelalter anhand einer radiometrischen Altersbestimmung seiner Stadtbefestigung« von Jürgen Blum, »Brettheims Nordseite« als Rundgang von Wolfgang Martin, »der Schweizer Hof«. »Ein stadtgeschichtliches Baudenkmal wird Museum« von Peter Dahn, eine Einführung in die Waldenser-Ausstellung 1999 in Bretten von Günter Frank, Albert de Lange und Peter Bahn mit Bild- und Texttafeln, »die jüdische Gemeinde in Bretten« von Marie Halbritter. Herausragend ist die Studie zu dem »Ecken-Männle in Bretten« von Erwin Huxold, was zum ersten Mal im Zusammenhang angezeigt wird. Die Artikel über die »revolutionären Sänger von Bretten« von Werner Wolf und »Marksteine im Südwesten Brettens« von Stamnitz (in Anlehnung an die Forschungen von Rudolf Schmich) runden die Publikation zusammen mit »Literaturhinweisen« von Edmund Jäck und Michael Ertz ab.

Dieses Brettener Jahrbuch ist 1999 im WMV Werbung und Marketingverlag in Bretten erschienen, es stellt einen guten Neuanfang dar. *Michael Ertz*

(aus: Badische Heimat, 1/2000)

Dank und Anerkennung für Otto Bickel / Bretten

Im Namen des »Landesvereins Badische Heimat« danke ich Otto Bickel sehr herzlich für seine lange und fruchtbare heimatgeschichtliche Forschungs- und Publikationstätigkeit. Die Geschichte Brettens ist durch ihn in vielen Bereichen vorbildlich bearbeitet worden, er wird mit gutem Recht vor allem als einer der besten Kenner der Kraichgauer Geschichte gewürdigt. Aber auch darüber hinaus hat er bei zahlreichen Spezialthemen unsere volkskundlichen Kenntnisse bereichert. Viele seiner Texte entstanden in enger Zusammenarbeit mit der Badischen Heimat.

Bickel schrieb über Zünfte und Einwanderungen, über hydrologische Probleme, über Fischerei, Ortsnamen und Familien, über viele Einzelpersönlichkeiten. Mit kenntnisreichen Buchbesprechungen hat er seine Kompetenz auf breiten Feldern der Landeskunde, der Denkmalpflege, der Kulturpolitik unter Beweis gestellt. Besonders einflussreich wurde Otto Bickel auch durch seine vielen journalistischen Beiträge, in denen vor allem auch sein humoristisches Talent so wohltuend deutlich wurde. Insgesamt: ein großartiges Lebenswerk mit außergewöhnlichen Verdiensten um unsere gemeinsame badische Heimat, für die der nun neunzigjährige Otto Bickel unseren Dank und unsere Anerkennung erwarten darf.

Ihm dies heute zu sagen und zu versichern, ist uns ein großes Bedürfnis und eine Freude – dies sicher ganz im Sinne und in der Tradition von Fridrich Pfaff des ersten Präsidenten der Badischen Heimat. Wir wünschen Otto Bickel einen Lebensabend voller Heiterkeit und Zufriedenheit.

Im Namen des »Landesvereins Badische Heimat e. V.«
Adolf Schmid OStD i. R., Freiburg, Landesvorsitzender

Aus: P. Bahn / E. Jeck (Hg.): Festschrift zum 90. Geburtstag von Otto Bickel, 2003

NatureLife-International

Global denken, regional handeln.
Jetzt Naturschutzprojekte fördern!

NatureLife-Spendenkonto:
IBAN: DE 22 6005 0101 0002 2090 29

NatureLife-International
Stiftung für Umwelt, Bildung
und Nachhaltigkeit
Karlstraße 7 • 71638 Ludwigsburg

Verleihung des 35. Landespreises für Heimatforschung

Im Rahmen der Heimattage des Landes Baden-Württemberg, die im Jahr 2016 in Bad Mergentheim stattfinden, überreichte Dr. Claudia Rose, Kunstabteilungsleiterin im Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst, im Rahmen einer Festveranstaltung den 35. Preis für Heimatforschung an Ehrenamtlich tätige Forscher. Die Auszeichnung ging in diesem Jahr an drei Autoren und zwei Autorenkollektive, die sich mit lokalgeschichtlichen Themen beschäftigten. Ihre Forschungsbeiträge befassten sich mit der Geschichte der Städte und Gemeinden Heidenheim, Herrenberg, Meckesheim, Mosbach und Tübingen. Das breite Spektrum der Arbeiten reichte von der Orts-, Siedlungs- und Naturgeschichte über Beiträge zur Migration bis hin zu lokalen Traditionen und Lebensläufen herausragender Persönlichkeiten.

Die ausgezeichneten Arbeiten wurden aus 128 eingereichten Bewerbungen, darunter auch Filme, DVDs und CDs, ausgewählt. Der unabhängigen Jury gehörten Vertreterinnen und Vertreter des Landesausschusses Heimatpflege sowie Persönlichkeiten aus der Forschung und dem Schulbereich an. Neben den mit einem Preisgeld dotierten Auszeichnungen wurden auch sieben Arbeiten mit Anerkennungsurkunden gewürdigt. Als besonders erfreulich empfand man von Seiten des Ministeriums, dass sich auch viele Jugendliche für die Heimatforschung interessierten. Dadurch werde der Austausch und das Gespräch über Generationen hinweg angestoßen, wie es in der Pressemitteilung des Ministeriums lautet.

Wissenschaftsministerin Theresia Bauer würdigte im Vorfeld der Verleihung das Engagement der Preisträgerinnen und Preisträger. »Auch in Zeiten weltweiter Vernetzung und gestiegener Mobilität wollen wir uns mit unserem Lebensumfeld, dessen Traditio-

Dr. Edith Wolber erhielt den Ersten Preis für ihre Publikation »Jüdisches Leben in Meckesheim bis 1940. Die vergessene Geschichte eines Kraichgaudorfes«

Dr. Ulrich A. Seif (Schorndorf), ausgezeichnet für: »Die Tabak- und Zigarrenindustrie in der Stadt Heidenheim und der Umgebung«

Die Geschichts-AG des Nicolaus-Kistner-Gymnasiums Mosbach erhielt den Schülerpreis für »Johnny, have you chewing gum? – Der Einmarsch der Alliierten in Mosbach« (alle Fotos: MWK, 2016)

nen und Geschichte auseinandersetzen. […]. Die Beschäftigung mit Lokal- und Regionalgeschichte leistet einen wichtigen Beitrag zur kulturellen Identität in unserem Land.«

Der Erster Preis ging an Dr. Edith Wolber (Meckesheim) für ihre Publikation »Jüdisches Leben in Meckesheim bis 1940. Die vergessene Geschichte eines Kraichgaudorfes«. Zweite Preise erhielten Dr. Ulrich A. Seif (Schorndorf) für »Die Tabak- und Zigarrenindustrie in der Stadt Heidenheim und der Umgebung« sowie die Frauengeschichtswerkstatt Herrenberg, die sich mit »Frauen gestalten Herrenberg. Herrenbergerinnen des 20. Jahrhunderts. Politik – Bildung – Kultur – Sport« befassten.

Mit dem Jugendförderpreis wurde Jana Schumacher (Tübingen) für »Erziehung von oben und von unten. Einfluss des Nationalsozialismus auf Jugend und Schule am Beispiel von Tübingen.« Den Schülerpreis erhielt die Geschichts-AG des Nicolaus-Kistner-Gymnasiums Mosbach für ihre Darstellung »Johnny, have you chewing gum? – Der Einmarsch der Alliierten in Mosbach.«

Anerkennungsurkunden erhielten: Karin Leinmüller (Schülerin, Iggingen) für die Arbeit »Jenische – Wieso wurden sie von der Gesellschaft nicht akzeptiert?«, Lea Leinmüller (Schülerin, Iggingen) für »Margarete Steiff – Eine ambivalente Außenseiterin?«

Der Arbeitskreis »NS-Euthanasie und Ausgrenzung heute« der Freiburger Hilfsgemeinschaft e. V. wurde für den Film: »Über Mutter wird nicht gesprochen …« eine Virtuelle Stadtführung zu den Orten der NS-Euthanasie und des Gedenkens in Freiburg sowie für die begleitende Ausstellung »Über Mutter wird nicht gesprochen …« – »NS-Euthanasiemorde an Freiburger Menschen« geehrt.

Weitere Anerkennungsurkunden gingen an Joschi Ament (Sinsheim) für seine Arbeit »Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei«, an Bernhard Wetzel u. a. (Bad Saulgau) für die Veröffentlichung »Braunenweiler – Eine Dorfchronik«, an Beatrice Burst und Birgit Wallisser-Nuber vom Geschichts- und Altertumsverein Gomaringen e. V. für die Monographie »Das Glück in der Fremde gesucht – Gomaringer Auswanderer 1679–1957« sowie an Hildegard Ried (Karlsbad), die über »Die Karlsbader Orte in der 1848/49er Revolution. Untertitel: Schicksal der Revolutionäre« schrieb.

Jana Schumacher (Tübingen) erhielt den Jugendförderpreis für: »Erziehung von oben und von unten. Einfluss des Nationalsozialismus auf Jugend und Schule am Beispiel von Tübingen«

Die Frauengeschichtswerkstatt Herrenberg, ausgezeichnet für:
»Frauen gestalten Herrenberg. Herrenbergerinnen des 20. Jahrhunderts. Politik – Bildung – Kultur – Sport«

Der Landespreis für Heimatforschung Baden-Württemberg wurde 1981 ins Leben gerufen. Zunächst von den Volks- und Raiffeisenbanken Baden-Württemberg getragen, wird der Preis seit dem Jahr 2000 vom Land Baden-Württemberg in Zusammenarbeit mit dem Landesausschuss Heimatpflege Baden-Württemberg gestiftet. Die Publikationen der Preisträger als auch der Empfänger einer Anerkennungsurkunde werden im Haus der Geschichte Baden-Württemberg in Stuttgart dokumentiert und archiviert.

Weitere Informationen: www.landespreis-fuer-heimatforschung.de

Volker Kronemayer

Schloss und Garten Schwetzingen 2016

Ein Rückblick

2016 war ein ereignisreiches Jahr in Schloss und Schlossgarten Schwetzingen und bei den Staatlichen Schlössern und Gärten Baden-Württemberg. Es war bestimmt vom Themenjahr »Welt der Gärten« – und von der lang ersehnten Wiedereröffnung des sanierten Schwetzinger Schlosses.

In Ihrem Rückblick auf die Saison 2016 können sich Michael Hörrmann, Geschäftsführer der Staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württemberg, und Sandra Moritz, Leiterin der Schlossverwaltung Schwetzingen, sehr zufrieden geben. Um mehr über die Besucherstruktur und über die Motivation, die Zufriedenheit und die Erwartungen ihrer Gäste zu erfahren, gaben die Staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württemberg eine repräsentative Umfrage in Auftrag. In diesem Rahmen wurden allein in Schwetzingen 500 Besucher befragt – und 96 % zeigten sich mit dem Besuch sehr zufrieden. Damit liegt Schwetzingen auf dem zweiten Platz unter den beliebtesten Schlössern im Land, aber »wer an der Spitze ist, ist der Gejagte«, so Hörrmann.

Ein wichtiger Aspekt in der Jahresbilanz ist die Kaufkraft, die die Besucher mitbringen. Mit 45 € an Kaufkraft pro Kopf in Schwetzingen – nach Abzug der Kosten für den Eintritt – verbleiben weit über 31 Mio. € jedes Jahr vor Ort. Das Ergebnis zeigt, welches wirtschaftliche Potenzial für die Stadt mit dem Schloss Schwetzingen verbunden ist. Ohnehin gehen viele Schwetzinger Bürger davon aus, dass sie hier ihren eigenen Garten vor der Haustüre haben: Immerhin bezeichnen sich 47 % selbst als »regelmäßige Besucher« – das sind bei zuletzt fast 703 000 Gästen immerhin über 330 000 Menschen – nach Auffassung der Verwaltung ein sensationeller Wert.

Das Einzugsgebiet der Gäste von Außerhalb hat sich auf einen Radius von 228 km erweitert – vor 5 Jahren waren es noch lediglich 150 km. Sie kommen hauptsächlich, um sich Schloss und Garten anzu-

Das Schweizerzimmer im Appartement der Reichsgräfin von Hochberg ziert eine Panoramatapete mit Schweizer Berglandschaft nach einem Kupferstich von P. A. Mongin (Landesmedienzentrum Baden-Württemberg)

Jana Schumacher (Tübingen) erhielt den Jugendförderpreis für: »Erziehung von oben und von unten. Einfluss des Nationalsozialismus auf Jugend und Schule am Beispiel von Tübingen«

sehen und zu genießen. Dennoch wollen über 60 % der Befragten gerne mehr über das »Leben in vergangenen Zeiten« und die Architektur erfahren. Eine Neugier, die sie mit zahlreichen Besuchern aus der näheren Umgebung verbindet. Immerhin konnte man dem entgegenkommen und im September das Schlossmuseum wieder öffnen.

Zahlreiche Aktivitäten auf dem Gelände des Schlosses vermochten weitere Gäste anzuziehen: Die Whiskey-Messe, zu der im Februar 3500 Personen kamen; die Ausstellung mit Werken des Fotografen Horst Hamann im Mai verbuchte 8000 Besucher; das »Interkulturelle Fest« sowie die großen Open Airs wie das Konzert »Schloss in Flammen« oder die »Classic Gala« mit ihren glänzenden Oldtimern waren Publikumsmagnete. Des weiteren waren zwei attraktive Ausstellungen im Rahmen des Themenjahrs »Welt der Gärten« zu sehen: »Silverio Rabbit«, der spiegelnde Riesenhase, und »Natur in Gold und Glas«, eine Kunsthandwerksausstellung in der Orangerie. Aus der Sicht von Sandra Moritz war das Wochenende im September, an dem zugleich mit der »Nacht des offenen Denkmals« auch das sanierte Schlossmuseum wieder eröffnet wurde, der Höhepunkt des Jahresprogramms. Und fast schon Tradition sind zum Jahresende die Buchmesse im November – und der »Kurfürstliche Weihnachtsmarkt« im Advent.

An diesem Punkt zeigt sich, wie bedeutsam für die ortsansässige Bevölkerung die Offenheit zwischen Schloss und Stadt Schwetzingen ist. Und damit ist nicht nur der Weihnachtsmarkt als grenzüberschreitendes Element gemeint. Veranstaltungen in der Stadt liegen zwar nicht im Verantwortungsbereich der Staatlichen Schlösser und Gärten, sind aber – sofern sie Bezug zum Schloss haben – für das Selbstwertgefühl der Schwetzinger von großer Bedeutung. Die hohen Besucherzahlen belegen dies: So fand im März 2016 eine Tagung zur Astronomie in der Kurpfalz statt, in deren Rahmen auch eine Bodenplatte zum Gedenken an den Astronomen Christian Maier feierlich enthüllt wurde. In der Vortragsreihe zu 1250-Jahre Schwetzingen stellte Wolfgang Schröck-Schmidt bislang unbekannte Pläne zur Gestaltung des Schlossgartens vor. Im neu erschienen »Standardwerk zur Schwetzingen«, so Oberbürgermeister Dr. René Pöltl, nehmen mit der Glanzzeit unter Carl Theodor auch die Beiträge zu Schloss und Garten breiten Raum ein. Und schließlich hielt Ralf Wagner den Festvortrag bei der Buchpräsentation, in dem er auf eine Inschrift aus dem Jahr 1771 hinwies: *sibis suisque* – Sich und den Seinen – hat Carl Theodor den Garten gewidmet.

Im Ausblick auf das Jahr 2017 kündigte Michael Hörrmann an, dass der Gartenpavillon renoviert wird. Gemeinsam mit Sandra Moritz stellte er noch das Motto fürs Themenjahr 2017 vor: »Über Kreuz – Reformation und Gegenreformation in Klöstern und Schlössern«. Das Reformationsjubiläum macht eben auch vor den Staatlichen Schlössern und Gärten nicht halt. Dazu wird es ab April passende Führungen und weitere Angebote geben.

Volker Kronemayer

»Schwetzingen dreht am Rad« RADKULT(O)UR SCHWETZINGEN

lautet das offizielle Motto der Stadt Schwetzingen für das zum »Drais-Jahr« ernannte Jahr 2017. Es finden zahlreiche kleine aber feine Veranstaltungen, Aktionstage, Workshops und Vorträge statt, mit denen die Stadt Schwetzingen im Jubiläumsjahr des Fahrrades den Erfindergeist Karl Drais' würdigt. Schwetzingen reiht sich damit in die Veranstaltungen des Landes Baden-Württemberg (im TECHNOSEUM Mannheim, s. Badische Heimat Heft 4/2016) sowie der Städte Mannheim und Karlsruhe ein. Während sich das Land der wissenschaftlichen Seite zuwendet, stellt Schwetzingen die heutige Verwendung des Fahrrades in den Vordergrund: »Ob Jung oder Alt, Genussradler, Berufspendler, Einkäufer, Sport -und Fitnessradler, alle haben durch die Weiterentwicklung seiner Erfindung den Spaß an der lautlosen und

Oberbürgermeister Dr. René Pöltl, mit Bürgermeister Michael Steffan und Christiane Drechsler, stellt den Plan des Amtsbezirks Schwetzingen von 1813 vor

gesunden Fortbewegung gefunden« – so die Stadtinformation.

Das Drais-Jahr in Schwetzingen wurde am Freitag, den 20. Januar 2017, mit einer Pressekonferenz im Palais Hirsch eröffnet. Oberbürgermeister Dr. René Pöltl stellte das umfangreiche Programm vor, das Christiane Drechsler, Leiterin der Touristeninformation, gemeinsam mit Annika Lin sowie vielen Projektpartnern erstellte. Darüber hinaus ist es aus Sicht der Stadt wichtig, dass die Jungfernfahrt Drais 1817 von Mannheim nach Schwetzingen führte, da das – heute nicht mehr vorhandene – Relaishäuschen im damaligen Amtsbezirk lag.

Am 12. Juni 1817 unternahm Karl Freiherr von Drais die erste Fahrt mit seiner Laufmaschine, der sogenannten Draisine. Unter dem Aspekt der Kultur- und Technikgeschichte ist es bedeutsam, dass Drais eng mit Schwetzingen verbunden war. Hierzu zeichnete Hans-Erhard Lessing in »Karl Drais und Schwetzingens Schlossgarten« (in Badische Heimat, Heft 1/2016) das Bild eines Erfinders, der auf eine ungewöhnliche Herausforderung eine ebenso außergewöhnliche Antwort fand. Und möglicherweise bei der Entwicklung des Fahrrades durch Carl Theodors Gartenwagen »Phaeton« angeregt wurde. Ein weiterer Aspekt, den der Oberbürgermeister bei seiner Ansprache hervorhob.

Seinen offiziellen Charakter erhält das Drais-Jahr im Februar. Die Auftaktveranstaltung zum Radjubiläumsjahr findet am 18. Februar im Schloss Schwetzingen mit einer Festrede von Rudolf Scharping, Ex-Verteidigungsminister und begeisterter Radfahrer, statt. Sie ist mit der Jahrestagung des Badischen Radsportverbandes verbunden. Am Abend zuvor stimmt ein Symposium im Palais Hirsch auf das Thema ein. Drais-Spezialist Martin Hauge aus Karlsruhe wird einer der beiden Redner im Palais Hirsch sein, wenn mit »Aufs Rad – von Drais bis in die Moderne« über Vergangenheit und Gegenwart des Fahrrades informiert und diskutiert wird.

Das Jahr über gestalten Aktionstage, Workshops, Ausstellungen, Vorträge und verschiedene andere Angebote das Programm, mit dem die Stadt den Er-

Das Drais-Jahr 2017 wird »eingeläutet«: Oberbürgermeister Dr. René Pöltl (Bildmitte) und Martin Hauge (Karlsruhe) auf seinem Nachbau des Drais-Rades in zeitgenössischer Kleidung, umgeben von zahlreichen Aktiven (Fotos: Volker Kronemayer)

findergeist von Karl Drais würdigt. Bereits am 28. Januar heißt Horst Krayer (Radhändler von »bike & fun«), der zur Pressekonferenz viele Leihräder mitbrachte, die Badische Radsportjugend im Palais Hirsch willkommen. Die Volkshochschule bietet zahlreiche Veranstaltungen an, aus denen drei Fotokurse mit Petra Disch, Jessen Oestergaard und Ulrich Oberst herausgestellt werden sollen (Infoveranstaltung: 23. Februar, 18.30 Uhr, VHS). Rita Erny und Ulrike Horn-Rudolph vom Asylkreis werden mit Flüchtlingen sowie Künstlern zehn Fahrräder in Kunstobjekte verwandeln und damit die integrative Fotoausstellung »Radkult(o)ur international« mit Aufnahmen von Roland Strieker und Tobias Schwerdt (ab 29. April) bereichern. Es folgen der Spargelsamstag (6. Mai) und ein Aktionstag mit Picknick für die ganze Familie (28. Mai). Forstbezirksleiter Sebastian Eick zeigt am 28. Mai sein Forstamt, in dem Karl Drais einst unterrichtete. Birgit Rechlin vom Karl-Wörn-Haus kündigt Projekte mit Schulen an. Auch der Kunstverein plant noch ein Projekt. Schließlich greift die Automobile Classic-Gala, die neben dem NSU-Museum erlesene Zweiräder zeigen wird, das Jubiläum am 2./3. September im Schlossgarten auf: Der 13. Internationale Concours d'Elegance Automobile Classic-Gala mit Mobilitätswochenende steht unter dem Motto »Kultur und Klassiker treffen auf Mobilität und Moderne«.

Die Einzelheiten des Programms können im Internet unter http://www.schwetzingen.de/pb/schwetzingen,Lde/Startseite/Schwetzingen+erleben/Radjubilaeum+2017.html samt Programmheft heruntergeladen werden. *Volker Kronemayer*

Astronomie in der Kurpfalz

Tagung in Schwetzingen am 19. März 2016

Auf Initiative von Dr. Thomas Bührke, Manfred Kanapp und Wolfgang Schröck-Schmidt fand unter dem Titel »Vom Venus-Transit zum Schwarzen Loch« am 19. März 2016 eine Tagung zum Gedenken an 250 Jahre Astronomie in der Kurpfalz statt. Höhe- und Schlusspunkt der Veranstaltung war die Enthüllung einer Gedenktafel zur Erinnerung an den Hofastronomen Christian Mayer (1719–1783) durch Oberbürgermeister Dr. René Pöltl und Michael Hörrmann von den Staatlichen Schlössern und Gärten.

250 Jahre Astronomie in der Kurpfalz

Die Reihe der Fachvorträge eröffnete Wolfgang Schröck-Schmidt. Er umriss die Wertschätzung des Kurfürsten Carl Theodor für die Naturwissenschaften im Allgemeinen und die Astronomie im Besonderen. Der Venus-Transit und der Bau der Schwetzinger Sternwarte standen somit in ursprünglichem Zusammenhang. Es folgte Dr. Thomas Bührke mit Ausführungen zu astronomischen Beobachtungen, die bis in die Gegenwart von Bedeutung sind. Dem Venus-Transit vor der Sonne im Juni 1761 wurde dabei hervorgehoben, verlieh er doch der Tagung seine Überschrift. Der Venus-Transit, der alle hundert Jahre im Abstand von sieben bis acht Jahren einmal stattfindet, maßen die Astronomen große Bedeutung bei, da sie sich aus den Beobachtungen und den damit verbundenen Messungen neue Werte zur Bestimmung der Sonnenparallaxe erhofften. Dazu wurden zwischen 1761 und 1769 weltweit internationale Forschungsunternehmen durchgeführt. Dr. Kai Budde äußerte sich kenntnisreich über die Mannheimer Sternwarte in Bezug zu Christian Mayer. In einer szenischen Lesung veranschaulichten in lebendiger und humorvoller Weise Wolfgang Schröck-Schmidt und Dr. Thomas Bührke Mayers Streit mit dem Wiener Astronomen Hell über die Fixsterntrabanten.

Am Nachmittag schilderte Prof. Dietrich Lemke, wie Max Wolf die Astronomie auf den Heidelberger Königstuhl brachte. Es folgte Prof. Joachim Krautter von der Landessternwarte Heidelberg, der über die Entwicklung astronomischer Beobachtungsgeräte referierte. Großes Interesse erweckte Dr. Josef Dalcolmo von dem Schwetzinger Unternehmen »Von Hoerner und Sulger GmbH«. Er brachte das Model

Die vom Schwetzinger Grafiker Klaus Peter Deimann und Stadtarchivar Joachim Kresin entworfene Bodentafel bildet die Sternwarte und die Vermessung der Basislinie der Kurpfalz ab (alle Fotos: Volker Kronemayer)

des Nanochod-Robot mit, der auf dem Merkur die Abdrücke seiner Räder hinterlassen sollte. Ein Projekt, das die ESA kurzfristig stoppte. Dr. Christian Thels stellte die Geschichte des im Zweiten Weltkrieg zerstörten Mannheimer Planetariums vor. Und schließlich verdeutlichte Prof. Thomas Henning vom Max-Planck-Institut Heidelberg die Bedeutung dieser Institution. Mit einer Podiumsdiskussion, die Thomas Bührke leitete, ging das vielfältige und abwechslungsreiche Programm am Samstagabend zu Ende.

Denkmal für Christian Mayer

Dem Jesuiten Christian Mayer (1719–1783), der als Hofastronom in Diensten des Kurfürsten Carl Theodor von der Pfalz stand, ist es nämlich zu verdanken, dass Schwetzingen im 18. Jahrhundert neben Paris und London einer der wenigen astronomisch bestimmten Orte in Deutschland war. 1752 wurde er als Professor für Experimentelle Physik nach Heidelberg berufen, erwarb in Paris erste astronomische Kenntnisse und Instrumente, mit denen er 1761 im Schwetzinger Schlossgarten den Durchgang der Venus vor der Sonne beobachtete. Dies führte wenige Jahre später zur Einrichtung einer festen Sternwarte auf dem Schwetzinger Schloss als Vorläufer der Mannheimer Sternwarte. Besondere Verdienste erwarb er durch die Vermessung der Kurpfalz auf einer Basislinie von der Kalmit im Pfälzer Wald zum Königstuhl bei Heidelberg und der Festlegung des Schwetzinger Meridians.

Die vom Schwetzinger Grafiker Klaus Peter Deimann und Stadtarchivar Joachim Kresin entworfene Bodentafel findet sich vor dem Eingang zum Schloss. Auf Grund der räumlichen Nähe zum Hemmer'schen Blitzableiter – übrigens noch im Original vorhanden –, der Observationsplattform auf dem Mittelbau des Schlosses, dem Palais Hirsch als dem früheren Sitz

Die gutbesuchte Tagung »Vom Venus-Transit zum Schwarzen Loch«, veranstaltet zum Gedenken an 250 Jahre Astronomie in der Kurpfalz am 19. März 2016

der Akademie der Wissenschaften und schließlich auch wegen des Raumfahrtunternehmens Hoerner und Sulger am Schlossplatz habe man diesen Standort gewählt.

Die Bodenplatte bildet sowohl die Sternwarte als auch die Vermessung der Basislinie der Kurpfalz ab. Der Text auf der Platte lautet: »Eine feste Sternwarte auf dem Dach des Schlosses diente ab 1764 sowohl für astronomische Studien als auch zur Festlegung des Schwetzinger Meridians für die Erstellung eines Kartenwerks der Kurpfalz. Schwetzingen war somit einer der wenigen astronomisch bestimmten Orte in Deutschland«.

Volker Kronemayer

Aufruf an die Leser

Virtuell im Netz vereinigt – historische Ausgaben des Lahrer Hinkenden Boten

Der erstmals auf das Jahr 1801 erschienene »Lahrer Hinkende Bote« gilt heute als Synonym für eine ganze literarische Gattung; im Unterschied zu vielen seiner zahlreichen Namensvetter hat er sich bis in unsere Tage behauptet. Der Kalender wurde, nach Basler Vorbild, von dem Lahrer Buchhändler und Buchdrucker Johann Heinrich Geiger, ins Leben gerufen. Geigers Firma übernahm 1864 Moritz Schauenburg, unter dessen Ägide der Kalender seine Auflage Jahr für Jahr steigern konnte, woran insbesondere sein Freund, der Schriftsteller Albert Bürklin, als verantwortlicher Redakteur maßgeblichen Anteil hatte. Später erschien das Erfolgsprodukt im Lahrer Verlag Ernst Kaufmann; inzwischen bringt der Tübinger Silberburg-Verlag den Hinkenden Boten auf den Markt.

Obwohl schon im ersten Jahrzehnt mehrere Tausend Stück gedruckt wurden und die Auflage bis zum Ende des Jahrhunderts auf angeblich eine Million Exemplare anwuchs, haben sich viele Hefte nur in schlechtem Zustand und einige frühe Jahrgänge überhaupt nicht erhalten. Es scheint kein Archiv, keine Bibliothek und auch keine Privatsammlung zu geben, die eine lückenlose Kollektion aller erschienenen Jahrgänge besitzt. Deshalb hat es die Badische Landesbibliothek unternommen, die in verschiedenen badischen Einrichtungen überlieferten Jahrgänge zu digitalisieren und an einem Ort, nämlich dem Internet virtuell zusammenzuführen. Man findet die digitalisierten Ausgaben des Lahrer Hinkenden Boten und des Großen Volkskalenders des Lahrer Hinkenden Boten von den Anfängen bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs über die Homepage der BLB in den Digitalen Sammlungen, die unter folgender Adresse erreichbar sind: http://digital.blb-karlsruhe.de. Dort befindet sich auch eine Liste der noch fehlenden Jahrgänge aus dem ersten Kalenderjahrzehnt. Sollte eine Leserin oder ein Leser der Badischen Heimat zur Vervollständigung des digitalen »Lahrer Hinkenden Boten« beitragen können, wäre ein entsprechender Hinweis hoch willkommen.

Kontakt
Dr. Ludger Syré
Leiter Digitalisierung, Leiter Landesbibliographie,
Fachreferent
Badische Landesbibliothek
Erbprinzenstraße 15, 76133 Karlsruhe
T +49 721 175-2270,
syre@blb-karlsruhe.de

Aluminium Rheinfelden GmbH, Friedrichstrasse 80, 79618 Rheinfelden (Baden), www.alurheinfelden.com

2016 Jahresrückblick der Regionalgruppen auf das Jahr 2016

Jahresrückblick 2016 der Regionalgruppe Freiburg

Im Rahmen der schon traditionellen Neujahrsbegegnung zahlreicher Regionalgruppenmitglieder mit dem Landesvorsitzenden Dr. Sven von Ungern-Sternberg und weiteren Angehörigen des Landesvereins erfolgte in der Freiburger Geschäftsstelle die Eröffnung einer kleinen kulturgeschichtlichen Ausstellung, die unser aktives Mitglied Werner Klipfel, Gundelfingen, zum weithin unbekannten fotohistorischen Thema »Freiburger Kamerabau« (Futura etc.) erarbeitet hatte. Die seltenen Ausstellungsexponate stammten alle aus seiner umfangreichen Privatsammlung.

Auch beim Besuch der Freiburger Julius-Bissier-Ausstellung im Augustinermuseum erwies sich Werner Klipfel als kundiger Führer und langjähriger Bissier-Kenner. Im März zog es Mitglieder und Gäste der Regionalgruppe ins schon frühlingshafte Markgräflerland. Der denkmalpflegerische Betreuer und Architekt Karl Mannhardt führte durch das reizvoll am Westhang des Südschwarzwalds gelegene Schloss Bürgeln, einst Sommerresidenz der Fürstäbte vom Schwarzwaldkloster St. Blasien, das er seit vielen Jahrzehnten baulich für die Nachwelt zu erhalten sucht. Zum Abschluss fanden sich die Schlossgänger im nahe gelegenen Feldberger Ochsen ein, in dessen Nebenzimmer der Landesverein Badische Heimat zur Erinnerung an den bedeutenden Markgräfler Maler Julius Kibiger vor wenigen Jahren eine Heimatstube eingerichtet hat.

Zum Thema »Kreuzfahrt auf den Meeren der Welt« informierte ein spannender und vielseitiger Vortrag der Jenaer Kulturwissenschaftlerin (mit Freiburger Wurzeln) Prof. Dr. Sabine Wienker-Piepho. Vom weniger begünstigten Schicksal Schwarzwälder Hirtenbuben im 20. Jahrhundert wusste unser Mitglied und Referent Helmut Heitzmann aus eigener Biografie zu erzählen. Mit seinem Leidensgenossen Georg Thoma, Hinterzarten, weilte unverhofft ein echter Olympiasieger (1960/64) unter unseren Gästen.

Wieder mit unserem Kunstvermittler Werner Klipfel kehrten wir im September erneut ins Augustinermuseum zurück, um eine große Werkschau des bekannten badischen Keramikers Horst Kerstan aufzunehmen. Vor den Sommerferien bot sich eine Landpartie nach Menzenschwand an, dem Heimatdorf der Schwarzwälder Malerbrüder Franz Xaver und Hermann Fidel Winterhalter. Im kleinen Dorf hat ein Förderverein seit kurzem eine ansprechende Gedenkstätte für ihre berühmten Bürger geschaffen.

Im Oktober begaben sich einige Mitglieder und Gäste auf literarische Spurensuche in Badenweiler. Im Erdgeschoss des Rathauses hat das Literaturarchiv Marbach eine sehr ansprechende und modern konzipierte Dokumentation der berühmten Badenweiler Literaten (Tschechov, Schickele u. a.) eingerichtet.

Einen überwältigenden Eindruck hinterließ ein Nachmittag in der Freiburger Photohistorischen Sammlung von Dipl. Ing. Michael Guttenberg. Zwischen den allerersten Zeugnissen der badischen Fotografiegeschichte und Tausenden von Kameramodellen, Projektoren und vielfältigem optischen Gerät vergingen die Stunden wie im Flug, sodass sogar die Zeit für den sonst üblichen Nachmittagskaffee verstrich.

Unsere Abschlussveranstaltung brachte uns wieder mit dem Fürstenmaler Franz Xaver Winterhalter zusammen, dessen Schwarzwälder Heimat wir schon im Sommer kennengelernt hatten. Eine ungewohnt große Zahl von Gruppenmitgliedern und Gästen versammelte sich im Freiburger Augustinermuseum, um diese herausragende und opulente Kunstschau zu genießen. Auch hier hat Werner Klipfel dankenswerterweise die kundige Führung einer der beiden Gruppen übernommen. Die Regionalgruppe Freiburg dankt ihm für seinen großen Einsatz beim Jahresprogramm 2015. *Bernhard Oeschger*

Jahresrückblick 2016 der Regionalgruppe Karlsruhe

Nach den Anstrengungen des Stadtgeburtstags im Jahr 2015 verlief das Jahr 2016 wesentlich entspannter und ruhiger, bedingt auch durch berufliche Veränderungen und gesundheitliche Schwierigkeiten bei einigen Vorstandsmitgliedern.

Der Schwerpunkt im vergangenen Jahr lag auf dem Thema »Natur«:
Im Mai fand ein Besuch des Naturschutzzentrums Karlsruhe-Rappenwört statt es liegt mitten im Wald, umflossen vom Altrhein. Die Führung durch die Ausstellung im Naturschutzzentrum gibt Einblick in die Entstehung der Rheinauen, verdeutlicht durch zahlreiche Schautafeln und Modelle. Der ökologischen Bedeutung und Wertigkeit der Aue und ihrer Gefährdung durch die menschliche Nutzung galt das besondere Augenmerk der einstündigen Führung, die abgerundet wurde durch einen 20-minütigen Spaziergang zum Bootshaus mit anschließendem Dampfnudelessen.

Ebenfalls noch im Mai 2016 führte der Leiter der Bundesanstalt für Wasserbau, Professor Dr. Hermann durch die riesige Anlage und berichtete nicht nur über die Entwicklung der Anstalt sowie ihre aktuellen Aufgabenfelder. Kernaufgabe ist die Beratung der Wasser- und Schifffahrtsverwaltung in allen verkehrswasserbaulichen Fragen, insbesondere die Begutachtung von verkehrswasserbaulichen Anlagen und Einrichtungen der Wasserstraßeninfrastruktur. Die Besucher waren tief beeindruckt von den aufwändigen Nachbauten in der großen Halle, etwa vom Zusammenfluss von Rhein und Mosel bei Koblenz. Nur so können die Strömungsverhältnisse, Gefahrenstellen, eventuelle Auswirkungen von Hochwasser untersucht werden. Ähnliches gilt für die Simulation einer Fischtreppe, die mit echten Fischen bestückt, Erkenntnisse über deren Aufbau bringen soll. Auch im Zeitalter von 3D-Simulationen geht es nicht anders. Diese allerdings kommen nicht zu kurz, wie der Binnenschifffführungssimulator eindrücklich zeigte.

Ganz andersartig wurde das Thema »Natur« durch einen Gang durch das neue Exotenhaus im Karlsruher Zoo behandelt. Wo in früheren Zeiten das Schwimmbecken, die Zuschauertribünen und der Springturm des denkmalgeschützten Tullabades standen, verbreiten exotische Pflanzen den Eindruck eines Urwalds. 2000 Tiere und fast 100 Arten leben heute in dem Haus mit dem 450 m langen Rundgang, darunter Säugetiere, Vögel, Reptilien, Amphibien und Fische. Besonderer Beliebtheit erfreut sich die Fledermaushöhle, aber auch das eigensinnige Faultier Matilde, das sich den Drahtkasten der Hubbühne als Lieblingsplatz ausgesucht hat und dort stundenlang regungslos verharrt. Die Besuchergruppe der Badischen Heimat erfuhr aber auch, wie wichtig diese Einrichtung für die Nachzucht ist und welch wertvollen Beitrag der Karlsruher Zoo dafür leistet nach dem Motto »Tiere aus Baden in alle Welt«.

Zwei grundverschiedene, aber genuin badische bzw. »karlsruherische« Veranstaltungen rundeten das Jahr ab.
Zum einen las der bekannte badische Schriftsteller Matthias Kehle im »Badischen Brauhaus« aus seinen beiden Werken »Das gibt es nur in Baden« über die Exklusivitäten unserer Heimat sowie aus seinem neuesten Band »Die letzte Nacht« mit sehr persönlichen Erinnerungen auch aus Karlsruhe, seiner Heimatstadt. Kehle, u. a. Träger des Taddäus-Troll-Preises [sic!] und einige Jahre Vorsitzender des Schriftstellerverbandes in Baden-Württemberg, hat an die 17 Bücher geschrieben. Bekannte Bücher, die sich in badischen Kreisen zu Bestsellern entwickelt haben sind seine »Badische Bergbibel«, »Ohne Geld durch Schwaben« und »Das gibt es nur im Schwarzwald«. Was es nur in Baden gibt, das interessierte die Zuhörer der Badischen Heimat naturgemäß am meisten und wir erfuhren zu unserer Verblüffung, dass Baden über das älteste Gasthaus Deutschlands verfügt, Gengenbach über das größte Adventskalenderhaus der Welt, der Badische Riesenregenwurm seinesgleichen sucht und die Dauerwelle in Todtnau erfunden wurde. Ein amüsanter Abend, dessen gut gelesene Texte den Zuhörern im Gedächtnis bleiben dürften!

Zum anderen führe uns der Kurator Kevin Sternitzke durch seine Ausstellung »Rund um den Indianerbrunnen. Rothäute in der Südstadt« im Untergeschoss des Prinz-Max-Palais. Man kann sich zu Recht fragen, was Indianer in Karlsruhe zu suchen haben und warum die Badische Heimat einen Besuch dieser Ausstellung in ihr Programm aufnahm. Aber seit den Auftritten von Buffalo Bill und seiner Wild-West-Show in der Fächerstadt im 19. Jahrhundert war Karlsruhe von einer veritablen Indianerbegeisterung erfasst worden. Diese kulminierte in der Aufstellung eines Indianerbrunnens in der Südstadt und in der Gründung von Indianervereinen, von denen zwei bis zum heutigen Tag existieren.

In der Ausstellung wurden neu entdeckte Objekte zur Karlsruher Indianerbegeisterung präsentiert und sicher erinnerten sich einige der älteren Teilnehmer der Badischen Heimat an die Faschingszeiten ihrer Kindheit, in denen Cowboys und Indianer in Jungenskreisen eine große Rolle spielten.

Marthamaria Drützler-Heilgeist
Schriftführerin

Jahresrückblick 2016 der Regionalgruppe Mannheim

Für den Beginn des neuen Veranstaltungsjahres 2016 hatte unsere Regionalgruppe ein Thema gewählt, das sowohl mit Baden, Mannheim und Karlsruhe und insbesondere mit der Malerei zu tun hatte: »Werke badischer Maler in der Kunsthalle Mannheim«. Es handelte sich dabei um Künstler, die in besonderer Weise mit Baden, der Kunstakademie in Karlsruhe oder badischen Künstlervereinigungen verbunden waren, die in Heidelberg, Karlsruhe, Mannheim oder in der Pfalz gelebt und gearbeitet hatten. Kunstgeschichtlich spannte sich der Bogen von der Heidelberger Romantik des frühen 19. Jahrhunderts bis zum Expressionismus und der neuen Sachlichkeit im 20. Jahrhundert. Gleichzeitig sollte es eine Gelegenheit sein, die neue, nicht nach Kunststilen, sondern nach Themen angeordnete Hängung der Bilder im alten Jugendstilbau der Kunsthalle kennen zu lernen. Unter der kenntnisreichen Führung der Kuratorin Dr. Dorothee Höfert wurden uns (30 Teilnehmer) Gemälde von Hans Thoma, Alexander Kanoldt, Xaver Fuhr, Richard Stitzel, Max Slevogt, Wilhelm Trübner, Georg Scholz, Wilhelm Schnarrenberger und Friedrich Kallmorgen vorgestellt. Leider waren die 1½ Stunden viel zu schnell vorbei, aber was steht gegen einen zukünftigen Wiederholungsbesuch mit anderem Schwerpunkt?

Wer weiß eigentlich, dass der 23. April 2016 der Tag des deutschen Bieres ist? Genau vor 500 Jahren, zum gleichen Datum, wurde am 23. April 1516 in Bayern das Reinheitsgebot für Bier erlassen. Passend zum Jubiläum zeigte das TECHNOSEUM Mannheim ab dem 19. Februar 2016 die Sonderausstellung »Bier. Braukunst und 500 Jahre deutsches Reinheitsgebot«. Im März ließen wir uns von der Kuratorin Dr. Anne Mahn durch die Geschichte der Braukunst führen.

Von seiner ersten Erwähnung bis zum heutigen Craft Beer erzählt das Bier eine lange und spannende Geschichte. Noch bis in die Neuzeit war das Bier neben dem Brot ein wichtiges Grundnahrungsmittel. Da vor dem Reinheitsgebot oft Ochsengalle mit Kräutern, Tollkirsche und Bilsenkraut unter das Bier gemischt wurden, hatten die Landesfürsten gute Gründe, sich um die Reinheit des Bieres zu bemühen und festzulegen, dass Bier nur drei Stoffe, nämlich Wasser, Hopfen sowie zu Malz veredelte Gerste enthalten dürfe. Die Hefe, deren Wirkung man um 1516 noch nicht genug kannte, wurde nicht erwähnt. Die Notwendigkeit das Bier im Sommer zu kühlen, veranlasste die Brauerbrüder Sedlmayr, dem begabten Tüftler Carl Linde einen Vorschuss zur Entwicklung einer Kältemaschine zu geben. So war in der Ausstellung auch ein Modell der ersten Kältemaschine von 1877 zu bewundern. Plakate und Emailschilder spielten bei der Vermarktung des Bieres auf das Regionale und den Heimatfaktor an: So heißt es auf einem Schild für das Klääne Pils von der Brauerei Eichbaum: »Liewa klää als gar net do!«

Im April besuchten wir die evangelische Friedenskirche in der Mannheimer Schwetzingerstadt. Der Kirchenälteste Dieter Scheuermann gab uns eine Führung durch den imposanten Jugendstilbau. Als im Zuge der Industrialisierung in Mannheim in der Schwetzingerstadt viele Mietshäuser gebaut wurden, gab es für die vielen evangelischen Arbeiter und ihre Familien, die bisher von der Innenstadtpfarrei seelsorgerisch betreut wurden, keine nahe Kirche. Deshalb beschloss der Kirchengemeinderat zunächst eine kleine Kirche zu bauen. Doch der Anstieg der evangelischen Einwohner auf circa 14 000 Personen, verlangte nach einer größeren Kirche. Diese wurde samt Pfarrhaus und Konfirmandensaal im barockisierenden Jugendstil vom Architekten E. Döring geplant und am 22. April 1906 im Beisein des Prälaten der evangelischen Landeskirche Baden, Friedrich Karl Öhler eingeweiht. Bemerkenswert war neben dem 60 m hohen Kirchturm die Ausstattung der Kirche, die zum Großteil von Mannheimer Bürgern, das silberne Altar- und Taufgerät von der Industriellengattin Julia Lanz gespendet wurde. Im Zweiten Weltkrieg wurde die Kirche zweimal von Bomben getroffen und zerstört und nach dem Krieg in einfacher Form aufgebaut. Sie fasst 1100 Personen. Am 7. Juni 1953 wurde sie neu geweiht. Sie besteht aus einem Haupt- und Nebenschiff und einem neubarockem Turm. Den weiß verputzten Bau schmücken Bildhauerarbeiten aus rotem Sandstein.

Im Mai führte uns der Kurator Andreas Krock im Altbau (Zeughaus) der Reiss-Engelhorn-Museen durch die neu aufgestellte Ausstellung »Kosmos Kunst«. Die Ausstellung präsentiert auf zwei Stockwerken mit mehr als 500 Meisterstücken: Gemälde, exquisite Möbel, prächtige Gewänder, kostbares Frankenthaler Porzellan und filigrane Silberschmiedearbeiten. Die Exponate spannen den Bogen vom 17. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts und zeugen von höfischer Sammelleidenschaft ebenso wie von bürgerlichem Selbstverständnis. Die Präsentation führte in die wechselvolle Geschichte der Sammlung ein, die mit den Kurfürsten Carl Philipp und

Carl Theodor begann und seit dem 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart von bürgerschaftlichem Engagement getragen wird. In der Neuaufstellung werden die einzelnen Sammlungen nicht mehr spartenweise getrennt gezeigt, sondern treten in Themenbereichen in einen spannenden Dialog miteinander. So bleiben einzelne Gestaltungselemente wie Blumen oder bestimmte Dekore nicht auf Gemälde beschränkt, sondern finden sich zum Vergleichen auch auf Möbeln, Glaskunst oder Porzellan, Ordnungsprinzipien aus der Architektur werden auch auf Schränken angewandt.

Im letzten Jahr musste unsere Führung über den jüdischen Friedhof Mannheim leider ausfallen. Wir konnten sie aber im Juni diesen Jahres bei wechselhaftem, aber immerhin trockenem Wetter mit Frau Heidi Feickert nachholen. Wie sie uns erklärte, lagen die alten Friedhöfe in Mannheim nach Konfessionen getrennt innerhalb der ehemaligen Stadtbefestigung. 1839 plante die Stadt einen großen, zentralen Friedhof und fragte bei der jüdischen Gemeinde an, ob sie bereit sei, »gemeinsam mit den christlichen Gemeinden ein Gelände zu erwerben«. Der Stadtrabbiner stimmte einer mit einer Mauer getrennten Anlage zu, so dass 1842 gemeinsam mit dem Hauptfriedhof der neue jüdische Friedhof eröffnet werden konnte. Am 15. August fand die erste Beerdigung statt. Die Einführung des Leichenhallenzwangs 1903 nutzte die jüdische Gemeinde zur baulichen Neugestaltung. Es entstand ein 3-teiliger Gebäudekomplex mit Leichenhalle und Aufseherwohnung. Im Zentrum stand eine mit einer Kuppel versehene Bethalle im romanisch-gotischen Stil.

Während der Novemberprogrome 1938 sprengten SA-Männer die Gebäude. Auch einige Grabsteine wurden dabei beschädigt. Jedoch entging der Friedhof der Schließung. Im Herbst 1941 beschloss das Innenministerium, dass der Mannheimer Friedhof als einer von neun der noch 76 bestehenden jüdischen Friedhöfe in Baden, geöffnet bleiben solle. Nach dem Zweiten Weltkrieg ließ die Stadt 1954 die alte Leichenhalle vereinfacht wieder aufbauen. Am 22. Oktober – 14 Jahre nach den Deportationen badischer Juden in das südfranzösische Lager Gurs – wurde sie gemeinsam mit der Gedenkstätte »Denen, die kein Grab fanden« eingeweiht. In den 1990er Jahren wurde der Friedhof nach Osten hin erweitert. Frau Feikert führte unsere kleine Gruppe von 18 Teilnehmern zu den Gräbern zahlreicher Mannheimer Persönlichkeiten, etwa der Frauenrechtlerin Alice Bensheimer, des Juristen und Ehrenbürgers Max Hachenburg, des Unternehmers Bernhard Herschel, des Mitbegründers der BASF Seligmann Ladenburg, des Präsidenten des Landgerichts Mannheim Nathan Stein oder dem der Politikerin Hedwig Wachenheim.

Nach der Sommerpause, im September, konnte ich unseren Mitgliedern eine Besichtigung der renovierten Räume der Alten Mannheimer Sternwarte anbieten. Im Mai 2016 war die gut drei Jahre währende Renovierung des barocken Gebäudes abgeschlossen; 1772 war der Grundstein zur Mannheimer Sternwarte gelegt worden. Über 100 Jahre wurde hier Astronomie betrieben. Der erste Astronom war der Jesuitenpater Christian Mayer, der letzte der Professor für Astronomie an der Technischen Hochschule in Karlsruhe, Wilhelm Valentiner. 1880 wurde der Betrieb in Mannheim eingestellt. Weniger bekannt ist, dass seit 1908 Künstler in der Sternwarte lebten und arbeiteten. 1958, nach der ersten gründlichen Renovierung wurde die Alte Sternwarte endgültig zum Atelierturm. Seit einer Renovierung von 1975 wurde nicht mehr viel in das historische Kleinod investiert. Dank der Initiative des Aktionsbündnisses »Alte Sternwarte« konnte mit Hilfe von verschiedenen Einrichtungen, Vereinen und Privatpersonen aus Mannheim und der Metropolregion ab 2013 eine Außen- und Innensanierung der Sternwarte durchgeführt werden. Da auch nach der Renovierung noch einige Künstler ihre Ateliers in der Sternwarte haben, standen uns nicht alle Räume zur Besichtigung offen. So besuchten wir das Erdgeschoss, die ehemaligen Wohnräume des Astronomen im ersten Obergeschoss, das ehemalige Gästezimmer im 4. OG und die Plattform mit ihrer großartigen Aussicht über Mannheim. Ein Eindruck über die verschlossenen Räume wurde über zeitgenössische und neueste Architekturpläne vermittelt.

Im Oktober 2016 besichtigten wir mit dem Diakon Christian Möhrs die katholische Herz-Jesu-Kirche in der Mannheimer Neckarstadt. Diese wurde im Gebiet der ehemaligen »Neckargärten« errichtet, wo in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die »Neckarstadt« entstehen sollte. Hier lebten 1871 schon 2200 Bewohner, von denen 1500 katholisch waren. Vorübergehend gab es hier eine provisorische Laurentiuskirche, die jedoch bald zu klein war. 1902 konnte der Grundstein für eine neue, größere Kirche im neuromanischen Stil gelegt werden, die den Namen Herz-Jesu tragen sollte. Die Kirche besaß einen monumental gestalteten Hochaltar, die Decke wurde vom Kunstmaler Franz Wallischeck, dem Begründer der Hollerbacher Malerkolonie, mit Darstellungen aus dem Neuen Testament ausgemalt. Im Zweiten Weltkrieg wurde die Kirche bei einem Fliegerangriff

schwer getroffen und brannte bis auf die Sakristei aus. Seit 1947 wurde mit dem Wiederaufbau der Kirche begonnen, im Chorraum gestaltete der Kunstmaler Rudolf Kaufhold eine interessante Christusdarstellung, die Decke wurde von einer schönen Kassettendecke abgeschlossen. 1974/75 wurde der Altarraum nach den Bestimmungen des Zweiten Vatikanischen Konzils umgestaltet. Heute bildet die Pfarrei Herz-Jesu mit den Kirchengemeinden St. Bonifatius, St. Nikolaus und St. Bernhard die Katholische Kirchengemeinde Mannheim-Neckarstadt.

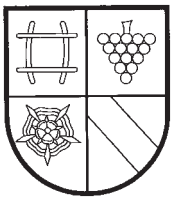
Nachdem wir im September die renovierte alte Mannheimer Sternwarte besichtigt hatten, bot sich als Fortsetzung im Oktober eine Führung zum Historischen Inventar der Sternwarte im TECHNOSEUM Mannheim an, wo dieses seit 1990 ausgestellt ist. Die umfangreiche und wertvolle Sammlung alter astronomischer Instrumente umfasst einen tragbaren Quadranten von Canivet, den großen Mauerquadranten von John Bird, einen Himmels- und einen Erdglobus von Didier Robert de Vaugondy, ein Linsenfernrohr von Jesse Ramsden und ein Spiegelfernrohr aus London. Das sind nur einige Instrumente aus dem Bestand der Sternwarte, die einst im großen Instrumentensaal im 2. OG aufgestellt waren. Sie wurden in England und Frankreich für Mannheim erworben und vom Kurfürsten bezahlt. Im 18. Jahrhundert zählte Mannheim zu den bestens ausgestatteten astronomischen Instituten und musste keinen Vergleich mit den königlichen Sternwarten von Paris oder London scheuen. Neben den Instrumenten bewahrt das Archiv des TECHNOSEUMS auch einen Großteil der Originalbeobachtungen des ersten Astronomen Christian Mayer sowie den Schriftverkehr zwischen der Sternwarte und dem großherzoglich-badischen Ministerium des Innern auf.

Im November stand der Besuch einer neuen Sonderausstellung auf dem Programm: Gemeinsam mit unserem Vorstandsmitglied Tanja Vogel, M. A. an den Reiss-Engelhorn-Museen in Mannheim, besuchten wir die Ausstellung Barock – Nur schöner Schein?, von der im Dezember-Heft 2016 der »Badischen Heimat« auf Seite 623 eine schöne Zusammenfassung von Heinrich Hauß zu lesen war. Zahlreiche Leihgaben u. a. aus dem Kunsthistorischen Museum Wien, aber auch hervorragende Exponate aus den eigenen Beständen waren in dieser Schau zu sehen. Die Ausstellung bot einen spannenden Einblick in Kunst, Musik, Literatur, Geschichte, Wissenschaft, Religion und Alltag der Barockzeit und zeigte ein erstaunliches Bild jener facettenreichen Epoche jenseits von Pomp und Puder.

Das Veranstaltungsjahr klang im Dezember mit einer Vorführung historischer Musikautomaten im TECHNOSEUM Mannheim aus. Das TECHNOSEUM zeigt in der ständigen Ausstellung mehrere alte mechanische Musikautomaten, die bei unserem Besuch von der Restauratorin Helga Erbacher wieder zum Klingen gebracht wurden. Dabei erläuterte Frau Erbacher auch die technischen Besonderheiten und den Einsatzort der Instrumente in ihrer Zeit. Größtes Instrument ist die Welte-Kinoorgel von 1928 aus dem Scala-Theater in St. Gallen, die 1982 zusammen mit 36 Notenrollen für 270 000 DM erworben wurde. Sie erklingt bisweilen im Auditorium des Museums, wo sie fest installiert ist. Sie machte mit ihrer Klangfülle und den Spezialeffekten für Stummfilme wie Sirene, Telefon, Regen oder Vogelgezwitscher den meisten Eindruck, ganz besonders als wir den von außen nicht einsehbaren Orgelraum besuchten. Weitere vorgeführte Instrumente waren eine Walzen-Drehorgel der Firma Johann Georg Loos von 1905, ein Polyphon aus Leipzig von 1900 mit Lochplattenwechsler, sowie ein Walzenphongraph von Thomas Alva Edison aus den USA ebenfalls um 1900.

Dr. Kai Budde

Jahresrückblick 2016 der Regionalgruppe Rastatt



Die Rastatter Regionalgruppe der Badischen Heimat blickt auf ein erfolgreiches Jahr 2016 zurück. Mit einem wiederholt sehr guten Besucherergebnis schloss die Badische Heimat in Rastatt das Jahr 2016 ab. Über 400 Besucher kamen zu den zehn Veranstaltungen in das Rastatter Landratsamt. Dabei wurde den Interessierten ein abwechslungsreiches Vortragsprogramm geboten, das sich aus zahlreichen Themen der deutschen, der badischen aber auch der lokalen Geschichte zusammenstellte. Bei der Auftaktveranstaltung mit dem promovierten Archäologen (und gebürtigen Rastatter) Heiko Wagner im Januar stand die römische Besiedlung im Schwarzwald im Mittelpunkt. Wagner, der als freiberuflicher Archäologe mit zahlreichen Projekten beschäftigt ist, verstand es dabei hervorragend sein Fachwissen mit seinen zahlreichen Begehungen und Funden vor Ort zu verknüpfen. Wagner belegte durch seine Forschungsergebnisse, dass der Schwarzwald nicht erst seit dem Mittelalter, sondern bereits zur

Römerzeit dichter besiedelt war, als wir heute gemeinhin annehmen.

Im Februar berichtete die promovierte Volkskundlerin Irmgard Stamm über »Küchen und Kochen im Wandel« und faszinierte mit diesem ungewöhnlichen Thema Männer und Frauen gleichermaßen. Stamm betrachtete das Thema unter kulturgeschichtlichen Aspekten, legte dabei aber auch Schwerpunkte auf die Entwicklung des Küchenmobiliars oder zur Kultur des Essens im Allgemeinen. Zudem erinnerte sie anhand von Bildmaterial daran, dass Rastatt im 19. und 20. Jahrhundert ein bedeutender Standort für die Fabrikation von Küchenherden war.

Erst kürzlich hat die Baden-Badener Stadtarchivarin Dagmar Rumpf einen wunderschön produzierten Bildband über den Battert bei Baden-Baden herausgegeben, der im März Thema bei der Badischen Heimat war. Rumpf, die selbst passionierte Kletterin und Bergsteigerin ist, informierte die über 50 Besucher darüber, dass der Battert bereits seit über 100 Jahren Übungsgelände für Alpnisten ist. Insbesondere die 1920er und 1930er Jahre waren »eine Phase intensiver Erschließungstätigkeit, als Mitglieder der Klettergilde Battert zahlreiche anspruchsvolle Touren anlegten, die noch heute zu den Klassikern gehören«.

Ein immer wieder gerne gesehener Referent der Badischen Heimat in Rastatt ist der französische Publizist Pierre Klein (Pierre Klein ist darüber hinaus Präsident des Verbands zweisprachiges Elsass), der seinen Beitrag im April unter das Motto stellte: »Elemente einer gemeinsamen Kultur im alemannischen Raum: Eine vergessene Einheit?« In seinem spannenden Referat rückte Klein die vielfältigen Gemeinsamkeiten zwischen dem Elsass und Baden in den Fokus. Klein berichtete über die gemeinsame Geschichte zwischen Baden und dem Elsass, in deren Verlauf es im geographischen, politisch-historischen, religiösen, wirtschaftlichen, sprachlichen und kulturellen Bereich eine sehr große Vielzahl von Begegnungen, Wechselwirkungen und Verwirklichungen gegeben habe. Pierre Klein untersuchte dabei beispielhaft einige dieser »gemeinsam geteilten« Elemente, und zwar jene, die für die »grenzüberschreitende« badisch-elsässisch-schweizerische Kultur durch ihre Ausführenden ebenso wie durch ihre Werke ganz besonders kennzeichnend sind. Dem Vortrag schloss sich eine lebendige Diskussion an.

Der Vortrag des Rastatter Lokalhistorikers Michael Feik gedachte an ein fast vergessenes Jubiläum der Rastatter Stadtgeschichte. Feik erinnerte an das Ende des Deutschen Bundes und des Krieges von 1866 zwischen Österreich und Preußen, von dem auch Rastatt in direkter Weise betroffen war, nicht nur weil die ehemalige Bundesfestung Rastatt 1866 in den Kriegszustand versetzt wurde, sondern weil mit dem Abzug der Österreicher zahlreiche persönliche Verbindungen zwischen den Rastattern und den österreichischen Soldaten ein Ende fanden. Der Lichtbildvortrag von Michael Feik streifte die beiderseitige Geschichte von den Zeiten des Türkenlouis bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts. Erinnert wurde dabei an die österreichischen Baumeister der Bundesfestung Rastatt, wie u. a. Georg Eberle, Michael Maly und ihrer heute noch existenten Baudenkmale. Neben badischen Regimentskapellen erfreute man sich bis 1860 in Rastatt an den Klängen der »Benedeker« aus Böhmen, die selbstverständlich auch in Baden-Baden sehr beliebt waren. Michael Feik hat übrigens auch über das Thema »Österreicher in Rastatt« geschrieben. Der Beitrag erschien als gut bebilderter Aufsatz im Heimatbuch 2016 des Landkreises, das am 6. Juni 2016 vorgestellt wurde.

Zu den bekanntesten badischen Schriftstellern zählt der charismatische Pfarrer Heinrich Hansjakob, über den Klaus Grimm im Juni sprach. Manch eine Gemeinde im Schwarzwald erinnerte im letzten Jahr an den streitbaren, unbeugsamen Pfarrer aus Haslach mit seinem typischen Heckerhut. Straßen und Schulen werden heute noch nach ihm benannt. In Freiburg gibt es gar eine Heinrich-Hansjakob-Gesellschaft. Doch wer war eigentlich dieser aufrechte, unentwegte Verfechter sozialer Gerechtigkeit, der sich als Politiker, Pfarrer und Volksschriftsteller einen Namen gemacht hat? 100 Jahre nach seinem Tod bot der gut besuchte Vortrag von Klaus Grimm einen breit gefächerten Eindruck vom Leben, Werk und Schaffenskraft dieser außergewöhnlichen Persönlichkeit.

Nach der 3-monatigen Sommerpause bot die Badische Heimat im Oktober einen elsässischen Liederabend mit dem Liedermacher Serge Rieger. Rieger sang in französischer, vor allem aber in elsässischer Sprache und begeisterte sein Publikum durch seine musikalische Präsenz auch in Rastatt. Rieger wurde für seine Arbeit und die Erhaltung des »Elsässerdütschs« schon mehrfach prämiert und ausgezeichnet. Er schreibt und vertont seine Lieder selbst, seine Lieblingsthemen sind dabei der Respekt des Lebens und vor allem die Bewahrung der Elsässischen Kultur. Rieger ist auch Mitglied verschiedener Bands und musikalischer Gruppen und verfolgt dabei ganz unterschiedliche Stilrichtungen wie Bluegrass oder keltische Tänze. Es ist aber nicht nur die Musik, mit der er begeistert. Seit vielen Jahren besucht er regelmäßig die Schulen des Elsass, um dort mit den Kin-

dern elsässerdeutsche Lieder zu singen. Im letzten Jahr hatten über 500 Kinder sein Lied »De Storich« gesungen. Nebenbei gibt Serge Rieger Kurse, um den elsässerdeutschen Dialekt im Leben zu behalten. Das Publikum war so begeistert von diesem außergewöhnlichen musikalischen Abend, den Serge Rieger erst nach mehreren Zugaben und viel Beifall beenden durfte.

Eng mit der Badischen Heimat verbunden ist der Chef des Staatsarchivs Freiburg, Dr. Kurt Hochstuhl. Der Archivdirektor berichtete im November über die Auswanderungsbewegungen aus dem deutschen Südwesten vor allem nach Amerika im vorletzten Jahrhundert. Hochstuhl erzählte sehr eloquent über Wanderungsbewegungen einzelner Menschen, bestimmter Gruppen oder von ganzen Völkern, die es seit Anbeginn der Menschheitsgeschichte gegeben habe. Die Motive, seine angestammte Heimat zu verlassen und in einer fremden Umgebung einen Neuanfang zu wagen, waren und sind seit jeher vergleichbar, wie Hochstuhl kompetent erläuterte. Anhand der Auswanderung aus Baden und Württemberg im 19. Jahrhundert berichtete er fachkundig über die Ursachen, den Verlauf und die Ergebnisse dieser Massenbewegung.

Auf Einladung der Badischen Heimat in Rastatt referierte der Publizist Dr. Johannes Werner über den badischen Hofmaler Feodor Iwanowitsch, über den Werner erst unlängst ein sehr lesenswertes Buch vorgelegt hat. Der »Kalmück«, wie ihn die Zeitgenossen nannten, wurde als Kind »geraubt, verschleppt, verschenkt« und landete schließlich in Karlsruhe, wo man ihn wie ein »Wundertier« betrachtete, bis sich seine ungewöhnliche Begabung zeigte. Nach dem Besuch der Kunstakademie ging Iwanowitsch nach Rom, wurde dort zu einem Mittelpunkt der deutschen Künstlerkolonie, wie Werner ausführte, und durch seine Werke weithin berühmt; so sehr, dass er Lord Elgin nach Athen begleiten durfte, um die dortigen Monumente im Bild festzuhalten. Seine von aller Welt bewunderten Zeichnungen gelangten mit den »Elgin Marbles« ins Britische Museum in London, wo sie sich noch heute befinden. Iwanowitsch wurde Hofmaler in Karlsruhe, schloss sich hier wieder an seinen alten Freund Weinbrenner an, den er mehrfach porträtierte und der ihn u. a. mit der Ausmalung der evangelischen Stadtkirche beauftragte. Johannes Werner bot an diesem Dezemberabend ungewöhnliche Einblicke in die letztlich tragische Lebensgeschichte eines Künstlers, der mit der Geschichte Badens und seiner Hauptstadt Karlsruhe untrennbar verbunden ist. *Martin Walter*

Jahresrückblick 2016 der Regionalgruppe Schwetzingen

Mitgliederversammlung
Das Programm des Jahres 2016 beginnt mit der Mitgliederversammlung am 17. Februar, 19.00 Uhr im Restaurant Bootshaus in Ketsch. Die Regularien wurden zügig abgehandelt und der Vorstand einstimmig entlastet. Die Wahlen ergaben, dass der neue Vorstand der alte ist – ein Zeichen für die Kontinuität und gegenseitige Wertschätzung. Dessen ungeachtet bemühte man sich um die Einbindung neuer, jüngerer Mitglieder in die aktive Vereinsarbeit.

1250 Jahre Schwetzingen –
Vorträge zur Stadtgeschichte
Für viele Gemeinden im Rhein-Neckar-Raum ist die namentliche Erwähnung im Lorscher Codex im Jahr 766 die Grundlage ihrer »Zeitrechnung«. Den Auftakt zu einer umfassenden Veranstaltungsreihe zum Jubiläumsjahr in Oftersheim und Schwetzingen bildete der Vortrag von Dr. Herrmann Schefers, Leiter UNESCO-Büro Lorsch, in Oftersheim am 26. Februar.

»Das mittelalterliche Schwetzingen« war das Thema des Vortrages von Achim Wendt in der Schlosskapelle am 11. April. Das Schloss Schwetzingen, im Mittelalter noch eine wehrhafte Wasserburg des Rittergeschlechtes der Erligheimer, wurde erstmals 1350 in einer Urkunde erwähnt. Elsbeth von Schonenberg räumte darin dem Pfalzgrafen Ruprecht ein ständiges Wohnrecht in der »Veste« Schwetzingen ein. So gelangten das Schloss und die dazu gehörigen Besitztümer allmählich ganz in den Besitz der Kurpfalz. Die in Heidelberg residierenden Pfalzgrafen und späteren Kurfürsten der Pfalz kamen gerne und oft in das nah gelegene Schwetzingen, um in den wildreichen Forsten des Hardtwaldes zu jagen.

Im zweiten Halbjahr führt Wolfgang Schröck-Schmidt, M. A., die Vortragsreihe fort. Am 16. September berichtet er im Palais Hirsch über »Das barocke Schloss zu Schwetzingen. Die Sommerresidenz im 17. und 18. Jahrhundert«. Der Referent präsentierte bislang der Öffentlichkeit so nicht bekannte Pläne des Schlosses und vieles mehr.

Prof. Dr. Cord Arendes stützte seinen Vortrag über »Auch in der Nazizeit war zwölfmal Spargelzeit. Schwetzingen in der Zeit des Nationalsozialis-

mus« am 10. November im Palais Hirsch auf Fotos jener Jahre. In den wissenschaftlichen Ausführungen spielten Fotografien eine ganz bedeutende Rolle, deren Zuverlässigkeit als verlässliche Quelle er stets hinterfragte. An exemplarischen Dokumenten wie Fotos vom alten Bahnhof, vom Ausbesserungswerk, vom Spargelfest, den Aufmärschen zum 1. Mai-Feiertag 1934 und 1935 und zahlreicher anderer Ereignisse, darunter den Besuch hoher Parteifunktionäre in Schwetzingen, die sich auch ins Goldene Buch eintrugen, zeigte der Referent die lokalpolitische Entwicklung auf.

Ausstellungen:
Das Thema Erster Weltkrieg 1914–1918 wurde fortgeschrieben. Mit der Einbindung jährlicher Veranstaltungen in das Programm soll die lange Dauer, die auch für die Soldaten und die Bevölkerung unerträglich war, sich in das Bewusstsein der heutigen Öffentlichkeit einprägen. Die Ausstellung »Der Erste Weltkrieg. Abschiede und Grenzerfahrungen – Alltag und Propaganda« der Landeszentrale für Politische Bildung mit Exponaten aus dem Bezirk Schwetzingen fand vom 14. März bis 16. April in der Volkshochschule Schwetzingen statt. Die Ausstellung legte mit zeitgenössischen Bildern und Zeugnissen ihr Augenmerk auf den Alltag der Menschen und insbesondere auf das Erleben und die Perspektive von Kindern und Jugendlichen.

500 Jahre Bayerisches Reinheitsgebot Bier in Schwetzingen
Das Karl-Wörn-Haus griff das Jubiläum »500 Jahre Bayerisches Reinheitsgebot« auf und legte dabei das Augenmerk auf die Bierproduktion in Schwetzingen. Die Ausstellung dauerte vom 23. April bis 17. Juli und war außerordentlich gut besucht. Bei der Eröffnung hob Oberbürgermeister Dr. René Pöltl hervor, dass die lokale Bier-, Hopfen- und Brauereikultur die Stadtentwicklung maßgeblich beeinflusste. Dr. Hans Spielmann von der Welde-Brau-Manufaktur erwähnte die klimatischen Bedingungen und die Bodenverhältnisse, die den Hopfenanbau in der Region ermöglichten. Der »Bierpadre« Christian Köhler berichtete im historischen Gewand Wissenswertes zum Reinheitsgebot. Museumsleiterin Birgit Rechlin, Kuratorin der Ausstellung, dankte den vielen privaten Leihgebern. Und Martin Keßler spielte mit seiner antiken »Quetschkommod« den Volkstanz »Hopfenschottisch« aus der Gegend um Tettnang, bevor der Rundgang Geschichte des Bierbrauens seit der Zeit der alten Ägypter freigegeben wurde.

Von Vincenzo Di Tommaso und Schülern
Auch Künstler nahmn sich der 1250 Jahrfeier an: Vincenzo Di Tommaso zeigte vom 22. April bis 1. Juli »Porträts und Landschaften«, eine Ausstellung mit bemerkenswerten Porträts markanter Schwetzinger/innen sowie Bleistift- und Kohlezeichnungen, Aquarelle und Arbeiten in Pastell- und in Acrylfarben aus vielen Schaffensepochen.

Zu den vielversprechenden Künstlern zählten sicherlich auch die Schüler der Schwetzinger Schulen, die vom 7. bis 24. Juni ihre Ausstellung »Wir – 2016 – Hier« in der Sparkasse Schwetzingen darbieten konnten.

1250 Jahre Stadtgeschichte
Im Karl-Wörn-Haus wurde die zweite Jahresausstellung der Stadtgeschichte im allgemeinen gewidmet. »Von Suezzingen zu Schwetzingen. 1250 Jahre Geschichte« lautete der Titel der Ausstellung, die vom 8. Oktober bis 18. Dezember 2016 zu sehen war. In Kooperation des Karl-Wörn-Hauses mit dem Stadtarchiv Schwetzingen führte sie die Besucher/innen durch die 1250-jährige Geschichte Schwetzingens von der Ersterwähnung des 8. Jahrhunderts im Lorscher Codex bis zur heutigen Spargel- und Festspielstadt.

Badischen Volksleben
Hier fügte sich die Wanderausstellung des Badischen Landesmuseums Karlsruhe »Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert« vom 17. Oktober bis 11. November nahtlos ein. Bei der Eröffnung in der VHS Schwetzingen begrüßte die Leiterin Gundula Sprenger M. A. Nach dem Grußwort von Dr. Volker Kronemayer führte Kurator Dr. Bernhard Oeschger mit seinem Vortrag »Ländliche Lebensformen im 19. Jahrhundert« thematisch in die Ausstellung ein. Ihr liegt eine Fragebogenaktion zugrunde, die in den Jahren 1894/1895 im Großherzogtum durchgeführt wurde. Damals befand sich Baden, wie das ganze deutsche Kaiserreich, im strukturellen Umbruch. Die Menschen verließen im Zuge der Industrialisierung ihre ländliche Heimat und zogen in die Städte, wo es Arbeit und Brot gab. Sitten und Gebräuche, die bis dahin im ländlichen Raum üblich waren, lösten sich auf. Das fiel vor allem Pädagogen und Theologen auf, die darauf hinwiesen und so die Fragebogenaktion auslösten.

Studienfahrt und Weinwanderung
Zu den Traditionen der Badischen Heimat in Schwetzingen gehört die Mehrtagefahrt. In diesem Jahr führte sie nach Franken. Dabei stand, passend zu

Richard Wagners Geburtstag (22. Mai 1813), ein Besuch im Museum über den Komponisten in Bayreuth auf dem Programm. Weitere Stationen waren der Felsengarten Sanspareil unweit der Burg Zwernitz, Bamberg mit Stadtführung, Schloss Seehof mit Führung durch die Innenräume und der Besuch der ehemaligen Residenz der Würzburger Fürstbischöfe. Am Anfang der Reise stand eine Führung auf den Spuren Kaspar Hausers in Ansbach.

Zum unterhaltsamen Teil des Programms trug die Weinwanderung an der Bergstraße bei. Sie fand am 10. Juni unter der Leitung von Gundula Sprenger, Leiterin der VHS Schwetzingen, und Dieter Burkard, Zweiter Vorsitzender der Badischen Heimat Bezirk Schwetzingen, statt. Die Weinwanderung führte durch Schriesheims bekannteste Weinlagen Kuhberg, Schlossberg, Rittersberg sowie dem historischen Weinbau Madonnenberg. Ein Rundgang durch die Altstadt brachte die über 1000-jährige Geschichte des Ortes näher. Die Weinprobe fand in der Winzergenossenschaft Schriesheim statt.

Verleihung der Hebelmedaille, Hebelgedenken und Hebeltrunk

Die Hebelmedaille für vorbildliches soziales Engagement wurde am 17. September an die Schülerinnen Lara Schiele und Ann-Kathrin Thießen vom Hebelgymnasium sowie an Lara Stäcker von der Carl Theodor Schule verliehen; vorgeschlagen wurde Lara Stäcker von der Karl-Friedrich Schimper-Gemeinschaftsschule. Im Rahmen einer Festveranstaltung überreichten Oberbürgermeister Dr. René Pöltl und Dr. Volker Kronemayer gemeinsam die Auszeichnung. Eine 1-jährige Ehrenmitgliedschaft in der Badischen Heimat Bezirk Schwetzingen war mit Bestandteil der Ehrung. Den Festvortrag hielt Pfarrer Steffen Groß mit »Hebel als Lehrer der Kirche«.

Vor der Verleihung der Hebelmedaille im Palais Hirsch fanden sich die Hebelfreunde traditionell zum Gedenken mit einer Kranzniederlegung an Hebels Grabstein neben dem Hebelhaus in der Hildastraße ein. Hier eröffneten Oberbürgermeister Dr. René Pöltl und sein Amtskollege aus Hausen, Martin Bühler, die Gedenkstunde mit kurzen Worten. Musikalisch umrahmt wurde das Gedenken von der Stadtkapelle. Martin Bühler trug eines seiner legendären Mundartgedichte, vor, dieses Mal war es »Das Hexlein«. Mit seinen Worten am Grab prägte Prälat Prof. Dr. Traugott Schächtele das Vermächtnis Johann Peter Hebels in das Bewusstsein der Zuhörer ein.

Themenheft Schwetzingen in der Schriftenreihe Badische Heimat

Am 22. März stellte die Stadt Schwetzingen zusammen mit der Badischen Heimat im Palais Hirsch Heft 1/2016 der Schriftenreihe Badische Heimat mit dem Schwerpunkt Schwetzingen vor. Die Autoren nahmen bei dieser Präsentation die Gelegenheit wahr, ihre Darstellungen im Heft mit persönlichen Anmerkungen zur Arbeit an ihrem Sujet zu verknüpfen. Außerhalb des vorgesehenen Programms verlieh Oberbürgermeister Dr. René Pöltl dem überraschten Ersten Vorsitzenden der Badischen Heimat in Schwetzingen, Dr. Volker Kronemayer, die Verdienstmedaille der Stadt. In seinen Dankesworten betonte dieser, dass die Leistungen für die kulturelle Arbeit ohne die Unterstützung des stets engagierten und loyalen Vorstandes und Beirats nicht möglich seien und dankte allen, die daran beteiligt waren, diese Auszeichnung, die auch eine Auszeichnung des Vereins vor Ort ist, zu ermöglichen.

Abschließend sei an dieser Stelle allen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen, insbesondere dem Zweiten Vorsitzenden Dieter Burkard, dem Kassier Werner Knieriem und dem Schriftführer Dieter Frodl für die geleistete Arbeit, ohne die das ehrgeizige Programm nicht durchzuführen gewesen wäre, herzlich gedankt. Unseren Mitgliedern wünsche ich ein frohes Fest und einen guten Start in das neue Jahr 2017

Volker Kronemayer

Buchbesprechungen

Bernard Wittmann:
Une épuration ethnique à la française – Alsace-Moselle 1918–1922. 2016, 224 S., ISBN 978-2-36747-026-9, 13,00 €

Eine ethnische Säuberung nach französischer Art. Elsass-Lothringen 1918–1922

Das Buch, mit vielen Abbildungen und Dokumenten angereichert, steht seit September 2016 in den Regalen der elsässischen Buchhandlungen und findet seitdem reißenden Absatz. Der Verleger weiß jetzt schon, dass es eine dritte Auflage geben wird. Wittmanns Buch ist eng verbunden mit dem Buch von Maria Hart (Üs unserer Franzosezit, Rezension in Heft 3, 2016 der Badischen Heimat), das ihn zu diesem neuesten Werk inspiriert hat. Allerdings ist, was zu bedauern ist, eine deutsche Übersetzung bislang nicht in Sicht. Der Historiker Bernard Wittmann gehört zu der Generation Elsässer, die nach dem letzten Krieg als erste das Verbot der deutschen Sprache in der Schule – sei es als Schriftsprache oder als Mundart – zu spüren bekam. Um heute seine elsässischen Leser zu erreichen hat er, was er jedoch sehr bedauert, keine andere Wahl, als seine Bücher auf Französisch zu schreiben

Mit seinem ersten Werk, das den Untertitel »E Gschicht zuem iwerläwe« trug – und das 2009 in deutscher Sprache unter dem Titel »Die Geschichte des Elsass, eine Innenansicht« bei Morstadt erschienen ist – hat Wittmann 1999 die Geschichte des Elsass völlig neu geschrieben (Rezension in Heft 1, 2013 der Badischen Heimat). Bis zu diesem Zeitpunkt hatten die Historiker gemäß dem Leitbild der »einen und unteilbaren Republik« ganz überwiegend dazu tendiert, ihrem elsässischen Leserpublikum die Auffassung zu vermitteln, dass ihre Region von jeher schon immer französisch werden und bleiben wollte und dass alles Übel von der rechten Seite des Rheins kam.

Die allgemeine historische Ausgangssituation ist bekannt: Das lange deutsch geprägte Elsass wird von Frankreich im Dreißigjährigen Krieg erobert und unterworfen, 1871 jedoch vom Deutschen Kaiserreich zurückerobert und als Reichsland Elsass-Lothringen annektiert. Der Unmut ist groß bei manchen Elsässern, die nach zwei Jahrhunderten der Unterwerfung unter Paris sich schwertun, sich mit diesem Wechsel abzufinden. Es stimmt, dass das Statut dieses neuen Staates im Kaiserreich, des Reichslands, zunächst etliche Wünsche offen lässt, aber die ökonomische und kulturelle Entwicklung ist sehr erfolgreich und nach und nach verheilen die Wunden. Im Jahr 1911 erhält Elsass-Lothringen eine Verfassung, das Reichsland befindet sich so auf dem besten Weg, ein reguläres deutsches Bundesland zu werden, ausgestattet mit den gleichen Rechten wie die anderen Länder. In dieser Epoche verfügt die Region des Elsass und des deutschsprachigen Lothringen (heute Département Moselle) über Freiheiten, über die sie später nie wieder verfügen wird.

1914 werden die wehrfähigen Elsässer und Lothringer in die deutsche Armee eingezogen, zu der sie sich loyal verhalten, jedenfalls gibt es unter ihnen nicht mehr Fahnenflüchtige als unter den Bayern und Sachsen. In den Städten und Dörfern von Elsass-Lothringen feiert man die deutschen Siege und lässt die Glocken läuten. Dies ändert sich seit dem Frühling 1918, als es immer offenkundiger wird, dass der Sieg nicht mehr möglich ist. Zudem ist die Bevölkerung nach vier Hungerjahren, geprägt durch Entbehrungen und eine Militärdiktatur, zunehmend kriegsmüde geworden.

Die Folge ist bekannt. Deutschland akzeptiert den Friedensvorschlag des amerikanischen Präsidenten Wilson, der das Selbstbestimmungsrecht der Völker proklamiert, ein Recht, das jedoch von den Siegern missachtet wird. Zumindest (nicht) für Elsass-Lothringen, das Frankreich sich anschickt, ein zweites Mal in seiner Geschichte zu annektieren. Es betrachtet die Region als ein Frankreich zustehendes Eigentum, wofür es die Zustimmung der Bevölkerung nicht einzuholen gedenkt. Gleichzeitig hat die Regierung anfangs aber kein Vertrauen zu dieser Bevölkerung, die Elsässer und Lothringer gelten als *boches* und es wird nun als notwendig erachtet, das Land von Grund auf zu »deboichisieren.« Folglich werden alle Einwohner entsprechend ihrer ethnischen Herkunft in verschiedene Klassen eingeteilt, anschließend bildet die französische Regierung die sogenannten*commissions de triage*, also Ausleseko-

missionen. Ihnen gehören ein französischer Offizier sowie von ihm ausgesuchte Denunzianten an, die regelmäßig tagen, die Leute einberufen und darüber entscheiden, ob sie das Recht haben zu bleiben oder ob sie das Land verlassen müssen. Wittmann zitiert (S. 134) eine ebenso ausführliche wie vernichtende Bilanz des Straßburger Journalisten Lucien Minck aus dem Jahre 1930, in der dieser über die juristisch höchst fragwürdigen Praktiken dieser Kommissionen berichtet. Im Ergebnis wurden die Personen, die eine schlechte ethnische Herkunft, also eine deutsche, aufwiesen und entsprechend durch diese Ausnahmegerichte verurteilt wurden, aus dem Land verwiesen. Wenn man eine möglichst niedrige Zahl ansetzt, so waren es 130 000 Personen, die ausgewiesen wurden. Es versteht sich von selbst, dass dies zu fürchterlichen Schicksalen führte, zu schrecklichen Zerreißungen innerhalb ein und derselben Familie.

In jedem Falle ging es der französischen Militärverwaltung vor allem darum, mit der Vergangenheit der Boches *tabula rasa* zu machen, indem man die deutschsprachige Elite aus dem Land verbannte. Stattdessen platzierte man an die Spitze aller Verwaltungseinrichtungen Franzosen, die durchweg aus Innerfrankreich kamen, während den Elsässern nur subalterne Posten anvertraut wurden. Doch nicht genug damit. Elsass-Lothringen erleidet eine wahre Ausplünderung, einen regelrechten Raub durch die Enteignung aller Güter, die als deutsch deklariert wurden. Darunter fallen nicht weniger als 40 000 private, industrielle und kommerzielle Besitztümer, die zunächst konfisziert und dann unter skandalösen Umständen liquidiert werden, wobei die französischen Großindustriellen zu Nutznießern wurden.

Wenn eine Untat begangen wurde versucht der Täter immer seine Spuren zu löschen. In der Tat, es gibt kein Archiv, in dem die Tätigkeit der *comissions de triage* dokumentiert ist. Es gibt nur sehr wenige Fotos über die Vertreibungen, die Dokumente sind weitgehend beseitigt worden. Dieses Skandalon ist ein Grund, diese ausgezeichnete Dokumentation von Bernard Wittmann zu begrüßen, dies umso mehr als in den innerfranzösischen Debatten seit jeher die Nation durch ihre Politiker immer wieder als ein Musterland für Offenheit, Gleichheit und Toleranz dargestellt wird. In Elsass-Lothringen hat Frankreich zwischen 1918 und 1922 jedoch ein ganz anderes Gesicht gezeigt, nämlich das Gesicht eines Landes, das kulturelle Vielfalt nur schlecht erträgt und das Assimilation dazu nutzt, um die Andersartigkeit regionaler Minderheiten zu unterdrücken.

Joseph Schmittbiel (Straßburg)

Werner Mezger: Schwäbisch-alemannische Fastnacht. Kulturerbe und lebendige Tradition. 2015, 190 farbige Fotos von Ralf Siegele, gebunden, 288 S., ISBN 380-6-229-473, 49,95 €

Ein in jeder Beziehung gewichtiges Buch legt Werner Mezger mit diesem Werk vor. So umfassend ist die schwäbisch-alemannische Fastnacht noch nie dargestellt worden. Bei allem wissenschaftlichen Anspruch, den man von dem Autor erwartet, bleibt der Text eine spannende, gemeinverständliche, aufklärende und natürlich auch amüsante Lektüre. Die früheren, ähnlich betitelten Publikationen von Hermann Eris Busse, Johannes Künzig und Wilhelm Kutter sind durch den Wissensstand von Werner Mezger in vielen Teilen überholt. Das fängt schon mit der Herleitung des Wortes Fastnacht an, das eindeutig den Vorabend der Fastenzeit bezeichnet und nichts mit Faseln und dergleichen zu tun hat, wie früher oft vermutet. Viele hergebrachte mythologische Deutungen bestimmter fastnachtlicher Erscheinungen kann Mezger auf Grund historischer Sachkenntnis ihrer Entstehung oder Herkunft nach einleuchtend widerlegen.

Das Werk ist systematisch angelegt und beginnt mit der Entstehung und historischen Entwicklung der Fastnacht. Dabei ergeben sich mancherlei interessante, zum Teil auch unerwartete Aspekte. Die Wurzeln des Brauches liegen einerseits im Naturjahr, mehr aber noch im Ablauf des Kirchenjahres. Auch die Zweiwelten-Theorie des heiligen Augustinus spielt dabei eine Rolle. In der Renaissance wirkten italienische Einflüsse. Die Aufklärung brachte sogar Verbote mit sich.

Interessant ist die Feststellung, dass die Wiederbelebung der Schwäbisch-alemannischen Fastnacht im 19. Jahrhundert eigentlich der von Köln 1823 ausgehenden rheinischen Fastnachtsreform zu verdanken ist, ein Umstand, den die meisten Narrenfunktionäre heftig von sich weisen.

Fastnachtsverbote gab es auch nach dem Ersten Weltkrieg, doch ließen sich diese nie ganz durchsetzen, weil man sich auf altes Herkommen berief. Veranstalter des ersten großen Narrentreffens in Freiburg war 1928 die Badische Heimat. Solche Treffen sind heute selbstverständlich geworden, und die Zahl der Narrenzünfte geht in die Hunderte.

Weitere Kapitel beschreiben die verschiedenen Maskentypen, so etwa Weißnarren und Flecklesnarren, Hexen, Riesen, Strohbären und andere. Die freundlich erscheinenden Glattlarven deutet Mezger als Symbole der Falschheit. Weiter geht es um Larven und Häs als Volkskunstobjekte, dann um die vielerlei Narrenattribute wie Schellen, Schweinsblasen, Streckscheren, Peitschen und Rätschen. Den zeitlichen Abläufen und wichtigen Brauchformen wie etwa auch den Narrengerichten, unter denen das Stockacher das bekannteste ist, sind weitere Kapitel gewidmet. Dem folgt schließlich eines über Narrenmärsche, Rufe und Sprüche.

Im letzten Drittel des Buches werden Brauchgebiete sowie einzelne Fasnetsorte und Narrenstädte vorgestellt.

Die Einteilung des schwäbisch-alemannischen Fastnachtsgebietes folgt dem Gliederungsprinzip, das Wilhelm Kutter in den 1970er Jahren vorgeschlagen hat, angefangen von der Baar bis zu Oberschwaben-Allgäu. Dieser Buchteil lebt neben der Einzelbeschreibung von Fastnachtsorten ganz besonders von der prächtigen Bebilderung durch die Fotografien von Ralf Siegele, die im Übrigen das ganze Werk zu einem Augenschmaus machen. Ein umfassendes Literaturverzeichnis und ein ebensolches Register schließen den Band ab.

Wer an heimischem Brauchtum interessiert ist, kann an diesem großartigen Buch nicht vorbeigehen.

Heinz Schmitt

Gerhard Greß: Die Höllentalbahn und Dreiseenbahn. 2015, 437 s/w- und 151 Farbaufnahmen, mit farbiger Streckenkarte der Bundesbahn, Großformat gebunden, 264 S., ISBN 978-3-8375-1539-8, 39,95 €

Beachtlich schnell hatte die Höllentalbahn 1945 nach dem Kriegsende den Betrieb wieder aufgenommen. Wer in Freiburg in den Zug stieg, konnte um 10.43 Uhr Neustadt und um 12.32 Uhr Seebrugg erreichen. Der Fahrgast tat allerdings gut daran, den Zusatz in der eckigen Klammer zu lesen: »Von Höllsteig bis Hinterzarten ca. ¾ Stunde Fußmarsch«. Die in den letzten Kriegstagen von deutschen Einheiten zerstörte Ravennabrücke war der Grund für die Unterbrechung. Der ausgewiesene Bahnhistoriker Gerhard Greß hat der 1887 eröffneten Höllentalbahn und der in den 1920er Jahren realisierten Dreiseenbahn ein optisch wie inhaltlich attraktives Buch gewidmet mit dem Ziel, dem Leser die Betriebsgeschichte zweier Bahnstrecken in unvergleichlicher Landschaft zu erschließen. Seine Ausführungen sind dicht mit Bildern belegt – eine eindrucksvolle Leistung, sie in dieser Vollständigkeit gesammelt zu haben.

Ein Parademotiv ist das Viadukt über die Ravennaschlucht, das alte aus dem 19. Jahrhundert, das neue aus den 1920er Jahren, mit den hohen granitummantelten Pfeilern. In hervorragenden s/w Fotos ist der Wiederaufbau 1946/47 dokumentiert, Gerüste, Kräne und Kriegsgefangene bei der Arbeit sind zu sehen; auch der Blick von oben durch das überhängende Gleis fehlt nicht. Greß bietet Daten und Fakten und weiß viel über den Hintergrund. So steckt hinter dem raschen Wiederaufbau der Ravennabrücke das Interesse der französischen Besatzungsmacht, die von der Reichsbahn 1936 auf der Höllentalstrecke begonnenen Versuche mit dem 50-Hertz-Betrieb von E-Loks und Triebzügen, d. h. mit der Frequenz des öffentlichen Stromnetzes, fortzusetzen.

Auf dem Bucheinband prangt eine Dampflokomotive der Baureihe 85. Diese kräftigen auf der Basis von Güterzugloks konstruierten Maschinen, die bis 1960 auf der Höllentalstrecke im Einsatz waren, hatten es ermöglicht, 1933 den Zahnstangen-Betrieb einzustellen. Ein Exemplar existiert noch: Die Lok 85007 wurde 1979 von der Stadt Freiburg gekauft und in die Obhut der Eisenbahnfreunde gegeben. Als Schmuckstück steht sie auf dem Gelände des Bahnbetriebswerks Freiburg. Greß dankt am Schluss nicht nur den Institutionen wie dem Stadtarchiv Freiburg und den Sammlerkollegen, die Bilddokumente bereitgestellt haben, sondern drei Koautoren: Volkhard Stern schreibt über die Kraftpost, den gelben Postbus als Ergänzung oder Alternative zur Bahn, Ralf Roman Rossberg über Funkeinrichtungen zur Sicherung des Betriebs auf der Dreiseenbahn in den 1980er Jahren; Helmut Jäger, Lok-Führer in Ruhe, erinnert sich an eine abenteuerliche Fahrt Höllental abwärts mit versagenden Bremsen: »Notsignal in der Steilstrecke«.

Renate Liessem-Breinlinger

Landesverein Badische Heimat e. V.		
VORSTAND DES LANDESVEREINS BADISCHE HEIMAT E. V.		
Landesvorsitzender	Dr. Sven von Ungern-Sternberg Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. dienstl. 07 61 / 7 37 24 Fax dienstl. 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de
Stellv. Landesvorsitzender	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de
Landesrechnerin	Margrit Roder-Oeschger Im Weingarten 8 79594 Inzlingen	Tel. 01 71 / 8 90 29 37 margrit.roder-oeschger@t-online.de
Chefredakteur	Heinrich Hauß Weißdornweg 39 76149 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 75 43 45 Fax 07 21 / 92 13 48 53 heftredaktion@badische-heimat.de
Schriftführerin	Dorothee Kühnel Landhausstr. 10 72250 Freudenstadt	Tel. 0 74 42 / 12 16 63 heftredaktion@badische-heimat.de
Internetbeauftragter und Öffentlichkeitsarbeit	Dr. Christoph Bühler Lochheimer Str. 18 69124 Heidelberg	Tel. 0 62 21 / 78 37 51 Fax 0 12 12 / 6 22 33 66 65 buehler@badische-heimat.de
Beisitzer	Dr. Reinhard Bentler Am Rebberg 34 79194 Gundelfingen	Tel. 07 61 / 5 31 72
Beisitzer	Jürgen Ehret Schwarzwaldstr. 30 79423 Heitersheim	Tel. 0 76 34 / 18 87 ehret-juergen@t-online.de
Beisitzer	Joachim Müller-Bremberger Kaiserstuhlstr. 19 79211 Denzlingen	Tel. priv. 0 76 66 / 88 03 09 j.mueb@gmx.de
Beisitzer	Dr. Bernhard Oeschger	Tel. 0 76 21 / 4 57 81 und Tel. 07 61 / 7 37 24 info@badische-heimat.de
BEIRAT		
Prof. Dr. Kurt Andermann	Nibelungenring 79 76297 Stutensee	Tel. 07 21 / 9 26 26 72 kurt.andermann@geschichte.uni-freiburg.de
Prof. Dr. Gerd F. Hepp	Speckbacherweg 14 79111 Freiburg	Tel. 0761 / 43318 gfhepp@arcor.de
Dr. Kurt Hochstuhl	Staatsarchiv Freiburg Colombistr. 4 79098 Freiburg	Tel. 0761 / 3 80 60 11 Fax 0761 / 3 80 60 13 E-Mail: kurt.hochstuhl@la-bw.de
Prof. Dr. Wolfgang Hug	Hagenmattenstr. 20 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 6 26 83 wolfgang@hugma.com
Wolfram Jäger	Ostpreußenstr. 14 76228 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 1 33 10 25 dez2@karlsruhe.de
Dr. Gerhard Kabierske	Karlsburgstr. 5 76227 Karlsruhe	Tel. priv. 07 21 / 49 51 92 Tel. dienstl. 0721 / 6 08-4 61 51 gerhard.kabierske@kit.edu
Elisabeth Schraut	Markthallenstr. 14 78315 Radolfzell	eschraut@t-online.de
Dr. Gerhard Stratthaus	Wahlkreisbüro Bgm-Georg-Baust-Str. 6 68723 Plankstadt	Tel. 0 62 02 / 13 91 17 Fax 0 62 02 / 13 91 38
Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht	Rossstr. 27 97261 Güntersleben	Tel. 0 93 65 / 91 14 p.l.weinacht@t-online.de

REGIONALGRUPPEN		
Baden-Baden	Dieter Baeuerle Schlossstraße 8 76530 Baden-Baden	Tel. u. Fax priv. 0 72 21 / 3 19 53 baeuerledieter@aol.com
Bruchsal	Jörg Teuschl An der Schanze 21 76703 Kraichtal-Unteröwisheim Elisabeth Burkard Mozartweg 9 76646 Bruchsal	Tel. u. Fax 0 72 51 / 6 29 34 joerg.teuschl@t-online.de Tel. u. Fax 0 72 51 / 1 82 11
Freiburg	Dr. Bernhard Oeschger Julia Dold Konradstr. 15 79100 Freiburg	Tel. 0 76 21 / 4 57 81 und Tel. 07 61 / 7 37 24 info@badische-heimat.de Tel. 07 61 / 6 81 48 44 julia-dold@gmx.de
Heidelberg	Dr. Christoph Bühler Lochheimer Str. 18 69124 Heidelberg	Tel. 0 62 21 / 78 37 51 Fax 0 12 12 / 6 22 33 66 65 buehler@badische-heimat.de
Karlsruhe	Dr. Hans-Jürgen Vogt Durmersheimer Str. 53 76185 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 9 50 49 51 dr.vogt@labor-vogt.de
Lahr	Gabriele Bohnert Stadtarchiv Rathausplatz 4 77933 Lahr	Tel. dienstl. 0 78 21 / 9 10-0416 Fax dienstl. 0 78 21 / 9 10-70416 gabriele.bohnert@lahr.de
Lörrach	Inge Gula Brunnenstraße 19 79541 Lörrach	Tel. 0 76 21 / 5 34 06 inge.gula@gmx.de
Mannheim	Dr. Kai Budde L 11, 9 68161 Mannheim	Tel. privat 06 21 / 2 71 50 maybudk@web.de
Pforzheim	Brigitte Wöhrle Engelswiesen 14 75180 Pforzheim	blwoerle2susi@gmail.com
Rastatt	Martin Walter Kreisarchiv Am Schlossplatz 5 76437 Rastatt	Tel. dienstl. 0 72 22 / 3 81 35 81 Tel. priv. 0 72 25 / 98 54 38 m.walter@landkreis-rastatt.de
Schwetzingen	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de
GESCHÄFTSSTELLE		
Daniela Koehler Geschäftszeiten: Mo., Di., Do. 9.00–12.00 Uhr	Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 7 37 24 Fax 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de